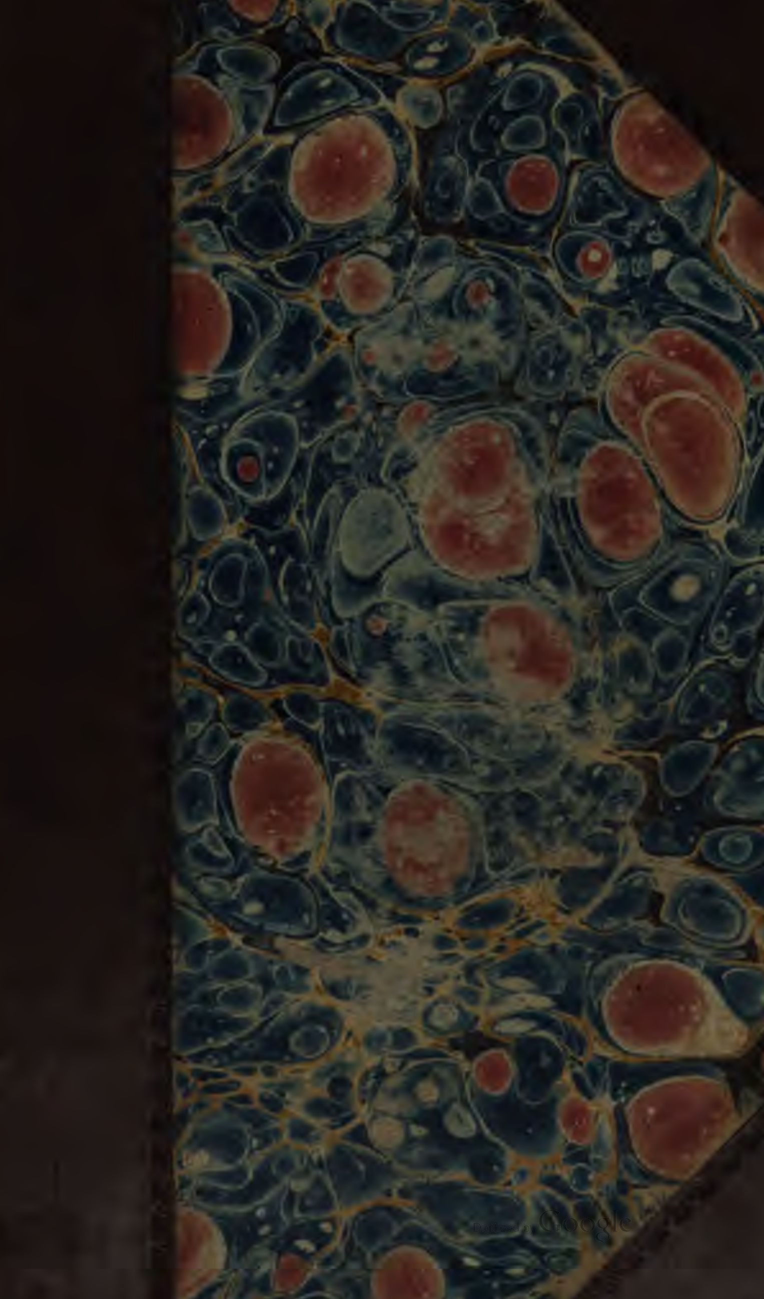
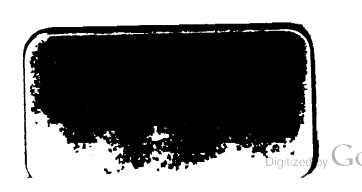






Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Achter Jahrgang.

Historisches
Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Achter Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Inhalt.

Die Absetzung der Herzoge von Mecklenburg und die Einsetzung Wallenstein's zum Fürsten des Landes.

Ein Beitrag zur Politik des Hauses Habsburg im Dreißigjährigen Kriege

von

Johann Paul Hassel.

Es ist nicht sowol das Chaos der kriegerischen Ereignisse, was in der ersten Periode des Dreißigjährigen Kriegs unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als vielmehr die Betrachtung, wie in den politischen Vorgängen dieser Epoche der schon lange erschütterte Verfassungszustand Deutschlands sich je länger je mehr auflöst und zu Grunde geht. Gewiß können historische Begebenheiten, und gerade die entscheidensten, nur in den seltenern Fällen aus dem Rechtsgrunde erklärt werden; vielmehr vollziehen sie sich meistens gegen denselben und tragen im allgemeinen mehr zum Bruch der Gesetze und Verträge als zu deren Erhaltung bei; allein die historische Darstellung, da es ihr Pflicht ist, sich von dem Pragmatismus der Thatsachen in das Gebiet des rechtlichen und sittlichen Urtheils zu erheben, wird doch auf die Rechtsbeständigkeit oder Rechtswidrigkeit der einzelnen Thaten immer ein besonderes Gewicht legen müssen. Im Drange des praktischen Lebens freilich entscheidet der Erfolg, welchen der Nachlebende, sofern sein Geist auf die Wahrheiten des Geschehenen gerichtet ist, ebenso wenig verkennen darf, als er andererseits für seine Kritik die Befugniß in Anspruch nehmen muß, das Urtheil, das aus dem Ausgange der Dinge zu sprechen scheint, nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit zu modificiren. Sollte diese Kritik abweisend und

verwerfend ausfallen, so wird sie doch nicht leicht dem Vorwurf der Parteilichkeit unterliegen können, denn wenigstens hinsichtlich des Rechtspunktes sollten sich die entgegenstehenden Meinungen des Tages allemal vereinigen lassen.

Diese Worte mögen Art und Anordnung des nachfolgenden Aufsatzes rechtfertigen. Er betrachtet das Verfahren Kaiser Ferdinand's II. gegen den niedersächsischen Kreis und besonders zwei Fürsten desselben, die beiden Herzoge von Mecklenburg. Es ist bekannt, wie sie im Jahre 1628 ihrer Lande entsetzt wurden, um dem großen Günstling Ferdinand's II., dem siegreichen Befehlshaber der kaiserlichen Heere, Wallenstein, Platz zu machen; weniger bekannt und noch nicht im Zusammenhange dargestellt ist das über die maßen willkürliche Verfahren, welches der Kaiser zu ihrem Sturze einschlug, indem er die Benutzung jenes Rechts der Landesvertheidigung, welches die Herzoge kraft der deutschen Reichsexecutionsordnung gegen die Tilly'schen Truppen in Anwendung brachten, zur Empörung gegen die kaiserliche Majestät stempelte und danach bestrafte.

Zur Beurtheilung dieses Ereignisses kommt es demnach auf zweierlei an: zunächst auf die Kunde des Gesetzes von der Executionsordnung, sodann auf Untersuchung der von den beiden Fürsten beobachteten Handlungsweise; aus diesen Momenten ergibt sich von selbst, als nothwendiges Gegenbild, das Recht oder Unrecht des Kaisers.

Die nachfolgenden Erörterungen setzen sich aber noch das weitere Ziel, die Besitznahme Mecklenburgs, die Begründung eines vom Hause Habsburg abhängigen oder ihm mindestens ergebenen Fürstenthums an der Ostsee im Zusammenhang des vielfach verschlungenen Gewebes der österreichischen Politik damaliger Tage zu beurtheilen. Erinnern wir uns, daß Oesterreich in der Zeit zwischen der Besiegung Christian's IV. und dem Aufgang des schwedischen Glücks-

sterns auf einer Machthöhe stand, die es, selbst annähernd, in den neuern Jahrhunderten nie wieder zu erreichen vermochte, und die auf die Dauer zu begründen die kaiserlichen Staatsführer in politischer, religiöser und commerzieller Beziehung kein Mittel unversucht, keine Anstrengung noch Gewalt ungeübt ließen. Erst die Rücksichtnahme auf die Grundgedanken der derzeitigen österreichischen Politik vermag uns die geheimen Intentionen, die Ferdinand II. in dieser Angelegenheit der mecklenburgischen Herzoge leiteten, zu erschließen, und stellt zugleich die bisher noch wenig beachtete allgemeine, in die Zeitgeschichte tief eingreifende Bedeutung des hier zu schildernden Ereignisses in das rechte Licht.

Danach ergibt sich die folgende Vertheilung des Stoffs: zuerst ist von den Bestimmungen der deutschen Executionsordnung, soweit sie auf unsern Gegenstand Bezug haben, zu sprechen, danach die Katastrophe Mecklenburgs im Hinblick auf jenes Reichsgesetz und auf die Absichten der österreichischen Politik zu behandeln. *)

---

*) Die durchgängige Vernachlässigung des Rechtspunktes hat ohne Zweifel zu dem parteiischen Ausfall der jüngsten auf dem Gebiet des Dreißigjährigen Krieges erschienenen Arbeiten nicht unerheblich beigetragen. Augenblicklich ruht dieser Theil der deutschen Geschichtschreibung in der Hand der katholischen Partei und jener ihr nahe stehenden großdeutschen Historiker, die sich von dem Traum des alten Kaiserreichs noch nicht loszureißen vermögen. Der Biographie Tilly's von Onno Klopp ist eine neue Bearbeitung der Lebensgeschichte Gustav Adolf's von Gfrörer, besorgt durch den erstgenannten Verfasser, und kurz vorher eine Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs von Franz Keym (2 Bde., Freiburg im Breisgau 1863 und 1864) gefolgt. Vielen, die das letztere Buch zur Hand nahmen, ohne eine Broschüre des Herrn Keym über Tilly nach Onno Klopp und eine Anpreisung derselben in den Kölnischen Blättern, in welcher dem spätern Bearbeiter das Lob gespendet wurde, daß er seines Vorgängers „Goldbarren in

I.

Die Geschichte der deutschen Reichsexecutionsordnungen reicht weit hinauf bis in das 15. Jahrhundert. In dem Begriff des Landfriedens nämlich, den das Jahrhundert der Concilien und der ersten Versuche, der ständischen Gliederung des Reiches ein festeres Gefüge zu geben, mit Vor-

---

gute kleine Münze ausgeprägt" habe, zu kennen, wird es gegangen sein wie dem Verfasser des vorliegenden Versuchs, sie werden mit einiger Spannung die Namen der Gewährsmänner gesucht haben, auf deren Schultern der historische Epigone Schiller's steht. Aber welche Antwort! Außer Karl Adolf Menzel's Allgemeiner deutscher Geschichte, außer Wallenstein's Briefen bei Förster, mit Ausschluß der Erläuterungen des Herausgebers, die meist noch auf dem „alten verrotteten Standpunkt" ständen (nämlich dem protestantischen), außer Villermont's „Tilly", gegen den Bedenken erhoben werden, und zwei Monographien über das magdeburgische Trauerspiel, beschränken sich die Autoritäten auf Klopp, an erster Stelle genannt, Hurter und Gfrörer. Diese Männer, die entweder inmitten der katholischen Propaganda ihre Stelle haben, oder sich derselben wenigstens in sehr bedenklicher Weise nähern, zählen zu den eifrigsten Bewunderern der österreichischen Staatskunst jener Tage; sie vertreten die Ansicht, daß das Haus Habsburg im Dreißigjährigen Kriege zu vollkommenem Recht verfahren sei, und zeichnen demgemäß die widerstrebenden Stände als Rebellen gegen Kaiser und Reich. Es stört sie nicht, daß der Kaiser es war, der das Elend dieses Kriegs über Deutschland verhängte und trotz der Mahnungen der Fürsten, des einstimmigen Wehegeschreis der Nation, demselben kein Ende zu machen wußte. Sie unterlassen es ferner, die Eingriffe, die der Kaiser in die territoriale Selbständigkeit der Fürsten zu thun allerdings stark genug war, sein Verfahren bei der Absetzung mehrerer Fürsten, auch solcher, die nie das Schwert gegen ihn ergriffen, endlich seine Verschleuderung deutschen Landes an fremde Mächte von der Seite des Reichsrechts zu beleuchten und die Frage zu thun, die jedem Deutschen füglich zuerst auf die Zunge kommen sollte, die Frage: was denn für dieses dreißigjährige Blutgericht der Nation aus des Kaisers Hand als Gegenpreis geboten wurde. Selbst Hurter, dessen umfassenden archiva-

liebe pflegte, ist die Nothwendigkeit einer Executivmaßregel ganz unmittelbar bedingt. Denn was wäre ein Friedensgebot, das nicht gegen jeden Uebertreter mit Gewalt aufrecht erhalten werden könnte! Seit dem ersten förmlichen Landfriedensgesetz von 1438 wurde es üblich, das Reich in eine Anzahl Kreise zu theilen, in deren Hand die Bewachung der innern Ruhe und Ordnung des Reichs gelegt wurde. Dies geschah dergestalt, daß sich zunächst jeder einzelne Kreis mit vereinter Macht der zu ihm gehörigen Reichsstände gegen

---

lischen Studien wir sonst wichtige Aufschlüsse verdanken, kann doch nach der angegebenen Richtung hin dem Vorwurf der Parteilichkeit am wenigsten entgehen. Für Gfrörer, Klopp, Keym vollends sind Reichsverfassung und ein Kaiserthum, das an diese gebunden wäre, Dinge, die bis in die Wolken entrückt liegen. Unsere Meinung ist keineswegs, daß religiös-politische Gegensätze, welche einst im Leben einander zu vernichten trachteten und auch in den umgewandelten Formen der Gegenwart von der Verschmelzung noch weit entfernt sind, sich in der Wissenschaft brüderlich die Hand reichen und halb und halb in die Schuld, welche ein unglücklicher Erfolg beiden Parteien zur Last legt, theilen sollen. Vielmehr kann niemand beklagen, daß die wichtigen Epochen unserer neuern deutschen Geschichte vom protestantischen und katholischen Standpunkt, wenn denn die Bezeichnung gerade von den religiösen Gegensätzen, die doch nur mit den politischen verwachsen zu sein pflegen, hergenommen werden soll, ihre Darstellung erhalten. Sobald aber die gesonderte Auffassung sich zu einer auf die gegenwärtige Zeitströmung spielenden Polemik abflacht, oder sobald sie zu einer einseitigen und gehässigen Verdammung aller Leistungen der Gegenpartei entartet, dann freilich kann sie nur noch verwerflich erscheinen. Bücher, z. B. wie die Keym'sche Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die das Aushängeschild der Partei mit solcher Ostentation vor sich tragen, daß sie gleich auf der ersten Seite die ganze einschlägige Literatur der Protestanten als „verfälscht und verunstaltet“ in Verdacht zu setzen und über Bord zu werfen suchen, stehen tief unter der Würde der Geschichtschreibung, und kein Billigdenkender wird es tadeln, wenn sie unberücksichtigt bleiben.

Vergewaltigung durch fehdelustige Nachbarn oder Insassen zu schützen hatte. Von dieser Bestimmung schreibt es sich her, daß die Kreise nicht selten mit dem Namen Landfriedensbezirke aufgeführt werden. Zu wohlbegründeter Festigkeit erwuchs das Princip der Verbindung von Execution und Kreiseintheilung, als im Jahre 1512 nach einigen wirkungslos gebliebenen Theilungssystemen, die sich bald an die alten Stammlande angelehnt, bald mehr den gegenwärtigen geographisch-politischen Verhältnissen Rechnung getragen hatten, die bekannte Eintheilung in zehn Kreise, die erst mit dem übrigen Formenwesen des Reichs am Anfang unsers Jahrhunderts zu Grabe getragen ward, von des Kaisers und der Stände wegen verkündet wurde. In der Landfriedensordnung von Nürnberg (1522) heißt es z. B.: die Execution des Friedens könne durch niemand besser als durch die zehn Reichskreise besorgt werden. [1])

Damit war der Grundsatz auf dem Papier hingestellt; in der Wirklichkeit dagegen dauerte es noch lange, ehe er feste Gestalt annahm. Das Zeitalter Karl's V. mit dem religios-politischen Zwiespalt, der dasselbe erfüllte und der zuletzt sogar die Flammen des Bürgerkrieges entzündete, konnte einem Institut nicht günstig sein, welches einen fehdelosen Zustand des Reichs bezweckte und auf der gegenseitigen Hülfsleistung der Stände beruhen sollte. Erst als auf dem berühmten Friedenstage von Augsburg (1555) allem innern Kampfe abgesagt und die föderative Form der Verfassung dem Reiche noch einmal proclamirt worden war, erhielt mit der Erneuerung des ewigen Landfriedens, als dem eigentlichen Fundament des Ständebundes, auch der Executionsgedanke bestimmtere Fassung.

Wie das Reichsgesetz von 1555, das gewöhnlich nur von der einen Seite des Religionsfriedens betrachtet wird, den Sieg des Ständethums über die monarchisch-kaiserliche

Gewalt, nach der Karl V. in den Jahren seines Glücks gestrebt, praktisch vollendete, so lag auch der Grundgedanke der damals erlassenen Executionsordnung vornehmlich darin, daß sie dem Institut der Kreisvertheidigung einen auf ausgedehntester Selbstverwaltung beruhenden Charakter verlieh und ihm damit seine Unabhängigkeit von dem Kaiser gewährleistete. Ein kurzer Blick auf die hierher gehörigen Bestimmungen genügt, um uns davon zu überzeugen. Die Kreise setzen sich auf folgende Weise in Vertheidigungszustand: Sie wählen einen Obersten entweder unter den Fürsten und übrigen Ständen des Kreises, oder aber, sofern diesen allen militärische Tüchtigkeit abgeht, nach freiem Belieben außerhalb desselben. Drei oder vier Zugeordnete treten dem Obersten nicht als Untergebene, sondern mit collegialischer Gleichheit zur Seite. Bricht in dem Kreise Unfrieden unter dem gemeinen Manne aus, wie es bei den Truppenwerbungen, die das Reich nur allzu freigebig, eigener Sicherheit und Manneskraft zum Abbruch, andern Nationen gestattete, jahraus jahrein geschah, wird ferner ein Kreisstand durch nachbarliche Gewalt mit Krieg überzogen, oder auch, was besonders hervorgehoben wurde, mit Kriegsgefahr bedroht, so beruft der Oberst die Zugeordneten oder diese, wenn sie etwa früher von der Friedensstörung berichtet sein sollten, den Obersten, damit zwischen ihnen Berathung stattfinde, wie hoch nach Umfang und Beschaffenheit der jedesmaligen Fehde die gesammte Kreishülfe und entsprechend die Leistung jedes einzelnen Standes anzuschlagen sei. Zugleich erfolgt die Bestimmung, wohin und zu welcher Zeit die Kreiseingesessenen ihren Beitrag einzuliefern haben. Gegen die Höhe desselben dürfen sie nicht protestiren.

Reicht nun das Aufgebot des einen Kreises nicht hin, um den Friedbruch abzuschaffen, so steht es dem Obersten zu, ohne erst den Kaiser zu befragen, sofort die militärischen

Vertreter der beiden nächsten Kreise zu sich zu fordern und über die Theilnahme an der Defensive mit ihnen in Verbindung zu treten. Die Obersten der zur Mithülfe aufgerufenen Kreise dürfen sich unter keiner Bedingung weigern: sie haben sofort die Waffenbereitschaft in ihrem Amtsbezirk zu veranlassen. Ja, scheint auch die vereinte Executionsmacht dreier Kreise nicht ausländlich, so werden in derselben Form, wie bei dem Aufgebot des zweiten und dritten, die Vorsteher der nächstliegenden zwei fernern Landfriedensbezirke erfordert, und es haben sodann die fünf Obersten mit den Zugeordneten über die Vertheidigung zu berathen. [2])

Dieses ganze Verfahren nun, welches die Kreishülfe des halben Reichs unter die Waffen rufen kann, bewegt sich zu vollkommenem Recht, ohne daß der Kaiser Einhalt thun darf. Denn wenn das Gesetz auch bestimmt, daß der Kaiser, sobald der Aufruf an den zweiten und dritten Kreis ergeht, von dieser erweiterten Kreisrüstung benachrichtigt werden müsse, so ist doch nicht davon die Rede, daß solches abermalige Aufgebot von seiner Bewilligung abhängig gemacht werde, und es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß die Benachrichtigung des Reichsoberhauptes die Kreise nicht hindern solle, in der Gegenwehr, wie das Gesetz sie vorschreibt, also auch mit Aufmahnung des vierten und fünften Kreises, fortzufahren. [3]) Erst wenn die Hülfe dieser fünf Kreise sich als zu schwach erweist, tritt ein Verfahren ein, welches die Landfriedensvertheidigung nicht mehr so ganz und ausschließlich in das Belieben der Kreise stellt. In diesem Falle nämlich muß der Kurfürst-Erzkanzler von Mainz die sechs Wähler des Reichs, sechs besonders bestimmte Fürsten, unter ihnen zwei geistliche, ferner einen Prälaten und einen Grafen (Städte wurden nicht benannt) nach Frankfurt a. M. beschreiben, um mit dieser Deputation der Reichsstände zu berathen, ob auch die übrigen fünf Kreise aufzurufen seien.

Und zu solchen Tagen wahrte sich der Kaiser das Recht, Commissare abzuschicken, die an den Verhandlungen Antheil nahmen. Befand endlich dieser Ständeausschuß zu Frankfurt die Entfaltung der gesammten Executionsmacht nicht für ausreichend, so sollte an den Kaiser berichtet und nach Umständen, auf Anzeige und Gutachten der Kurfürsten, unverzüglich ein allgemeiner Reichstag berufen werden.

Es erhellt aus dem Gesagten von selbst, daß die Execution, solange sie durch das Aufgebot eines, dreier oder der fünf Kreise bewerkstelligt werden konnte, dem freien Ermessen der Stände anheimfiel. Namentlich konnte das Recht des einzelnen Kreises, sich, sobald Gefahr drohte, in Vertheidigungszustand zu setzen, auf Grund der Constitution von 1555 unter keiner rechtskräftigen Bedingung vom Kaiser in Frage gestellt werden. Bemerkt sei noch, daß unter den Veranlassungen, für welche die Wehrbarmachung bestimmt war, das Gesetz selbst Streifereien und Einlagerungen von seiten eines nicht dem Kreise dienenden, nicht unter seiner Zustimmung geworbenen Kriegsvolks an erster Stelle hervorhob.

Wir halten dieses Ergebniß für die später zu schildernden Vorgänge in Niedersachsen fest. Eine Seite unsers eigentlichen Themas würde aber nicht richtig verstanden werden können, wenn wir uns nicht vergegenwärtigten, wie der Kaiser schon lange vor seinem Zusammenstoß mit den niedersächsischen Ständen danach gestrebt hatte, die das Freiheitsgefühl der Reichsunmittelbaren mächtig unterstützende Executions- und Kreisverfassung aus den Fugen zu heben.

Nachdem die Executionsordnung von 1555 durch Annahme seitens der Reichsstände Gesetzeskraft gewonnen hatte, kam alles darauf an, was die einzelnen Kreise hinsichtlich der Ausführung des Reichsbeschlusses zu thun gewillt waren. Das Gesetz bestimmte, daß jeder Landfriedensbezirk innerhalb

zweier Monate die Wahl der Obersten und Zugeordneten vollbracht haben müsse: ein Geschäft, dessen man sich leicht entledigen konnte, wenn nur die Kreisverfassung bereits überall Geltung gehabt hätte. Hier aber wirkte störend, daß die ganze Kreiseintheilung von 1512 seither noch wenig in das Leben übergegangen war. [4]) Und dies ist weniger befremdlich, als es den Anschein haben könnte. Denn um diese geographische Abgrenzung zu mehr als einem bloßen Schema zu erheben, um namentlich die Kreise zu selbständigen Körperschaften, wie der Sinn der bezüglichen Constitutionen von 1555 erheischte, umzugestalten, bedurfte es, als der natürlichsten Grundlage, regelmäßiger oder doch häufig wiederkehrender Versammlungen der Kreisstände, periodischer Kreistage. Die Execution an sich gab noch keinen Anlaß zu regelmäßiger Thätigkeit, denn sie hing von zufälligen Begebenheiten ab.

Die erste Bestimmung nun, durch welche häufigere Berathungen der Kreiseingesessenen geschaffen wurden, wird man in dem Münzedict des Kaisers Ferdinand I. vom Jahre 1559 sehen müssen. Es setzte fest, daß die Stände alljährlich, um die Münze in den einzelnen Landen des Reichs nach den vom Reichstag aufgestellten Normalwerthen zu berichtigen, zweimal, oder doch mindestens einmal jährlich auf einem Kreistage zusammenkommen sollten. An sich wird man die Befugniß der Münzrevision kein wichtiges politisches Recht nennen dürfen, allein daß sie regelmäßig wiederkehrende Kreistage schuf, machte die erwähnte Bestimmung doch zu einer für die Zukunft der Kreisverfassung sehr bedeutsamen. Die Kreise haben sich denn auch seit den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts zu immer regerer Thätigkeit erhoben. Die Münzprobationstage kamen weniger langsam als sonst deutsche Reformen, — denn sie betrafen das Geldinteresse der Dynasten, — von dieser Zeit an in Gang,

und bald wußten die Kreise die Summe der ihnen zuständigen Rechte durch anderweite Beschäftigungen zu vermehren. Namentlich in den Angelegenheiten der Reichsmatrikel griffen sie zu, die Klagen der einzelnen Stände über zu hohen Anschlag bei der Reichssteuer unterwarfen sie auf ihren Versammlungen der Prüfung. Der wichtigste, wenn auch nicht immer in gleichmäßiger Funktion begriffene Theil ihrer Thätigkeit aber bezog sich nach wie vor auf die Executionsordnung. Und auch diese entwickelte sich gleichen Schrittes mit der Kreisverfassung immer vortheilhafter für die ständische Freiheit. Im Jahre 1561 wurde bestimmt, daß ohne besondere Vermittelung auserwählter Reichsstände oder des Kaisers, allein auf Erfordern des Kurfürsten von Mainz, nicht blos fünf, wie bisher gegolten, sondern alle zehn Kreise selbstwillig ihre Kreistruppen vereinigen durften.[5]) Das Princip, auf dem dies Institut auferbaut war, das der gegenseitigen Verbindlichkeit aller Landfriedensbezirke, kam dadurch erst zur vollen, von keiner Zwischenhandlung mehr unterbrochenen Geltung.

Nichts hat unzweifelhaft mehr dazu beigetragen, das Thätigkeitsgebiet der Kreise zu erweitern, als die seit den letzten zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts immer seltener eintretende Berufung und die Wirkungslosigkeit der Reichstage. Verhandlungen, welche eigentlich vor diese gehörten, kamen nun auf jenen zum Austrag. Um der geschlossenen Opposition, die sich seit Maximilian's II. letzten Zeiten auf jedem Reichstag geltend machte, zu entgehen, zog der Kaiser es vor, namentlich in Sachen der Türkensteuer und anderer Leistungen mit den einzelnen Ständen oder Kreisen zu handeln. Ueberhaupt gaben die Kreistage die beste Gelegenheit zu gemeinsamen Verhandlungen, wenn eine größere Anzahl benachbarter und die Interessen theilender Stände ihre Meinungen über die Zeitläufe auszutauschen

oder ihr Verfahren bezüglich der Reichsangelegenheiten ins Gleiche zu bringen suchten. Nicht selten gewährten daher die Reichstage durch Zu- und Abgehen zahlreicher Gesandtschaften den Anblick einer Reichsversammlung im Kleinen. In weiterer Folge konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß die brennenden Fragen der Zeit, politische Begebenheiten und die die Zustände im Reich betreffenden Beschwerden, mit welchen Protestanten und Katholiken gegeneinander auftraten, auch von diesen kleinern berathenden Körperschaften zum Gegenstande der Debatten erhoben wurden. Kurz, unter vollständiger Veränderung ihres ursprünglichen Charakters entwickelten sich die Reichstage, die bald in beliebiger Anzahl, oft fünfmal und öfter im Jahre abgehalten wurden, zum Ausdruck der allgemeinen Stimmung unter den Reichsständen, wie solche sonst nur bei den Reichstagen hervorzutreten pflegte.

Es war dies im ganzen eine Neuerung, welche dem Interesse der Stände mannichfach förderlich sein konnte, doch aber zugleich den Fortbestand des Instituts gefährden mußte. Denn bei der allgemeinen Reaction, welche der Katholicismus seit Rudolf II. auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete in Gang brachte, konnte es nicht anders sein, als daß der Kaiser sich bemühte, über ein so wichtiges Element des politischen Lebens, wie die Kreisverfassung mit ihren verschiedenen, aus der Lage der Dinge herausgewachsenen Befugnissen geworden war, Einfluß zu gewinnen.

Zunächst wußte er zu eigenem Vortheil die Reichsexecutionsordnung zu lähmen und zu durchbrechen. Während des ganzen niederländisch-spanischen Krieges war der westfälische Kreis sammt den angrenzenden Ländern durch die Raubzüge und Einlagerungen der beiden streitenden Mächte furchtbar verheert worden. Um das Jahr 1590 stieg die

Noth auf das höchste. Mit vollem Recht erwarteten die westfälischen Stände Hülfe von den andern Kreisen. Durch zahllose Bittschriften war das Elend des Landes dem Reiche ans Herz gelegt worden. Allein der Kaiser hatte ein besonderes Interesse, die ihm befreundeten spanischen Waffen aus den niederrheinischen Landen, mindestens aus Jülich-Kleve nicht weichen zu sehen. Die Landesherrschaft, von einem geisteskranken Fürsten geführt, lag hier tief danieder: eine kaiserliche Commission, eins der wirksamsten Mittel im Haushalt der habsburgischen Politik damaliger Zeit, maßte sich die Regierung in den Landen an, die der Kaiser bei dem nahe bevorstehenden Erlöschen des Fürstengeschlechts mit spanischer Hülfe an sich zu reißen gedachte. Mit schmeichelhaften Hoffnungen auf den Erfolg der Friedensverhandlungen zwischen Spaniern und Niederländern, die er oftmals vorschlug und wiederholentlich anstellte, suchte der Kaiser von Jahr zu Jahr immer aufs neue die bedrängten Stände hinzuhalten. [6]) Bei diesem Verfahren leitete ihn einmal, wie angedeutet, die Rücksicht auf die Machterweiterung seines Hauses, sodann aber das Interesse der kaiserlichen Autorität, welche den letzten Rest ihrer Waltung verlieren konnte, wenn das ohnehin schon übermächtige ständische Princip sich in eine bewaffnete Macht verwandelte. Wie leicht konnte das Executionsheer bei der allenthalben verbreiteten Gärung das Signal zum innern Kampfe geben und eine unabsehbare Veränderung Deutschlands, die an manchen protestantischen wie katholischen Höfen vorgedacht war, heraufbeschwören. Als der spanische General Mendoza sich in dem westfälischen Kreise einnistete und deshalb im Anfang des Jahres 1599 ein Tag der Kreisdeputirten zu Koblenz zusammentrat, erschienen kaiserliche Gesandte, diesmal gar zwei Erzherzoge, Albrecht und Andreas, um die zur Vertheidigung entschlossenen Fürsten zu-

rückzuhalten. Sie vertrösteten auf einen guten Erfolg der Mandate, welche der Kaiser an Mendoza erlassen habe, Befehle, die diesen zweiten Alba zu menschlicherer Kriegführung ermahnen sollten. Derselben Noth begegnete man also wieder mit demselben schwächlichen Mittel. Und doch war die Wirkungslosigkeit dieser kaiserlichen „Pacification“ selbst schon im Volksmund übel berüchtigt. [7])

Suchte der Kaiser aus den angegebenen Gründen den Lauf der Execution aufzuhalten, so war er, und zwar im Interesse seiner Oberherrlichkeit, nicht minder bemüht, den oligarchisch-ständischen Charakter der ganzen Kreisverfassung abzuschwächen und auch dieses Institut seinem Einfluß zu unterwerfen. Die Beschlüsse der Kreistage durch kaiserliche Abgesandte, die unter diesem oder jenem Vorwande erschienen, überwachen zu lassen, war schon in dem letzten Decennium des 16. Jahrhunderts ein häufig geübtes Mittel österreichischer Politik. Mit den Vorspielen des Krieges wuchs dies Bestreben. So kam es unter anderm schon 1610, als die von Union und Liga geworbenen Streitkräfte argwöhnisch gegeneinander auf der Lauer lagen, zu einem sehr merkwürdigen Angriff auf die Freiheit der Kreise. Die Lande von Franken waren durch die Einlagerung der beiderseitigen Heere in ihrer Sicherheit bedroht, ein Kreistag wurde ausgeschrieben. Kurz bevor er eröffnet werden sollte war zu Händen der Ausschreibenden ein kaiserliches Rescript eingelaufen, welches befahl, die Versammlung auszusetzen, bis die kaiserlichen Abgesandten eingetroffen sein würden. Ein scharfer Verweis an den Kreisobersten, Georg Friedrich von Brandenburg, sollte den Befehl bekräftigen. Allein der Markgraf, eine Natur, die im mindesten nicht fähig war, Verletzung ihrer Rechte ruhig hinzunehmen, berief sich auf seine Pflicht, bei drohender Gefahr die Kreisstände nach eigenem Gutdünken zur Berathung aufzufordern, und ließ

sich in der Fortsetzung des Kreistags nicht beirren. Als nun die kaiserlichen Verordneten erschienen, thaten sie in Rudolf's II. Namen kund, daß dem Kaiser allezeit die Ansetzung des Kreistags notificirt werden müsse, damit er seine Commissare dazu verordnen könne. Diese Forderung nahm den Ständen ihr altverbrieftes Recht, in Gefahr der Noth aus freien Stücken zusammenzutreten, um so mehr, als der kaiserliche Befehl hinzufügte, daß der Termin dem Kaiser sechs Wochen vorher angesagt werden müsse. Die Stände antworteten sehr energisch: es habe das Ansehen, „als wollten Ihre kaiserl. Maj. die convocationes circulares dahin restringiren, daß solche ohne Vorwissen und Willen Ihrer Maj. nicht sollen angestellt, auch ohne Maß und Ordnung jedesmals Ihrer Maj. sonderbaren Commissaren nicht gehalten werden". Indem in dieser Frage die Katholischen und Evangelischen zusammenhielten, kam es zu dem einmüthigen Schlusse, die Gesandten sollten in ihrem Bericht dahin gedenken: „daß dieser löbliche Kreis dieser Neuerung möchte geübriget, auch bei den Reichsverfassungen und bekannten Herkommen gelassen werden." [8]) Damit war des Kaisers Plan für den Augenblick zurückgeworfen. Allein bei der im Reiche herrschenden Unordnung und dem Gegensatz der Parteien, der allein schon jede gemeinsame Verfassung zur Unmöglichkeit gemacht haben würde, war es natürlich, daß die Kreisverfassung und Defension in den meisten Bezirken daniederlag. Ganz besonders war dies der Fall in denjenigen Kreisen, in welchen, mit vielfach vermengten Gebieten, katholische und evangelische Stände nebeneinander saßen, wie im westfälischen, im oberrheinischen, im fränkischen, im bairischen. Eine rühmliche Ausnahme dagegen machten die beiden Kreise, deren Zugehörige fast sämmtlich den evangelischen Glauben angenommen hatten, Obersachsen und ganz besonders Niedersachsen, auf dessen Conflict mit

dem Kaiser wir nunmehr einzugehen haben, uns die wichtigsten Momente, auf denen dieser Streit beruht, in der Kürze vergegenwärtigend.

II.

Niedersachsen lag von den zehn Kreisen, nächst Obersachsen, den Reichsangelegenheiten und den kreisständischen Institutionen mit dem größten Eifer ob. [9]) Hier liefen die Matrikularbeiträge zum Türkenkriege und andern Reichsauflagen pünktlicher ein als irgendwo; die Münze war im Vergleich mit dem oberdeutschen Gelde in hochbelobtem Zustande und die Einrichtungen zur Landesvertheidigung gingen rüstig vorwärts. Die Stände vereinbarten 1587 zu Braunschweig eine Defensionsordnung für ihr Bereich, vier Jahre später ein Gesetz über die Mannszucht der Kriegsknechte im Fall einer Werbung [10]), und während der Gefahr in Westfalen bemühten sie sich am meisten, die übrigen Kreise zur Mithülfe zu bewegen. Der Deputationstag zu Koblenz (1599), auf dem dieselbe beschlossen werden sollte, war besonders durch ihre Bemühung zu Stande gebracht worden. Auf ihren eigenen Ständetagen bewilligten sie die Mittel, die zu einem raschen Uebergang in den Vertheidigungszustand nothwendig waren, stehende Kassen wurden angelegt, die Obersten bekamen das Recht, gegen jeden Stand, welcher sich dem allgemeinen Werk entziehen würde, mit strenger Execution vorzugehen. Das Einverständniß der Kreismitglieder war um so vollständiger, als sich die Fürsten auch in den geistlichen Territorien fast sämmtlich zur evangelischen Lehre bekannten. In Magdeburg saß ein brandenburgischer Prinz, in Halberstadt ein braunschweigischer, in Bremen ein holstein-lauenburgischer, in Verden der alte Philipp Sigmund aus dem braunschweigischen Hause (gestorben 1623), in Ratze-

burg ein mecklenburgischer, in Schwerin ein dänischer Prinz. Nur Hildesheim stand unter dem katholischen Ernst von Köln. Mit der Wahl Christian's des Aeltern von Braunschweig zum Obersten (1614) galt die Kriegsbereitschaft des Kreises für abgeschlossen.

Die ganze bisherige Haltung der Stände zeigte eine ununterbrochene Beobachtung der Defensive. An der Union hatten sie nicht theilgenommen; denn fest davon überzeugt, daß ihre Executionsordnung ein hinreichendes Mittel zum Schutze sei, hatten sie alle Anträge zum Eintritt in den protestantischen Bund zurückgewiesen. Man muß darüber ihre eigene Erklärung in dem Kreisabschiede von Halberstadt (26. März 1614) hören. „Es halten sämmtliche Fürsten und Stände dafür", heißt es dort, „daß keiner einzigen neuen Verfassung oder Bündniß einigerleiweise nicht nöthig, gestalt sie sich auch noch zur Zeit darin zu begeben ganz nicht gesinnet, und dabei der gewissen eigentlichen festen Meinung, daß des Heiligen Reichs Religion und Landfriede samt «zugehöriger Executionsordnung» also fürsichtig, weislich und hochvernünftig bedacht, daß nicht leicht etwas besseres erfunden noch gesonnen und geschlossen werden könne." [11])

Der nächste Erfolg schien ihre Ansicht zu rechtfertigen. Die Union zerfiel schmachvoll genug, die niedersächsische Kreisverfassung, welche sich schon im Jahre 1614, als der Einfall der Niederländer in den westfälischen Kreis auch die benachbarten bedrohte, hatte bewähren können, nahm ihren guten Fortgang; nur wenige Stände blieben mit den Beiträgen zurück, und Christian von Braunschweig gewann als Oberster Lob und volles Vertrauen der Stände.

Da jedoch sollte dies Vertheidigungswerk auf eine schwere Probe gestellt werden. Nach Unterwerfung Böhmens und

den Kämpfen in der Pfalz eröffnete sich das Kriegstheater auf dem Boden des niedersächsischen Kreises.

Dieser begann die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, erklärte aber auch sogleich, daß seine Gegenwehr nur darauf gerichtet sei, den Landfrieden unverletzt zu erhalten. Und das war ebenso wol natürliche Pflicht wie in der Verfassung begründet. Es geschah außerdem in Rücksicht auf Obersachsen, welches, durch die Nähe des böhmischen Krieges feindlichem Anfall ausgesetzt, bei seinen Nachbarn um Kriegsbereitschaft und im Fall der Noth um Hülfe angetragen hatte. Die Unruhe der Zeit und die Unschlüssigkeit der allzu vorsichtigen Stände bewirkten, daß die Rüstungen nur langsam Fortgang gewannen. In dem Maße aber, als dieselbe allmählich größere Verhältnisse annahmen, wurden die Fürsten immer beflissener, von dem streng defensiven Charakter ihrer Werbungen Zeugniß abzulegen. Sie schickten zu den Obersten der in unmittelbarer Nähe des Kreises herumlagernden Truppen Mahnung über Mahnung, sie sollten die geworbenen Knechte heimschicken und ein friedfertiges Gebiet verschonen. Gesandtschaften, die des Kaisers ferneres Vorgehen gegen den erwählten Böhmenkönig rechtfertigen sollten, erhielten so willfährige Antworten, daß Ferdinand sich mit den verbindlichsten Ausdrücken bei den Höfen Niedersachsens bedankte. [12]) Der in den Geschichten des Dreißigjährigen Krieges vielberufene Fürstentag von Segeberg (März 1621), denkwürdig, weil hier der geächtete Kurfürst-Pfalzgraf Friedrich, der Winterkönig, hülfebittend vor den niedersächsischen Ständen erschien und zum ersten mal, durch Theilnahme an der Landesvertheidigung, Christian IV. den deutschen Angelegenheiten näher trat, beschränkte sich darauf, eine Neutralitätserklärung abzugeben und den kaiserlichen General Spinola zur Entfernung seiner in den Grenzorten des Kreises plündernden

Truppen aufzufordern. Wenige Wochen später, auf der Tagfahrt zu Lüneburg (Ende April 1621), ergriffen die Stände, indem sie ihre Meinung über den Rechtspunkt des böhmischen Krieges darlegten, die Partei des Kaisers, dem niemand verdenken könne, daß er zur Wiedererlangung seiner Krone Gewalt gebraucht. Hiermit war die Linie, auf welcher sich die niedersächsischen Fürsten bei der Fortsetzung des Krieges gegen Friedrich und dessen Parteigänger bewegen wollten, deutlich angezeigt: sie dachten nicht daran, für die Wiederherstellung seines Thrones das Schwert zu erheben. Sie bewilligten dem Kaiser eine Steuer und schrieben für die Zwecke ihrer eigenen Kriegsverfassung das Dreifache der gewöhnlichen Kreishülfe aus. Diesen letztern Beschluß erläuterten sie mit der Erklärung, daß solches zu des Kreises und desselben Stände und Unterthanen erlaubter Defension und Beschützung, auch Handhabung des Religions- und Profanfriedens gemeint sei. [13]) Die zur Stelle anwesenden kaiserlichen Bevollmächtigten waren mit der Stimmung durchaus zufrieden, so kaiserfreundlich gab sich dieselbe kund.

Als dann der wildeste Kämpfer dieses Krieges, der zweiundzwanzigjährige Bischof von Halberstadt, Christian von Braunschweig, „der tolle Bischof" [14]), wie das Volk im eigenen Lande und weit umher von ihm sprach, sein noch unversuchtes Schild für des Pfälzers Sache erhob und von neuem eine kaiserliche Gesandtschaft in dem Welfenlande erschien, um das Verhalten des Kreises zu dieser aus seiner Mitte hervorgegangenen Kriegsempörung zu erkunden, wollte keiner, selbst Christian's nächste Verwandte nicht ausgenommen, von Gemeinschaft mit dem unruhigen Nachbar etwas wissen; alle gedachten sie des Eifers, mit dem sie ihn ermahnt hatten, von seinem Beginnen abzustehen; einige sprachen mit unverhohlenem Abscheu von ihm; ein in der Eile zusammengerufener Ständetag legte lautes Zeugniß ab von

der Ergebenheit gegen des Kaisers Majestät. Wiederum hatten die kaiserlichen Abgeordneten allen Grund, mit Rühmen von der Devotion der Herren in Niedersachsen zu sprechen: „Wir wollen kaiserlicher Majestät gehorsamste Unterthanen und Vasallen bleiben", sagten die Fürsten: ein Wort, das dem gern auf die uralte Libertät der Deutschen pochenden Dynasten des Reformationsjahrhunderts kaum über die Zunge gegangen sein würde.

Schon im Jahre 1622, als Christian von Braunschweig sein Heer bei Hörter über die Weser führte, schien Niedersachsen der Invasion eröffnet werden zu sollen, aber eine plötzliche Wendung des Generals auf Fulda befreite die Stände für den Augenblick von ihren Befürchtungen. Dagegen war im Beginn des Jahres 1623 die Aussicht doppelt gefährlich. Von der Westseite rückte Christian wieder heran und im Norden stand Ernst von Mansfeld gerüstet, aus Ostfriesland hervorzubrechen. Die Stände werden bald einig, beide Heere mit ihren Parlamentären zu beschicken, welche um Verschonung des niedersächsischen Kreises bitten, die Versicherung der Neutralität noch einmal hinzufügend. In dem Abschied des braunschweiger Fürstentags vom 8. Febr. 1623 wird vereinbart, daß man sowol dem Bischof wie dem Mansfelder unter jeder Bedingung, mit allen Kräften den Durchzug zu verweigern habe.[15]) Solches thut man dem Kaiser kund und drückt die Hoffnung aus, daß auch er nun seinen Truppen Befehl geben werde, sich des niedersächsischen Bodens zu enthalten.

Unmittelbar nach dieser Versammlung war dann Christian mit seinen Söldnern allerdings in den Dienst des Kreises aufgenommen worden; allein es war dies in der ausgesprochenen Absicht geschehen, dem ungestümen Vorhaben des Braunschweigers Zügel anzulegen und dasselbe auf die Schranken der Landesvertheidigung herabzudrücken. Man

achte nur auf die Bedingungen, die ihm bei seinem Eintritt gestellt wurden. Er mußte seine Beziehungen zu Mansfeld aufgeben, dem Krieg gegen den Kaiser und die katholischen Stände absagen und die Verpflichtung eingehen, seine Truppen in drei Monaten zu entlassen. Außerdem vermittelten die niedersächsischen Fürsten, während sie mit ihm verhandelten, einen Generalpardon für Christian an dem kaiserlichen Hofe, und endlich erhielt er nicht das Amt eines Anführers, sondern wurde nur den erwählten Obersten der Defensivmacht zur Seite gegeben. Da er sich bald mit diesen, namentlich mit Herzog Georg von Celle, nicht vertragen konnte, so wurde auch dieses Verhältniß gelöst, und Christian trat in den privaten Dienst seines Bruders Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, wodurch der Kreis als Ganzes jeder verantwortlichen Beziehung zu ihm überhoben wurde. Es währte denn auch nicht lange bis zum offenen Bruch. Als Christian die von Wien aus dargebotene Versöhnung ausschlug und neue Feindseligkeiten gegen Tilly begann, zieht der Kreis die Hand von ihm ab. Anfang Juli beruft man eine Versammlung nach Lüneburg, wartet nicht einmal ab, bis der König von Dänemark, der als Herzog von Holstein Sitz und Stimme auf dem niedersächsischen Fürstentage innehat, an der Walstatt angekommen ist; erläßt an Friedrich Ulrich die Erklärung, daß er auf den Schutz seiner Nachbarn nur rechnen könne, wenn er sich der Sache Christian's in keinem Wege anhängig mache, und verordnet an den Störer des Landfriedens selbst eine Gesandtschaft. Diese sollte ihn auffordern, sein Heer zu entlassen und von dem Reichsboden fortzuführen. Es wurde das Unmögliche hinzugefügt, daß die Abdankung der Truppen in einer Frist von drei Tagen vollendet sein müsse. Dem kaiserlichen Botschafter, der in Lüneburg anwesend war, hatten die Stände sich in so hohem Grade nachgiebig erwiesen, daß

sie versprachen, wenn von Christian kein Friede zu erlangen sei, ihre Hülfe nicht mit dessen, sondern mit des Kaisers Truppen zu verbinden, wofern nur Tilly dem Kreise Schonung gewähren wolle. Auch diese äußerste Entscheidung wurde dem Bischof vorgelegt. Auf Christian machte die Aufkündigung aller und jeder Gemeinschaft von seiten seiner Nachbarn und Vettern doch einen tiefen Eindruck; er gab seinen Soldaten Ordre, die Standlager in Niedersachsen zu verlassen, aber er konnte sich nicht enthalten, den Kleinmuth seiner Mitfürsten mit bitteren Worten zu geiseln und, nicht ohne treffende Ahnung des Kommenden, ihnen ein strafendes Schicksal vorherzusagen. [16])

Es darf nicht vergessen werden, daß die beiden Fürsten, die bestimmt waren, die Märtyrer Niedersachsens zu werden, die Herzoge von Mecklenburg, bei den bisherigen Verhandlungen sich durch Friedensliebe und Willfährigkeit vor den andern Herren des Kreises hervorgethan hatten. [17]) Obschon auf der Höhe des Lebensalters stehend, in dem sich der Mann am meisten thatkräftigen Entschlüssen zuneigt, in der Vollkraft der dreißiger Jahre, waren die regierenden Dynasten von Mecklenburg, Adolf Friedrich von Schwerin und Hans Albrecht von Güstrow, die Urenkel Albrecht's des Schönen, gehemmt theils durch ihren unentschlossenen Charakter, theils durch den zerrütteten Zustand ihrer Finanzen und den engen politischen Horizont ihrer Landstände, die in allen politischen Angelegenheiten mitsprachen, müßige Zuschauer der kriegerischen Verwickelungen in Deutschland geblieben, und zeigten sich auch jetzt noch nicht geneigt, für die Sache des Protestantismus und der ständischen Freiheit gegen den siegreichen Kaiser in die Schranken zu treten. Sie hätten ihr Kreiscontingent am liebsten sogleich unter den Oberbefehl Tilly's gestellt, und der energische Ton, in

dem die Erklärung an Christian abgefaßt war, wurde ihrer Anregung verdankt.

Wenigstens nach zwei Seiten hatte die bestimmte Haltung der niedersächsischen Fürsten den gewünschten Erfolg: der Kaiser wurde von dem guten Willen des Kreises überzeugt und der Schauplatz des Krieges nach andern Gebieten verlegt. Durch einen Brief vom 24. Juli drückte Ferdinand II. den Ständen seine vollkommene Befriedigung aus, während Christian durch Osnabrück und Minden gegen den Rhein zog und der Abenteurer Mansfeld in Ostfriesland blieb.

Auf diesen Wechsel der Dinge sich stützend, meinten die Stände, daß ihre Sache nunmehr wieder zum Friedensstande gediehen sei. Sie beschließen daher, den Kreisabschied vom 23. Febr. wieder aufzunehmen, d. h. allen Parteien den Durchzug abzuschlagen und die Pässe zu verwehren. Nachdem dies vereinbart, bitten sie den Kaiser durch eine Gesandtschaft, daß er in Anerkennung ihrer Friedensbemühungen nun auch für die Entfernung der Tilly'schen Truppen Sorge trage.

Es war nicht das Einzige, was sie von dem kaiserlichen Hofe begehrten. Seitdem die habsburgisch-katholische Reaction als Siegerin in Deutschland dastand, hatte sich der Besitzer von evangelischen Stiftern die Furcht vor einem einzuleitenden Restitutionsverfahren bemächtigt. Der Kaiser hatte nicht selten die Gelegenheit wahrgenommen, die Gemüther über diesen Gegenstand zu beruhigen; allein man glaubte seinen Betheuerungen um so weniger, als die jesuitische Partei, die ihn umgab und die im Gefolge der ligistischen und kaiserlichen Heere auch in Niedersachsen bereits ihre Fühlhörner auszustrecken begann, in Wort und Schrift ungestraft die extremsten Forderungen über die Zurückgabe der Kirchengüter erhob und selbst auf die Umstoßung des Re-

ligionsfriedens hinarbeitete. Indem der niedersächsische Kreis den Kaiser von neuem seiner Ergebenheit versicherte, unterließ er nicht, die Inhaber der reformirten Stifter und anderer geistlicher Güter zu kaiserlichen Gnaden und Hulden zu befehlen. Auf jeden Fall eine Resolution des Kaisers über die Stifter zu erwirken, mindestens die Ertheilung kaiserlicher Indulte durchzusetzen, war den Gesandten besonders eingeschärft. Am 16. Sept. kamen dieselben in Wien an, am 18. hatten sie ihre Antrittsaudienz bei Ferdinand II. Die Verhandlungen zogen sich bis in den Anfang October hinaus. Sie ergaben so viel: der Kaiser ließ sich die Kriegsverfassung Niedersachsens zur Vertheidigung der Grenzen gefallen, er war einverstanden, daß der König von Dänemark mit hineingezogen werde, sodann verwies er die evangelischen Besitzer geistlicher Güter auf den Mühlhauser Vertrag, durch welchen in derselben Sache der Stifter dem Kurfürsten von Sachsen beruhigende Versprechungen gemacht worden waren; zugleich sprach er die Hoffnung aus, daß die Stände die Weigerung des Durchzuges durch ihr Land nicht auf die dem Tilly'schen Heere nöthige Zufuhr ausdehnen würden. Besondere Versprechungen, Syncerationen, wie die kaiserliche Kanzlei sich ausdrückte, wurden darüber ertheilt, daß die Tilly'schen Truppen dem Lande keinen Schaden zufügen sollten. Durch ähnliche Reverse, sogenannte Salvagardien, hatten die Infantin Klara Eugenia, die Generale Ambrosius Spinola, Gonsalvo de Cordova und der Graf Johann Jakob von Anholt ihren Unterbefehlshabern und Soldaten eingeschärft, den niedersächsischen Kreis unbeschwert zu lassen. Allenthalben war man von den friedlichen Absichten dieses Reichsbezirks überzeugt.

Inzwischen hatte Tilly am 6. Aug. 1623 den Christian bei Stadtloe geschlagen, das besiegte Heer war im Begriff, sich gänzlich aufzulösen, und aus dem Mansfeld'schen Lager

wurde Abdankung der Truppen gemeldet. Mit um so mehr Grund hofften nun die niedersächsischen Stände, daß auch die Truppen der Liga abberufen werden würden. Statt dessen lagerte sich Tilly mit seinen verheerenden Banden in unmittelbarer Nähe der Grenze, in Minden, Hoya, Diepholtz, seine Truppen brachen jeden Augenblick in den niedersächsischen Kreis ein. Die völligste Willkür der Soldatenführer trat aber erst zu Tage, als plötzlich inmitten der Lande, in dem braunschweigisch-wolfenbüttelschen Gebiet, der Graf Johann von Ostfriesland und Ritberg erschien und mit seinem Heerhaufen Standquartiere einnahm. Die Fürsten, in der Meinung, daß er von Brüssel Befehl habe, forderten durch einen Gesandten seine Instruction zu sehen, natürlich wurde sie verweigert; dagegen machte der Graf die befremdliche Eröffnung, daß er nicht aus Vollmacht des Königs von Spanien erscheine, sondern mit einer Ordonnanz vom Kaiser. In dessen Interesse habe Tilly ihn erfordert, sich mit ihm zu verbinden. An die Salvagardien erinnert, lehnte er jede bindende Kraft derselben von sich ab (25. Jan. 1624).[18] Niemand zweifelte, daß das Hin- und Herziehen der Truppen nach dem eigensten Willen und Gefallen des Generals geschehe. Man war um so mehr befugt, sich über diese gewaltthätige Einlagerung zu beklagen, als nirgends mehr ein Feind in der Nähe des Kreises in Waffen stand. Darauf schützte Johann freilich verdächtige Truppenwerbungen um Bremen und Hamburg vor. Die genauesten Erkundigungen bei den Stadtobrigkeiten ergaben aber, daß in Hamburg einige wenige Leute, um zu Schiffe den Generalstaaten zu dienen, geworben, in Bremen dagegen durchaus gar keine Werbungen angestellt seien. Durch welches Gesetz konnte es der Kaiser rechtfertigen, daß er zur unsaglichen Last der schon schwer getroffenen Stände seine Truppen dort im niedersächsischen Kreise

einquartierte, ohne den am Kampf nicht Betheiligten Entschädigung zu geben?

Aber auch dieser Druck des kaiserlichen und spanischen Heeres vermochte nicht die Fürsten ihrer Neutralität abwendig zu machen. Am Ende des Jahres 1624 hatte Mansfeld seine Fahnen wieder entfaltet. Um ihm zu begegnen, verlangte Tilly, daß dem kaiserlichen Volk die Pässe an der Weser geöffnet würden (24. Dec.). Fand dieser Uebergang statt, so waren dadurch alle Lande an Weser und Elbe der Occupation preisgegeben. Mit vollem Recht geschah es deshalb, daß der Kreisoberste, Herzog Christian der Aeltere von Braunschweig, erklärte, die Freigebung der Pässe nicht bewilligen zu können, ehe er nicht das Votum der andern Stände eingeholt habe. Die Reichsexecutionsordnung sichere den Kaiser, daß Niedersachsen alles thun werde, feindliche Truppen zurückzuhalten oder zu zerstreuen; aber die Kreisverfassung zwinge den Obersten zugleich, nicht ohne Beirath der andern Fürsten zu entscheiden. Zum Beweis, daß er nicht auf leere Ausflüchte sinne, gibt der Kreistag den Bescheid, es würden unter jeder Bedingung auch dem Mansfelder die Pässe verweigert werden. Hierdurch allein schon war jede Absicht einer gegen den Kaiser gerichteten Operation ausgeschlossen. Wenn Tilly trotzdem mehr verlangte, nämlich daß die Truppen der Stände sich mit ihm verbinden und sich zum Angriff gegen Mansfeld gebrauchen lassen sollten, so war das eine dem Wesen der Kreishülfe völlig zuwiderlaufende Forderung. Denn hier gerade entschied der ganze Charakter der Execution gegen den Kaiser: — nur zur Vertheidigung des entsprechenden Bezirks bestimmt, durfte sie nimmermehr von dem Kaiser für den Zweck seines über den Kreis hinausreichenden Angriffs aufgerufen werden. Wollte Ferdinand aber einen Krieg führen, der für die Stände des Reichs verbindlich war, so mußte er ihn vorher

auf einer Reichsversammlung beschließen lassen; solange dies nicht stattfand, war die Neutralität der Stände ein Recht, und der Kaiser nach dem Wortlaut des Gesetzes einfach ein Landfriedensbrecher, wie die Campione des Pfälzers, mit denen er Krieg führte. Anders jene bedrohten Stände. Die vom 22. Nov. 1624 zu Wien datirten Mandate des Kaisers, durch welche dem Kreise befohlen wurde, ein Auge auf alle Werbungen und Rottirungen zu haben und sie zu hintertreiben, werden allenthalben publicirt; auch hier stehen die beiden Herzoge von Mecklenburg im Gehorsam oben an. Durch ihr ganzes Land schicken sie reitende Knechte, welche die Werber aufzuheben und herrenloses Gesindel zu Paaren zu treiben hatten. Ein Brief des Kaisers vom 26. Nov. 1624 an den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, „Euer gutwilliger Oheim" unterzeichnet, sprach noch das vollste Vertrauen des Kaisers zu dem besagten Fürsten aus.

Was führte nun die endliche Katastrophe im niedersächsischen Kreise herbei? Schon seit dem Ende 1623 war dem alternden Herzog Christian das Oberstenamt unerträglich geworden. Im folgenden Jahre hielten ihn die vereinten Bitten aller Stände und die Vorstellungen, daß es nach seiner Abdankung den Feinden gelingen werde, die ganze Kreisverfassung über den Haufen zu werfen, nicht, sich der Mühe, die er zehn Jahre lang getragen, noch ferner zu unterziehen. Kraft des ihm zustehenden Rechts legte er das Amt nieder. Zunächst traf die Wahl den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig; er lehnte ab, und es vereinten sich die Stimmen nun auf den König von Dänemark. Die Wahl konnte keinem rechtlichen Bedenken unterliegen; als Herzog von Holstein war der König ein deutscher Fürst und wie jeder andere Fürst dieses Kreises berechtigt; auch hatte Niedersachsen bereits 1556 in der Person Christian's III. einen König von Dänemark zum Obersten gewählt.

Man würde sehr unrecht thun, wollte man, mit Hinblick auf den spätern Krieg zwischen Christian IV. und dem Kaiser, in der Wahl dieses Königs seitens der Stände den Uebergang zur Offensive erkennen. In dem zu Lauenburg am 25. März 1625 verabredeten, endlich am 16. Mai zu Braunschweig abgeschlossenen Vertrage mit Christian IV. ist auch nicht Eine Bestimmung, welche über die Grenzen der Kreis- und Executionsordnung hinausginge. Dem König als Obersten stehen die zugeordneten Fürsten, darunter beide Mecklenburg, zur Seite, ohne ihre Zustimmung darf jener nichts unternehmen; mindestens einer der beigeordneten Fürsten ist stets persönlich bei dem König anwesend und die abwesenden lassen sich bei ihm durch ihre Kriegsräthe vertreten, mit welchen Christian alle seine Maßregeln zu vereinbaren hat: eine Zusammensetzung des höchsten Commandos, welche der straffen Einheit militärischer Führung völlig zuwider sein mag, aber dem Charakter dieser ständischen Miliz entsprach. Zudem wird noch einmal wiederholt, daß die Kreishülfe nur gegen die „Pressuren" der feindlichen Heere gerichtet sein solle; es heißt in dem von den Fürsten oder ihren Gesandten unterschriebenen Document: „Bezeugen hiemit nochmals zu allem Ueberfluß, daß diese Werb- und Defensionsverfassung nicht offensive, sondern devensive, nicht zu Ihro kaiserl. Maj., des Heiligen Reichs, oder desselben Kurfürsten ꝛc. vorsetzlicher Beleidigung, sondern zu dieses löblichen Kreises Beschützung und Versicherung, zu Handhabung und Fortpflanzung des Religion- und Profanfriedens." Aus demselben Ton lauteten die Erklärungen Christian's IV. von Dänemark. [19])

Eben weil die ganze Zurüstung sich innerhalb der reichsgesetzlichen Grenzen hielt, konnte schon bei der ersten Berathung zu Lauenburg beschlossen werden, den Kaiser von der Mobilisirung des Kreisvolks zu benachrichtigen, ein

Beschluß, der so unpolitisch als seltsam gewesen wäre, wenn Niedersachsen es bei dieser Kreishülfe auf einen Ausfall gegen die kaiserlichen Truppen abgesehen gehabt hätte.

Aber es war natürlich, daß die Absicht sofort verdächtigt wurde; der Kaiser erhob den Einwand, daß der Bund mit einem ausländischen Könige aus der Bewaffnung Niedersachsens ein Werk mache, welches über die Kreisverfassung hinausgehe, während er doch im Jahre 1623 selbst bewilligt hatte, daß Dänemark zur Vertheidigung des Kreises mit herangezogen werde. Die nächsten Schritte des Königs hielten sich durchaus in den Schranken der Vertheidigung; zum Schutz der Westgrenze belegte er Hameln und das niedersächsische Land diesseit der Weser mit Truppen. Tilly dagegen war der angreifende Theil; am 28. Juli schlug er eine Brücke über den Fluß in dem Lande des Herzogs von Braunschweig und warf sich auf Holzminden, welches er plünderte und zum Hauptquartier nahm. Damit war das Kriegstheater in Niedersachsen eröffnet. Aus einem Tagebuch, welches durch einen halben Monat alle Greuelthaten des Tilly'schen Heeres verzeichnet, lernt man die furchtbare Lage des Landes kennen. [20]) Inzwischen hatte ein Brief des Kaisers die Auflösung der Kreishülfe gefordert. Am 2. Sept. 1625 antworteten die Stände, daß sie diesen Befehl, ohne auf einer Kreisversammlung gemeinsam darüber berathen zu haben, nicht ausführen könnten, zugleich aber schrieben sie eine solche zum 20. Sept. nach Gardelegen aus. Bis auf den 25. Oct. verschoben, fand sie zu Braunschweig statt. Die Stände hatten Tilly und Wallenstein, welcher letztere soeben in dem niedersächsischen Kreise angelangt war, aufgefordert, ihre Gesandten zu schicken. Das ganze Bestreben der Fürsten lief darauf hinaus, den Frieden zu erreichen. Sachsen und Brandenburg wurden

um ihre Vermittelung gebeten. Die Forderungen der Stände waren ebenso milde als gerechtfertigt: Abschaffung der Heere, Versicherung des Religions- und Profanfriedens, Bestätigung der Stifter, wogegen man versprach, zur Vertreibung des Mansfelders, welcher sich soeben in Ratzeburg und Lübeck gelagert hatte, beizutragen und die eigenen Truppen sodann gleichfalls zu entlassen.

Allein die Verhandlungen zerschlugen sich. Es erweckte die Forderung der kaiserlichen Partei, daß Niedersachsen die Kriegskosten für die Armeen Ferdinand's übernehmen solle, wie sich begreifen läßt, ein allgemeines Misfallen. Das Schlimmste aber war, daß aus den Worten der Abgesandten Tilly's und Wallenstein's sich ergab, wie wenig es beiden Generalen mit dem Frieden Ernst sei. Es stellt sich heraus, daß die Gesandten ohne jegliche Instruction des Kaisers zu den Friedensverhandlungen gekommen waren.

Um so mehr zeugt dafür, wie sehr den Ständen um einen Erfolg der Friedensverhandlungen zu thun war, daß sie die Abgesandten trotzdem zuzulassen beschlossen. Aus einem Briefe des Herzogs Hans Albrecht von Mecklenburg (1. Dec. 1625) ersehen wir, daß gerade er und sein Bruder dafür stimmten.[21]) Nur war es unter diesen Verhältnissen sehr begreiflich, daß der Kreis die Abdankung seiner Truppen an eine Bedingung knüpfte, welche ihn vor der bekannten Eigenmächtigkeit des kaiserlichen Heerführers schützte. Er verlangte, daß der Kaiser, Wallenstein's Herr, und der Herzog von Baiern, welcher Tilly zu befehlen hatte, die Forderung der Stände unterschrieben und damit den Frieden sanctionirten. Es war die Entscheidung, daß die Abgesandten hierauf nicht eingehen wollten, sie forderten sofortige bedingungslose Entlassung der Truppen und die Versprechung, in dem Kreise nie wieder, also auch nicht zur Vertheidigung, Werbungen vorzunehmen ohne Erlaubniß des Kaisers.

Eine Clausel, welche die ganze Kreisverfassung für alle Zeiten illusorisch gemacht haben würde! Bis in den Januar 1626 dauerten die fruchtlosen Debatten, welche, wie man aus den vorliegenden Instructionen und Berichten der mecklenburgischen Gesandten sieht, mindestens von dieser Seite mit jedem möglichen Eifer getrieben worden waren.

Es ist bekannt, wie der Krieg mit dem Beginn des Jahres 1626 in vollen Zügen ausbrach. Mansfeld war der erste im Felde, gegen ihn operirte Wallenstein, Christian von Braunschweig war daran, sich um Wolfenbüttel und Göttingen mit dem König zu verbinden, als er plötzlich starb, sodaß Christian IV. nun allein Tilly die Spitze zu bieten hatte. Ich gehe weder auf die Absichten des Königs noch den Verlauf des Kriegs näher ein, dagegen habe ich zu erörtern, wie sich der niedersächsische Kreis und besonders Mecklenburg zu dem Wechsel der Ereignisse stellten.

Man muß das Friedenssystem, welchem die Fürsten von Niedersachsen seit dem Beginn der deutschen Unruhen anhängig gewesen waren, im Auge behalten, wenn man sich vergegenwärtigen will, in welchem Sinne sie an den kriegerischen Ereignissen, die sich jetzt vor ihren Blicken — und zwar, wie die Stellung der beiderseitigen Heere geworden war, mit unfehlbarer taktischer Nothwendigkeit — vorbereiteten, theilgenommen haben. Durch die Geschichte des Protestantismus seit dem spätern 16. Jahrhundert geht die Erscheinung, daß diejenigen Territorien, welche bei dem lutherischen Begriff der verbesserten Lehre in seiner anfänglichen Gestalt stehen blieben, in der politischen Opposition mit weit größerer Zaghaftigkeit verfuhren als jene, die sich dem freier entwickelten Geist der reformirten Kirche hingegeben hatten. Hierfür bietet uns Niedersachsen in allen Perioden des großen deutschen Krieges einen sprechenden Beleg. Wie dort die Stände im allgemeinen über den dogma-

tisch vielfach einseitigen Standpunkt der Concordienformel nicht hinweggekommen waren, so hatte auch die für den Protestantismus überaus gefährliche Entwickelung der Begebenheiten während der Zeit der Gegenreformation und des böhmisch-pfälzischen Krieges nicht vermocht, sie zu einer energischen Haltung fortzureißen. Daher schon jenes Widerstreben gegen die Union. Weder die Vorkämpfe des Dreißigjährigen Krieges, noch der Krieg in Böhmen mit seinen Ausläufern im Reiche hatten aus jenem Kreise einen Fürsten auf die Schlachtfelder gelockt. Als sich zuletzt Christian von Braunschweig erhob, um das siegreiche Tilly'sche Heer von Niederdeutschland zurückzuschlagen, so geschah dies, wie zur Genüge dargethan, durchaus im Gegensatz gegen die Nachbarfürsten, nicht mit ihrer Unterstützung. Wollte man einmal von der Geschichte des deutschen Gemeingeistes schreiben und dabei auch für jenen Zeitraum untersuchen, inwieweit nationales Bewußtsein in den Gemüthern der Deutschen Raum fand, die Zustände in den norddeutschen Regierungskreisen würden in dieser Beziehung vielleicht das traurigste Resultat ergeben. So gut aus den Briefen der Fürsten wie aus den Verhandlungen der Landstände starrt uns das Bild des kläglichsten Particularismus entgegen. Man weiß auf beiden Seiten von keinem Wohl und Wehe über die Grenzen des heimatlichen Territoriums und etwa noch das Besitzthum des anwohnenden Nachbarn hinaus, mit dessen Untergang der eigene Herd gefährdet gewesen wäre. Nur nicht in Mitleidenschaft gezogen werden von der Wucht der Ereignisse, das ist der Vordersatz ihrer politischen Weisheit. So haben die niederdeutschen Fürsten seit 1618 müßig zugesehen, wie die Geschicke Deutschlands sich entfalteten, getreu dem Charakter ihres Volksstammes, zäh im Festhalten alter Formen, selbst wo die Function derselben längst bis auf den Lebensnerv getroffen ist, voller

Argwohn gegen jede Neuerung, eines großen Planes, eines außer dem Gewöhnlichen liegenden Entschlusses durchaus unfähig.

Hierin änderten die Beziehungen zu Christian IV. nicht das Geringste. Weil unter allen Fürsten Niedersachsens keines einzigen Hand entschlossen genug war, um mit der vereinten Kraft der geworbenen Kreishülfen die Neutralität des Kreises gegen jeden Angreifer thatsächlich durchzusetzen, hatte man sich unter den Schutz des mächtigen Dänenkönigs gestellt. Allein schon darin, daß nur etwa die Hälfte der Stände ihm ihre Stimme zum Kreisobersten gegeben, offenbarte sich der Widerspruch in dieser Verbindung. Sie selber wurde wenigstens von seiten der Fürsten nur in defensivem Sinne aufgefaßt. Was hätte die Fürstenschaft auch für Ursache gehabt, eine dänische Eroberungspolitik zu unterstützen, die immer nur auf ihre Küstenländer und die aus ihrer Mitte besetzten norddeutschen Bisthümer gerichtet sein konnte. Es war den Ständen mit ihren friedlichen Erklärungen von Lauenburg und Braunschweig vollkommen Ernst. Sie haben niemals aufgehört, Tilly's Weserübergang als das Signal und die Liga als die Urheberin des offenen Krieges zu bezeichnen.[22]) Und kaum war der erste Schritt der Offensive geschehen, so ließen sie sich zur friedlichen Ausgleichung bereit finden. Schon vor dem Friedenscongreß in Braunschweig, bald nach der Affaire des Tilly'schen Ueberfalls, im August 1625, hatten sie unter sächsischer Vermittelung mit Abgesandten des bairischen Generals verhandelt. Man hat ihnen einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie definitive Erklärung über die Annahme ihrer Forderungen verlangten, ehe sie sich zur Entwaffnung entschließen könnten.[23]) Aber wann wären, zumal zwischen zwei noch unbesiegten Parteien, diplomatische Friedensverhandlungen von einer andern Basis ausgegangen? Und wenn je war die

äußerste Vorsicht hier in der Sachlage begründet. Denn so beruhigend die Erklärungen, die Ferdinand II. in Betreff der Stifter an den fürstlichen Höfen herumtragen ließ, lauten mochten, die öffentliche Meinung glaubte nicht daran, sie fuhr in ihren Warnungen fort, — und wahrlich! es gehört im Hinblick auf das später Geschehene, auf das Restitutionsedict, eine harte Stirn dazu, die wegen der Maßregeln des Kaisers besorgten Protestanten unfriedfertiger und auflehnender Gesinnung zu zeihen.

Auch nach den gescheiterten Friedensversuchen war es keineswegs Wille der niedersächsischen Stände, sich rücksichtslos an Christian IV. anzuschließen. Man wußte in Niedersachsen wohl, daß dieser König als der vorgeschobene Posten einer großen europäischen Combination auftrat; gerade dies aber entfremdete ihn seinen norddeutschen Bundesgenossen. Zu den eben charakterisirten Eigenthümlichkeiten der protestantischen Fürsten von der gemäßigten Partei gehörte, im Gegensatz zu den Principien, nach welchen bis zur prager Schlacht der reformirte kurpfälzische Hof und die ihm sinnesverwandten evangelischen Dynasten die Politik geleitet haben wollten, eine Abneigung gegen jedes Bündniß mit fremden Mächten. Nun aber baute Christian IV. das Gelingen seiner Expedition vornehmlich auf die Verträge mit den auswärtigen Staaten. England und Holland hatten 1625 eine Allianz zur Unterdrückung der spanisch-österreichischen Macht, welche nach den jüngsten Erfolgen auf dem Wege war, noch einmal zum Uebergewicht in Europa zu gelangen, gestiftet. Der König von Dänemark hatte sich in diese Vereinigung aufnehmen lassen, und schon waren durch bestimmte Artikel die Subsidien, welche die Krone von England monatlich für dessen Kriegführung beisteuern sollte, festgesetzt. Außerdem stand die Theilnahme Schwedens und Frankreichs in ziemlich sicherer Aussicht. Denn wenn auch

Richelieu, solange der Krieg, den er mit den Hugenotten zu führen hatte, nicht zu Gunsten des Königthums ausgeschlagen war, Bedenken tragen mußte, sich in eine Unternehmung zu stürzen, welcher das Interesse des Protestantismus vor die Stirn geschrieben war, so entsprach die Schwächung der habsburgischen Monarchie doch zu sehr dem in der französischen Politik noch immer festgehaltenen Programm Heinrich's IV., als daß er nicht einem dahin zielenden Verbündniß hätte seine Unterstützung widmen sollen. Gustav Adolf aber ließ sich durch die alte Rivalität zwischen Schweden und Dänemark nicht abhalten, vorerst wenigstens seine Neigung zum Eintritt in jenen Bund zu erklären.

Es gab in Deutschland eine Partei, welche von der Thätigkeit der Coalition die Wiederherstellung der frühern Zustände des Protestantismus hoffte. Wie sie selbst den Knoten geschürzt hatte, so war sie nun auf alle Weise bemüht, die Unternehmung Christian's IV. zu decken. Diese Partei bestand aus den Anhängern Friedrich's V. von Kurpfalz, des abgesetzten Erwählten von Böhmen. Sein Staat, der ein Menschenalter hindurch an der Spitze des deutschen Protestantismus gestanden hatte, war zwar seit der Uebertragung der Kurwürde an Baiern aus der Reihe der evangelischen Territorien ausgestrichen, allein noch immer hielten zahlreiche vornehme Parteigänger zu ihm, die theils als Emigrirte, theils als seine Emissare an ausländischen Höfen lebten und für seinen Vortheil wirkten.

Unter ihnen war einer der ausgezeichnetsten und nächst dem schreibfertigen Camerarius auch der thätigste, Joachim von Rußdorf, welcher vom Frühjahr 1623—27 in London und dann über zwei Jahre im Haag bei den großen auswärtigen Staaten, mit denen er durch die Gesandten an jenen vornehmen Höfen einen unausgesetzten Verkehr unterhalten konnte, für die pfälzische Restaurationspolitik seine Be-

mühungen einsetzte. Er hatte den Erfolg, daß der Impuls, der von ihm ausging, sich mehreremal wirksam erwies. Namentlich war dies der Fall, als er die unentschlossenen Cabinete Jakob's I. und seines Sohnes endlich zu thätigem Eingreifen bewegte. Eingeweiht in die den territorialen Gesichtspunkten der deutschen Theilstaaten fremde Kunst weitblickender Politik, die von protestantischen Höfen eben nur in Heidelberg einige Regierungen hindurch geübt worden war, begründete er die Ermunterungen zur Theilnahme an dem deutschen Kriege durch die allgemeine Weltlage. Er wies darauf hin, daß die Wiederherstellung der frühern Zustände in Deutschland, die Zurückwerfung der auf das höchste gespannten österreichisch-spanischen Macht wesentliche Bedingung für die ungefährdete Existenz der europäischen Reiche sei. In seinen häufigen ausführlichen Memorials für Jakob Stuart und Karl I., wie in seinen nach Schweden gerichteten Briefen kommt er immer wieder auf diesen Punkt zurück, hiernach wägt er die Bedeutung der einzelnen Ereignisse ab. Die Bewegungen im niedersächsischen Kreise verliehen nun der diplomatischen Thätigkeit Rußdorf's erst ihre vollen Schwingen. Er wußte auch hier sogleich das Moment des europäischen Interesses herauszufinden. Um ihn mit seinen Worten vor Karl I. sprechen zu lassen, — „Ew. Majestät", sagte er, „begreifen in Ihrer Einsicht die Augenscheinlichkeit der Gefahr, wenn die Ligue und der Kaiser sich zu Herrschern des niedersächsischen Kreises und infolge dessen auch der Küsten- und Hansestädte machen, wie Bremen, Emden, Hamburg, Lübeck, die alle schon in der größten Besorgniß schweben. Denn dann werden die Feinde sich auf dem Ocean ausrüsten können, der jetzt allein noch frei ist, werden mächtige Flotten herrichten, die Küsten von England beunruhigen, überall den Handelsverkehr beeinträchtigen, zu Wasser und Lande die Staaten von Nieder-

land unterdrücken und endlich wol gar eine Expedition gegen die Königreiche Ew. Majestät unternehmen." [24])

Rußdorf konnte sich rühmen, daß die Aufnahme Dänemarks in die holländisch-englische Allianz hauptsächlich mit seiner Hülfe zu Stande gebracht worden war. Und auch die Verhandlungen mit Schweden ruhten wesentlich auf ihm, er stand schon seit 1624 in ununterbrochener Correspondenz mit Axel Oxenstierna, durch dessen Hand er die Schwedenmacht zu der Conföderation hinüberzuführen hoffte.

Es war aber natürlich, daß man, je unvermeidlicher der Krieg erschien, desto sorgfältiger die Bundesgenossen musterte, die sich in Deutschland selbst der Sache boten. Der politische Agent Friedrich's V. gehörte zu den nicht wenigen, welche vor der deutschen Reichsfürstlichkeit, wie sie derzeit vertreten war, keine besondere Achtung empfanden. Außer Johann Ernst von Weimar, dem Streiter für das Recht des Pfälzers und Theilnehmer an den niederländischen Kriegen, flößte ihm eigentlich keiner eine hohe Meinung ein. „Wenn man Grund hätte, heutzutage irgendeinen Fürsten zu achten, so würde man den Herzog von Weimar zu achten haben", sagt Rußdorf einmal. Nichtsdestoweniger gedachte er anfangs, die deutschen Dynasten, vornehmlich die nächstbetheiligten des niedersächsischen Kreises, zu der Conföderation heranzuziehen: er hat beigestimmt, daß ein englischer Gesandter nach dem Haag abgehe, damit von den Generalstaaten aus eine Anregung bei jenen Fürsten versucht werde. Aber die Friedensverhandlungen, welche im Beginn des Jahres 1626 in Niedersachsen weiter geführt wurden, ließen zu sehr jede Bereitwilligkeit zum Kriege vermissen, als daß auf ein Bündniß mit jenen Territorien noch hätte Werth gelegt werden können. Wenn die Stände von dem Könige von Dänemark eben damals verlangten, daß er seine Truppen benutze, um Mansfeld aus dem Kreise

zu verjagen, so gerieth Christian IV. hierdurch in Conflict mit den Bestimmungen der Conföderation, denn nach dem Schlachtplan, welchen diese entworfen hatte, sollte Mansfeld gerade durch Norddeutschland und die brandenburgischen Lande nach Schlesien und Mähren ziehen, wo eine Vereinigung mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen verabredet war.

Diese Verhältnisse bewiesen, wieviel daran fehlte, daß die niedersächsischen Fürsten sich der Begünstigung der Conföderation schuldig gemacht hätten. Ehe noch die Feindseligkeiten begonnen hatten, noch vor der Niederlage Mansfeld's, begann Herzog Georg von Braunschweig offene Feindseligkeiten gegen den Dänenkönig; er stellte auf eigene Hand Werbungen an und schlug sich mit seinen Söldnern zum Kaiser. Die übrigen braunschweigischen Dynasten erwiesen sich nicht minder widerwärtig; überall stießen die Befehle, welche der König als Kreisoberster erließ, auf die größte Stumpfheit. Namentlich suchten die Mecklenburger nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen wie zuvor die Gnade des Kaisers. Es war eine allgemeine Bewegung der Bußfertigkeit vor dem Caesar armatus, dem Kaiserthum in Waffen, welche jetzt durch die norddeutschen Höfe ging. Eben in den Tagen der dessauer Schlacht streckte dieser ansteckende Kleinmuth auch in Kurbrandenburg die rüstige Oppositionspartei zu Boden, welche für Anschluß an die Conföderation gegen die dunkle Schwarzenbergische Politik gerungen hatte und die nun ihren patriotischen Eifer mit Hochverrathsprocessen büßen mußte.[25]) In Georg Wilhelm von Hohenzollern, der seinen Uebergang zum Kaiser mit den Worten rechtfertigte, „was geht mich die allgemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll", tritt uns der Typus der Engherzigkeit, in welche die damalige Fürstenschaft aufge-

gangen war, entgegen. Wo ein Regierender für sich ja noch wagte, mit Kühnheit an der Sache des Protestantismus und der Unabhängigkeit vom Kaiser festzuhalten, richtete ihn seine nächste Umgebung zu Grunde. Christian Wilhelm, ein brandenburgischer Prinz, der Administrator von Magdeburg, der allein rasche Bereitwilligkeit, sich an Christian IV. anzuschließen, bekundet hatte, wurde durch das Kapitel gezwungen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, und als er später von neuem Verbindungen mit den Gegnern anknüpfte, erfolgte seine Absetzung und die Wahl eines Nachgeborenen aus wettinischem Stamm, mit welchem die kaiserfreundliche Politik in das Erzstift zurückkehrte.[26])

Die Umwandlung der politischen Lage, die sich im Beginn des Jahres 1626 vollzog, kann nicht schärfer markirt werden als durch die Worte Rußdorf's. „Die Reichsfürsten", schreibt er am 30. März, „kommen nicht mehr in Betracht, sie können nichts mehr ausrichten, alle beten sie den Kaiser an. Ich glaube wohl, daß sie, wenn sie unsere Partei die Oberhand gewinnen sehen, sich mit uns verbinden möchten, aber ohne daß dies geschieht, rühren sie sich nicht." Begreiflich, daß hiernach von den Leitern der Conföderation keine Rücksicht mehr auf die deutschen Fürsten genommen worden ist. Die dänischen Gesandten erschienen in London, um zu erklären, daß der König, der sich eben für die große Waffenentscheidung rüstete, all sein Heil von England und der Unterstützung anderer europäischer Staaten erwarte.

Unfähig, sich dem Könige, als er sein defensives Verfahren abwarf, mit Gewalt zu widersetzen, mußten die Stände Niedersachsens ihn die Verstärkung seines Heeres, seine Werbungen wol vollbringen und ihn seine Positionen nehmen lassen, aber außer diesem Vortheil eines neutralen Kriegstheaters gewährten sie ihm auch nichts. Denn wäh-

rend sie mit dem Könige selbst daheim, im Hauptquartier oder auf Fürstentagen haderten, hatten ihre Botschafter am kaiserlichen Hofe im voraus die übeln Folgen zu depreciren, welche das offensive Vorgehen des Königs für das Haus Oesterreich nach sich ziehen konnte. Dazwischen hat allerdings im Verdeckten die Hoffnung mitgespielt, daß Christian IV. bei einem glücklichen Frieden den ungeschmälerten Besitzstand der Kreisfürsten vertreten werde; aber diese Hoffnung trieb keine frische That. Die protestantische Geschichtschreibung hat im Gegensatz zu dem von katholischer Seite immer wieder vorgebrachten Argument, daß die protestantischen Dynasten Niedersachsens auf Christian's IV. Expedition nur geharrt hätten, um mit ihm vereint ungestümen Muthes den Kaiser und die Katholischen zu überfallen, zum entkräftenden Beweis einfach auf den nächsten Verlauf der Ereignisse zu verweisen.

Während die Kriegsmächte im Sommer 1626 an weitgetrennten Stellen sich die entscheidenden Schlachten lieferten — Tilly nahm trotz der Gegenanstrengungen Christian's IV. in einzelnen Schachzügen Göttingen, Minden, Nordheim, und der Mansfelder zog nach der dessauer Schlacht durch die brandenburgischen Lande südwärts, bald von den Kaiserlichen gefolgt — wußte der niedersächsische Kreis nichts anderes zu thun, als sich abermals um eine Friedenshandlung zu bemühen. Diesmal baten die mecklenburgischen Herzoge den Kaiser (14. Aug. 1626), die Tractation selbst in die Hand zu nehmen, damit dieselbe nicht, dem General der Liga überlassen, von vornherein der Gehässigkeit ausgesetzt sei. Nach des Kaisers eigenen Worten legten die meisten Fürsten und Stände ein gleiches Entgegenkommen an den Tag wie Hans Albrecht und Adolf Friedrich. Auch Christian IV. wurde aufgefordert, sich den Congreß gefallen zu lassen. Wiederum mußten es gerade die Mecklenburger sein, welche

as Schreiben an den König erlassen hatten. Noch war der
Plan des Friedenstags von keiner Seite angenommen worden,
ls Christian IV. am Barenberg geschlagen wurde (27. Aug.).
Sie könnte es befremden, daß nach diesem Ereigniß die Kreis-
ände sich beeilten, auch das loseste Band, welches sie etwa
och mit dem Dänen verknüpfte, zu zerreißen. Hierin weiter
u gehen, als die beiden ebengenannten Herzoge, war nicht
richt erdenklich. Nicht nur daß sie sofort am 30. Aug.,
ls die geschlagenen Truppen den niedersächsischen Kreis
iberfluteten, sich mit den dringendsten Vorstellungen an
Christian IV. wandten, er möge ungesäumt seinem Kriegs-
volk befehlen, die Lande zu verlassen, sondern sie meldeten
hren Austritt aus dem Kreisverband und den damit zu-
ammenhängenden Pflichten. Jeder Unparteiische wird weit
ntfernt sein, diesen Schritt zu rechtfertigen: er war den
Bestimmungen der Kreisordnung augenfällig zuwider, ein
Bruch der Verfassung. Allein darüber kann kein Zweifel
sein, daß diese That die Herzoge von jeder Mitschuld an
dem weitern Kriegsunternehmen Christian's IV. vollends
befreite und darum gerade geeignet sein mußte, ihnen die
Gunst des Kaisers wiederzugewinnen. Ich finde, daß noch
am 23. Nov. 1626 die Herzoge ihrer friedlichen Gesin-
nungen wegen von Ferdinand II. ausdrücklich belobt worden
sind, ja sie erhielten sogar ein besonderes Zeichen der Gunst,
die Bestätigung einiger Landesprivilegien. [27]) Dafür blieben
sie die eifrigsten Sachwalter des Friedens. Es gelang ihnen,
Sachsen und Brandenburg von neuem zur Vermittelung
heranzuziehen. Bis zur Mitte des Jahres 1627 sehen wir
sie in unaufhörlichem Briefwechsel mit Dänemark und den
Kreisständen zur Beendigung des Krieges rathen. Chri-
stian IV. versicherte zweimal, daß er dem Frieden nicht
durchaus abgeneigt sei. Aber jetzt erklärte der Kaiser, in
die Verhandlungen nicht eher eintreten zu können, bis er

die Gedanken der Kurfürsten hierüber eingeholt habe. Im August 1627 war es bereits offenkundig, daß dies ein Ausflucht des Kaisers sei, welche dahin ziele, die Angelegenheit fruchtlos verlaufen zu lassen. Der Grund erhellt aus der Lage des Krieges. Eben waren Ferdinand's Truppen bis Holstein hinauf siegreich, es wurden dem König Bedingungen gestellt, die anzunehmen auch dem Besiegten vor der äußersten Entscheidung nicht zugemuthet werden durfte. Wallenstein kehrte von dem Untergang des Mansfeld'schen Heeres nach Norden zurück und übernahm, um den General der Liga nicht allzu freies Spiel zu lassen, den Feldzug an der Ostsee. Und schon schwelgte der Generalissimus in seinen oceanischen Ideen. Als reale Grundlage derselben aber hatte er sich neben Stralsund, die Hafenstädte Wismar und Rostock auserſehen. So geschah es, daß die Friedenssache vollständig zerfiel und zugleich das Schicksal der Herzoge seiner Erfüllung entgegeneilte. Diese waren so abhängig von dem Willen ihrer Feinde, daß sie selbst das Wesentlichste zur Besiegelung ihres Geschickes beitrugen. Oberst Hans Georg von Arnim stand im August 1627 mit kaiserlichen Truppen in Mecklenburg, wo er sich bei der zunehmenden Verödung der seit Jahren von Söldnern aufgesogenen Länder außer Stande sah, seine Soldaten auf eigene Hand mit Lebensmitteln zu versorgen. Deshalb wandte er sich an Adolf Friedrich mit der Bitte um Proviant. Sofort erging von diesem an die Hauptleute zu Schwerin und Neustadt, in deren Districten das Arnim'sche Heer hauptsächlich Quartier hatte, der Befehl, was nur bei den erschöpften Unterthanen noch zu erlangen sei, dem kaiserlichen Obersten zur Verfügung zu stellen. Dies geschah unter der für den Gegner mäßigen Bedingung, daß die Hauptstadt Schwerin von Einquartierung und sonstigen Kriegsbedrückungen freibleiben sollte. Ein Handschreiben Albrecht's von

Wallenstein (3. Sept. 1627) lohnte dem Herzog für die dem Kaiser bewiesene Willfährigkeit. Allein es vergingen kaum wenig Wochen, als die Forderungen der Generale sich steigerten: sie erklärten für ihre weitern Unternehmungen gegen des Reichs Feinde die Stadt Wismar in ihrer Gewalt haben zu müssen. Auch hierin gaben die Herzoge, von denen selbst die Landesgeschichtschreiber bei dieser Gelegenheit sagen, daß sie den Kopf verloren hätten, nach. Die allgemeine Stimme der städtischen Bevölkerung murrte gegen die Abtretung, es bedurfte des persönlichen Erscheinens Adolf Friedrich's in Wismar, ehe die unwilligen Demonstrationen des Pöbels beseitigt werden konnten. Am 10. Oct. wurde die Uebergabe der Stadt in einem förmlichen Vertrage zwischen dem Herzog und dem Grafen Arnim abgeschlossen. Trotzdem nun die kaiserlichen Befehlshaber wenig darum bekümmert waren, ihre Truppen in den durch den Vertrag festgesetzten Grenzen der Mannszucht zu erhalten und den Herzogen dadurch Recht und Gelegenheit gegeben hätten, sich auch ihrerseits den geleisteten Versprechungen zu entziehen, so vermochte doch die Friedensliebe über Albrecht so viel, daß er im November die Festung und Insel Poel und am 30. Dec. 1627 gar seine Hauptstadt Schwerin kaiserlichen Besatzungen öffnete.

Alle diese Demüthigungen nahmen die Herzoge über sich, ohne daß der Feind den geringsten Zwang auf sie auszuüben brauchte. Der erste Artikel in der Urkunde über die Besitzergreifung von Poel lautete: „Die Festungsübergabe wird dem Kaiser als gut und freiwillig geschehen berichtet.“ [28])

Die Herzoge wußten nicht, daß sie durch die Abtretung der wichtigsten Plätze ihrer Lande bereits in die Schlingen Wallenstein's gerathen waren. Nur wer in den brieflichen Verkehr zwischen Friedland und Arnim eingeweiht war,

konnte von den Intriguen des kaiserlichen Generalfeldobersten eine Ahnung haben. Anfang November empfing Arnim die erste Andeutung von dem bevorstehenden Gewaltact. Wallenstein schrieb ihm, es möchte sich schicken, daß in kurzem im Lande von Mechelburg eine Mutation werde vorgenommen werden; am 16. Nov. erklärte er deutlicher, was in Aussicht sei: er bat Arnim, allen Vorschub zu leisten, daß die Herzoge die Lande verließen; am 20. Dec. wiederholte er diese Bitte, indem er hinzufügte, die Mecklenburger dürften nicht begehren, ihn da zu sehen, wo sie zuvor geherrscht hätten. Endlich am 15. Jan. 1628 konnte er melden, die Sache mit Mecklenburg sei schon in der Feder, und in kurzem werde es ausbrechen. So lange dauerte es doch, ehe Wallenstein seine Sache gegen eine nach Khevenhiller's Versicherung starke Oppositionspartei am wiener Hofe durchsetzte. [29]) Von vielen Seiten hatte man dem Kaiser abgerathen, die Herzoge wider die Bestimmung der Wahlcapitulation ohne Verhör und Proceß ihres Landes zu entsetzen. Man mahnte an die tiefe Abneigung, welche die Reichsstände vor Wallenstein empfanden, der sich hier und da öffentlich hatte verlauten lassen, es bedürfe der Kurfürsten und Fürsten nicht mehr: wie in Spanien und Frankreich müsse auch in Deutschland nur Ein Herr sein. Man bemühte sich namentlich dem Kaiser die Gefahr vor Augen zu führen, welche die Erhöhung eines Dieners nach sich zu ziehen drohe, der schon jetzt kaiserliche Befehle seinem Vortheile hintansetzte. Es ist verbürgt, daß Ferdinand einen Augenblick schwankte; zuletzt aber siegte die Ueberzeugung, daß der Generalissimus oder dessen Heer ihm unentbehrlich sei. Uebrigens war in dem kaiserlichen Patent vom 19. Jan. 1628 von einer Belehnung mit dem Herzogthum vorderhand keine Rede, einzig der pfandweise Besitz wurde dem Generalissimus zugesprochen, und zwar zunächst auf so lange Zeit, bis seine Kriegsvorschüsse aus-

geglichen sein würden. Natürlich blieb unter solchen Bedingungen der Titel Herzog von Mecklenburg dem neuen Herrn vorenthalten. [30])

Wallenstein's Bevollmächtigte trafen die Herzoge noch im Lande. Ihre letzte Hoffnung war, daß die Gesandten, welche sie mit einer ausführlichen Apologie an den Kaiser geschickt hatten, einen günstigen Bescheid zurückbringen würden. Allein auch diese Aussicht ging zu Grunde. Der Reichshofrath versagte den Vertretern der Geächteten jede Audienz, und nachdem er sich anfangs sogar geweigert hatte, ihnen die Pässe auszuliefern, erklärte er endlich, in seiner Gnade ein Uebriges thun zu wollen, indem er ihnen freies Geleit durch die österreichischen Staaten gewährte. Dann dauerte es noch über ein Jahr, ehe der Kaiser die Klagepunkte veröffentlichte, auf welche er sein Verfahren gegen die Mecklenburger basirte.

Nach dem Vorangegangenen ist es nicht schwer, die Beschuldigungen Punkt für Punkt zu entkräften. Es hieß dort, die Fürsten hätten den dänischen Truppen ihr Land geöffnet: da sie doch fortwährend gegen die Einlegungen derselben Protest erhoben hatten; sie hätten den niedersächsischen Krieg in die Länge gezogen: obschon sich, wie wir sahen, niemand mehr um den Frieden bemüht gezeigt hatte als sie; sie hätten Sachsen und Brandenburg gebeten dahin zu votiren, daß die Waffen nicht eher niedergelegt werden sollten, bis über den Religionsfrieden genugsame Versicherung gegeben sei: eine Forderung, die sie aufzustellen um so mehr berechtigt waren, als dieselbe ja nur die Aufrechthaltung des factischen Zustandes umschloß; sie hätten die Mandata advocatoria des Kaisers nichts geachtet: wiewol leicht nachgewiesen werden konnte, daß sie dieselben mit allem Eifer verbreitet und für ihre Durchführung gesorgt hatten; sie hätten sich der Truppen des Kaisers erwehrt und andere

Stände zur Hülfe gegen dieselben aufgefordert, namentlich den König von Dänemark hineingezogen: womit sie ja nicht um eines Haares Breite von den Bestimmungen der Kreisverfassung abgewichen waren. Daß die Herzoge zuletzt und namentlich seit der zweiten Hälfte des Jahres 1627 nur kaiserlichen Truppen ihre Städte geöffnet hatten, wurde mit Stillschweigen unterdrückt. Wie diese Gründe haltlos waren, so bewegte sich das Verfahren Ferdinand's in rechtswidrigen Formen. Die Wahlcapitulationen der deutschen Kaiser, abgesehen davon, daß sie dem Reichsoberhaupt den Krieg mit den Ständen verboten, enthielten von Anfang an, also seit Karl V., eine Bestimmung, nach welcher kein Reichsunmittelbarer ohne vorangegangene Citation in die Acht erklärt werden sollte. Der 28. Artikel der Kammergerichtsordnung von 1521 sanctionirte dies Reichsgrundgesetz. Es hieß daselbst: „Dennoch setzen, ordnen, erklären und wollen wir, daß niemand hiefür in die Acht erkannt, erklärt, noch für einen Aechter gehalten werde, er sei dann zuvor dazu rechtlich citirt." Allerdings gebrauchte der Reichshofrath die Vorsicht, eine Achtserklärung gegen die Herzoge nicht zu erlassen, aber die Strafe, die an ihnen vollzogen wurde, kam der Wirkung der Acht gleich, und wenn ein kaiserliches Edict die Unterthanen und Landstände Mecklenburgs von dem Eide, mit dem sie ihrer Herrschaft verpflichtet waren, entband, so war die Aechtung der letztern die stillschweigende Voraussetzung, unter welcher ein so abnormer Act allein vorgenommen werden konnte.[31])

Ich glaube hiermit dargethan zu haben, daß dieses Ereigniß zu denjenigen gehört, welche den Grund ihrer Entwickelung nicht in sich selbst tragen. Die Katastrophe des Herzogthums war durch das Verfahren der Dynasten auf keine Weise bedingt. Und hier ist der Punkt, wo die lediglich territorialgeschichtliche Bedeutung, die an dem besprochenen

Factum in den bisherigen, von Landeshistorikern ausgegangenen Darstellungen hervorgehoben worden ist, sich zu allgemeinerm Interesse erweitert, indem wir darauf hingewiesen werden, in dem widerrechtlichen Beschluß des Kaisers den Zusammenhang mit seinen geheimsten politischen Planen zu beobachten.

Ferdinand II. war entschlossen, den Sieg, den er über Christian IV. davongetragen hatte, bis aufs Aeußerste zu verfolgen. Als Wallenstein im Januar 1628 mit ihm in Prag zusammenkam, begegneten sie sich beide in der Ueberzeugung, daß der Feind jetzt zur See weiter verfolgt werden müsse. Sobald man sich aber entschieden hatte, den Krieg auf die Weise fortzusetzen, lag nichts näher, als nach einem ausgedehnten Küstenbesitz, von dem aus diese Unternehmung geleitet werden könnte, zu sterben. Außer der Gelegenheit der von dem Generalissimus schon lange ins Auge gefaßten Häfen waltete noch ein besonderer Grund ob, weshalb gerade Mecklenburg dem Kaiser als Stützpunkt für seine maritimen Plane wünschenswerth war. Seit längerer Zeit wurde eine Landung des Schwedenkönigs Gustav Adolf erwartet; das Gerücht trat allmählich als bestimmtere Nachricht auf, in der wenigstens so viel constant blieb, daß die Ausschiffung der schwedischen Truppen in Wismar erfolgen werde. Die Gegner der Erhebung Wallenstein's hatten den Kaiser mit dieser Eventualität gewarnt, die sie für unvermeidlich ausgaben, wenn der Gewaltact an den Herzogen verübt werden sollte. Sie konnten sich darauf berufen, daß Gustav Adolf den Mecklenburgern seine Theilnahme an der Verwüstung ihrer Lande zu erkennen gegeben und Unterstützung versprochen hatte. Allein wir wissen, daß solche Vorstellungen das Drängen Wallenstein's nicht aufzuhalten vermochten. Kaum waren dann Wallenstein's Commissare im Herzogthum erschienen,

als sogleich die ersten Maßregeln derselben den weitern Zweck der Besetzung andeuteten. Die Obersten bekamen Befehl, die Kriegshäfen in Stand zu setzen; Arnim hatte schon vorher Weisung erhalten, sein Augenmerk auf die Küstenstädte zu richten. Zu gleicher Zeit wurde ein spanischer Admiral, Don Firmin de Lodosa, in österreichische Dienste genommen. Wallenstein wußte diesen durch ein geschicktes Experiment mit seiner Partei zu verbinden, indem er den Kriegsobersten Auftrag gab, den Sold dieses Admirals, monatlich 500 Fl. Rh. betragend, von der Kriegscontribution in Niedersachsen auszuzahlen.

Es hängt mit dem Programm der kaiserlichen Politik auf das innigste zusammen, wenn in dieser Zeit, am 21. April 1628, dem Generalissimus zu seinen verschiedenen Würden noch die eines Generals des Baltischen und Oceanischen Meeres verliehen wurde, ein Titel, den er sammt der zu Grunde liegenden Idee so sehr als seine eigene Schöpfung betrachten mochte, daß er nicht anstand, sich schon früher damit zu schmücken, ehe die kaiserliche Ernennungsurkunde ihm zugefertigt worden war. [32])

Außer diesen Absichten und Neuerungen, die sämmtlich mehr oder minder zur Illustration der mecklenburgischen Angelegenheit dienen, ist aber noch von andern Vorbereitungen für die maritime Richtung des nordischen Kriegs zu melden, die sich auf einem andern, wenn auch nahe benachbarten Terrain bewegten und einer andern Leitung unterlagen, als das Verfahren mit den Herzogthümern.

Denn während die Dinge in Mecklenburg sich unter dem Einfluß der Bevollmächtigten Wallenstein's weiter entwickelten, vollzogen sich jene in voller Unabhängigkeit von ihm. Sie hatten ihren Mittelpunkt in einer althergebrachten politischen Combination, der Verbindung Spaniens und Oesterreichs. Nur ist es wol das erste mal, da dieser

Verbindung wie hier ein ausschließlich handelspolitisches Gepräge gegeben werden sollte. Indem der Kaiser sein Auge auf die See richtete, wurde ihm der von manchen seiner Vorfahren, zuletzt namentlich von Maximilian II. empfundene Mangel einer deutschen Flotte fühlbar. Alles was damals Deutschland zu Schiffe vermochte, beruhte in den spärlichen Resten der hansischen Kaufmannsmarine. Dieser wenigstens glaubte Ferdinand daher sich versichern zu müssen. Um Lübeck, Bremen und die andern bundesgenössischen Städte für die kaiserliche Politik zu gewinnen, zeigte er ihnen als verlockenden Preis einen Handelsvertrag mit Oesterreich und Spanien, der, soweit er die beiden letztern Mächte betraf, schon schlußfertig gemacht worden war. Die Handelscompagnie sollte dergestalt abgeschlossen werden, daß aller Handel von und nach den spanischen Stammländern und überseeischen Besitzungen zwischen den Unterthanen des Königs und denen des Reichs, den Hanseaten zumal, allein verbliebe. England, Holland, Schweden, Dänemark, wie alle andern producirenden und handeltreibenden Staaten sollten die Waaren, die nach Spanien bestimmt waren, in den Seestädten des wendischen Quartiers ausladen, damit sie hier von deutschen oder spanischen Schiffen aufgenommen und von diesen nach Spanien und den Colonien geführt werden könnten. Ebenso sollte neben den Spaniern keine andere Nation als die deutsche in den spanischen Häfen einhandeln dürfen, sondern es sollten die Erzeugnisse der spanischen Colonien nach den Hansestädten verladen und hier von den Schiffen der ausländischen Seemächte zu weiterm Handelsvertriebe in den andern Ländern übernommen werden.

Schon im Spätherbst des Jahres 1627 (im November) hatte der Kaiser durch den Grafen Ludwig von Schwarzenberg den Kaufherren von Lübeck dieses weitaussehende

Project eröffnen lassen. Der Gesandte hatte zu erklären, daß der Hansebund sich den Vergleich nur gefallen zu lassen brauche, so könne er abgeschlossen und von dem Könige von Spanien unterschrieben werden. Um spanischerseits mit den Städten zu verhandeln und besonders die Privilegien der Hansa auch innerhalb dieser Vereinigung sicherzustellen, war ein Agent des Königs, Gabriel de Roy, abgeschickt worden. Der Vortrag dieser beiderseitigen Gesandten geschah am 8. Nov. 1627 zu Lübeck. Sie glaubten aus dem Abschied, den die gerade versammelten wendischen Städte trafen, entnehmen zu dürfen, daß der kaiserliche Vorschlag einen wohlgefälligen Eindruck bei den Betheiligten nicht verfehlt habe. Wirklich erklärten sich die Städte auch bereit, auf einer allgemeinern Versammlung die Specialitäten des Bundes abhandeln zu wollen. Diese fand im Februar 1628 zu Lübeck statt. Am 23. legten die kaiserlichen Gesandten die Propositionen ihres Hofs von neuem vor. Sie hatten zu versichern, daß dem Kaiser die Erhaltung der Hansa über alles am Herzen liege. Gleich bei seinem Regierungsantritt, als er die Kanzleien von Klagschriften der Hansestädte überfüllt gefunden habe, sei er mit sich zu Rathe gegangen, wie den Verlusten, die der deutsche Ostseehandel fortwährend von fremden Mächten erlitt, gewahrt werden könne. Da aber habe ihn der Krieg zu andern Sorgen gerufen. Jetzt endlich sei der Zeitpunkt zur Hülfe gekommen. Der spanisch-österreichische Handelsvertrag wurde als das Mittel bezeichnet, die rivalisirenden Handelsmarinen zu überflügeln. Besonders wurde an die Feindschaft gegen England und Dänemark appellirt. Die Engländer hätten sich mit ihren „verdammten Monopolen den Deutschen wie ins Nest gesetzt", hätten sie doch den ganzen Tuchhandel an sich gebracht, — eine Quelle, die ihnen Millionen jährlich aus den deutschen Seckeln zuführe. Den Dänen aber habe

man noch Schlimmeres zu verdanken, ihr Werk sei der Sundzoll, der rechte Zügel und Zaum für die Hansestädte. Die Gesandten konnten doch nicht umhin, einzuräumen, daß auch Spanien sich nicht jederzeit schonend gegen die deutsche Verbindung erwiesen habe. Allein das jetzige gute Einvernehmen zwischen dem König und dem Kaiser sei eine sichere Bürgschaft, daß alle frühern Ungelegenheiten mit Spanien fortan vermieden werden könnten. Und von diesen Gesichtspunkten aus ließ der Kaiser den Bund mit Oesterreich und Spanien der Hansa noch einmal wiederholen. [33])

Die Städteboten traten in die Verhandlung über diese wichtige Frage ein. Anfangs hatte die Aussicht beinahe unermeßlichen Gelderwerbes doch einigen Reiz auf die Handelsherren ausgeübt, allmählich aber wich derselbe vor einer nüchternen Erwägung der politischen Verhältnisse. Argwohn gegen die Absichten des Kaisers gewann schon auf dem Städtetag die Oberhand. Dennoch verwarfen die Abgeordneten den kaiserlichen Antrag nicht sofort, sondern erbaten einen neuen Aufschub bis zum 1. Sept., damit die einzelnen Republiken über die jetzt erst im Detail dargelegte kaiserliche Verkündigung zu Rathe gehen könnten. Die Bedenken nun, die sich auf dieser Seite regen mußten, ergeben sich aus der Lage der Dinge von selbst.

Zunächst gebrach es den Hanseaten längst an jener stürmischen Thatenlust, jenem schwellenden Triebe des Erwerbes, welche das nährende Princip großer Handelsgemeinschaften sind. Nachdem die Patricier Hamburgs, Bremens, Lübecks und der kleinern Städte zu einem gewissen Vermögen gekommen waren, hatten sie ihren Eifer weit mehr darauf gerichtet, das Erworbene vortheilhaft anzulegen und sich eines bequemen Genusses zu erfreuen, als durch Erweiterung ihrer Handelsverbindungen, durch Gewöhnung an ihnen bisher unbekannte Seewege sich mühsam

die Quellen neuen Gewinstes zu eröffnen. Besonders rührig und unternehmungslustig war der Deutsche in jener Zeit überhaupt nicht, der Norddeutsche am wenigsten. Die nicht nur in die politischen Institutionen, sondern in noch augenfälligerm und nachhaltigerm Maße in das Innerste des Volkslebens eindringende Vernichtung hatte in den Augen der Menschen den Werth des Lebens und seiner Güter tief herabgesetzt, sie hatte sich selbst auf den kräftigsten Sproß des deutschen Volksbaumes, auf das Bürgerthum und die während der Reformation in demselben mächtig angeschwellte Geistesbewegung mit ihrer ertödtenden Wucht gelagert.

Außer dieser allgemeinen Erschlaffung gab es specifische Ursachen, welche einen nochmaligen Aufschwung des hanseatischen Unternehmungsgeistes jede Möglichkeit abschnitt. Wohlstand erzeugt überhaupt friedliebende Herzen und von dem kaufmännischen Reichthum hat diese Erfahrung zu allen Zeiten in besonderm Maße gegolten. Während des ganzen bisherigen Kriegs hatte sich die Stimmung der Hansestädte danach gezeigt. Sie sahen die Operationen Christian's IV. nichts weniger als gern und an der niedersächsischen Kreisvertheidigung hatten sie äußerst lässigen Antheil genommen. Zwar an Städtetagen hatte es nicht gefehlt, sie waren mit vielem Lärm angesagt und mit Ostentation gehalten worden — „parturiunt montes“, sagt ein gleichzeitiger Bürger einer Hansestadt in Beziehung auf diese Versammlungen [34]) —, den Beschlüssen aber hatte jede Entschiedenheit gefehlt. Angesichts der kaiserlichen Truppen wußte man nichts als Briefe an das Reichsoberhaupt zu richten, die um Frieden baten. Ein politischer Gedanke, nach dem man gehandelt hätte, bildete sich auch hier nicht. Waren die ältern Kaufherren weitschweifig und überbedächtig im politischen Rath, so zeigten die jüngern geringes Interesse an den Verhandlungen; man merkte ihnen an, daß sie nicht

bei der Sache waren, sie sprachen von ihren besondern Angelegenheiten; sie dachten mehr an ihre Maitressen als an den beredeten Gegenstand, versichert uns ein Zeitgenosse.

Darüber aber konnte von Anfang an kein Zweifel sein, daß der Anschluß an Oesterreich und Spanien auf der Basis eines ausschließlichen Handelsverkehrs die Hanseaten in den entschiedensten Gegensatz mit den nordischen Seemächten und somit von neuem in die Nothwendigkeit des Kriegs gestellt haben würde. Bei dem ersten Antrag im Herbst 1627 hatte der Kaiser doch zugleich um Schiffe gegen Dänemark bitten lassen, König Christian sah daher mit gerechtfertigtem Mistrauen auf die lübecker Tagfahrt. Er meinte den Verhandlungen entgegenarbeiten zu müssen, seine Gesandten erklärten, daß die Annahme des spanisch-österreichischen Vorschlags von ihm als Grund zum Kriege gegen die Hansa betrachtet werden würde.

Noch ein weit größeres Bedenken aber lag in dem Vorgehen der kaiserlichen Politik selbst. Wie hätte man eine Handelsgemeinschaft mit dem Kaiser eingehen können, solange die Belagerung Stralsunds den Beweis lieferte, daß derselbe kein Bedenken trug, den Hansestädten Gewalt geschehen zu lassen. Das Beispiel Stralsunds ist daher in Flugschriften, die während der von den Hanseaten geforderten Frist erschienen, den Städten unaufhörlich vorgehalten worden.

Ein kurzer Blick auf diese Aeußerungen der öffentlichen Meinung [35]) wird erlaubt sein, da sie uns in den Zusammenhang der politischen Gedanken versetzen, aus denen die letzte Entscheidung der Hanseaten erfolgt ist. Man sagte: der Kaiser buhlt um die Freundschaft der Städte, weil er sich in dem jetzt zu beginnenden nordischen Seekriege ihrer Schiffe bedienen will. Kann er selbst der Städte nicht Herr werden, so sucht er sie wenigstens mit den rivalisiren-

den Seemächten zu verfeinden und so die letzten Reste hanseatischer Selbständigkeit der Vernichtung entgegenzuführen. Die entweder unmittelbar vom Kaiser ihrer Unabhängigkeit beraubten oder durch einen aufreibenden Krieg mit den überlegenen Nachbarn zur territorialen Unbedeutendheit herabgedrückten wendischen Städte sollen ein Glied werden der unumschränkten Monarchie, die der Kaiser über Norddeutschland zu errichten gedenkt, ein Stützpunkt der politisch-kirchlichen Reaction, von dem aus die abtrünnigen Stifter Niedersachsens und das hartnäckige Stralsund, der Schlüssel zum Besitz Vorpommerns, umklammert und mittels der Handhaben der damaligen österreichischen Politik, Militärdespotie und Jesuitenpropaganda, dem österreichischen Einheitsstaat unterworfen werden können. Befürchtungen, die zum Theil wol über die äußersten Ziele habsburgischer Machtvergrößerung hinausgriffen und denen dennoch eine tiefe geschichtliche Logik nicht abzusprechen war. Schon vor funfzig Jahren und noch früher hatte man angefangen zu besorgen, daß die Mächte der katholischen Liga, der Papst, Spanien und die deutsche Linie der Habsburger, nach siegreicher Beendigung der französischen Glaubenskriege und der niederländischen Revolution gegen das protestantische Deutschland losgehen würden. Wiederherstellung der alten katholischen Kircheneinheit und Aufrichtung der absoluten Monarchie an Stelle der territorialständischen Sondermächte galt allgemein als die Summe der Bemühungen dieser mit ihrem Cabinetseinfluß überallhin verbreiteten Angriffspartei. Seit dem niederländischen Befreiungskriege und den Grenzverletzungen, von denen Deutschland während desselben etwa dreißig Jahre hindurch betroffen worden war, hatte sich unter den evangelischen Ständen, namentlich denen zwischen Rhein und Elbe die Furcht festgesetzt, daß das nordwestliche Deutschland der katholischen Aggressive zuerst unterliegen

werde. Was wunder, daß jetzt, wo die kaiserlichen Heere an Weser und Elbe eine gebietende Stellung einnahmen, das Kriegstheater nach den Niederlanden hin offen stand, die Spanier abermals auf deutschem Boden ungestraft ihr Wesen trieben und zahlreiche Religionsbedrückungen und Veränderungen von Westfalen und den Niederrheinlanden her gemeldet wurden, jedermann in Norddeutschland an die Erfüllung jener Befürchtungen glaubte. Die Absetzung der Herzoge, deren Schicksal bereits noch andern niedersächsischen Fürsten, wenn sie sich dem Kaiser nicht fügten, angekündigt wurde, die Belagerung Stralsunds, zusammengehalten mit den vorangegangenen Acten kaiserlicher Willkür galten den Gegnern Oesterreichs als sehr gefährliche Symptome des Strebens nach absoluter Herrschaft. Und noch immer war die im evangelischen Norddeutschland verbreitete Meinung, daß päpstische und spanische Intriguen die Hebel der habsburgischen Eroberungspolitik bildeten. Die Larve des bisher so getauften kaiserlichen Kriegs wird heruntergezogen, „und es werde männiglich vor Augen gestellt werden, daß Papst und Spanier diesen Krieg betrieben", sagt eine jener ephemeren Schriften.[36])

Bei solchen Vorstellungen von den Motiven der Zeitbewegung war es unmöglich, daß die Hansa sich in ein Bündniß mit dem Kaiser einließ, bevor derselbe dem tief in die bestehenden Rechte einschneidenden Verfahren, das er in Deutschland übte, eine mildere Richtung gegeben hatte. Zu Lübeck war unaufhörlich von der Unbill gesprochen worden, welche österreichischerseits durch die Bedrängung Stralsunds, eines Gliedes der Hansa, der ganzen Städteverbindung angethan werde. Schwarzenberg war im März 1628 vollkommen überzeugt, daß auch im Rath der einzelnen Städte ein besserer Erfolg der Verhandlungen nicht erzielt

werden könne, ehe der Kaiser in dieser Sache der Belagerung nicht nachgegeben habe.

Und hier eben trat es ein, daß das Interesse des Kaisers, sofern der Bund mit den Seestädten ein solches zu nennen ist, mit den persönlichen Planen des Generalissimus in feindliche Berührung kam. Wallenstein sprach über das Project des Handelsvertrags seine Misbilligung aus. Und zwar geschah dies, nachdem er von Christian IV. die Versicherung erhalten hatte, daß derselbe sich in die mecklenburgische Angelegenheit nicht mischen, die Herzoge ihrem Geschick überlassen werde, wenn der Kaiser die Absicht einer Vereinigung mit der Hansa aufgebe. Schon deshalb war es sein Vortheil, wenn die Verhandlungen mit den Städten zerfielen. Außerdem aber sah er in jenem Grafen Schwarzenberg die Hand der nicht unansehnlichen Partei des wiener Hofes, welche seine Kriegführung und besonders seine Erhebung in Mecklenburg zu hintertreiben strebte. Ich finde daß die Legitimen von Mecklenburg einst vor Schwarzenberg erschienen sind, ihn um seine Fürsprache vor dem Kaiser zu bitten. In den bisjetzt zugänglichen Quellen fehlt es zwar an jeder Nachricht darüber, ob der kaiserliche Bevollmächtigte sich zu Versprechungen herbeigelassen hat, allein die außerordentliche Indignation, welche der Generalissimus über seine Sendung empfand, wäre unerklärlich, wenn derselbe nicht von ihm die Durchkreuzung seiner Plane befürchtet hätte. Was anders hätte ihn bewegen können, mit dem ganzen Trotz des in seiner Unentbehrlichkeit sich fühlenden Günstlings vom Kaiser zu verlangen, daß der Graf zurückgerufen werde, widrigenfalls er, der General, nicht mehr zur Armee zurückkehren werde. Freilich war Gefahr, daß längere Verhandlungen Schwarzenberg's in Rücksicht auf die laut und mit Nachdruck geäußerte Forde-

rung der Hansestädte den kaiserlichen Hof zu einem dem Friedländer unbequemen Machtgebot beziehentlich Stralsunds veranlassen würde. Denn man muß bemerken, daß Ferdinand doch keineswegs der Drohung Wallenstein's sogleich gewichen ist. Vielmehr erhielt zu jener Zeit der Bürgermeister der tapfern pommerschen Stadt in persönlichem Gehör bei dem Kaiser die Versicherung, daß Stralsund von kaiserlicher Einquartierung und aller weitern Gewalt befreit bleiben sollte (14. Juni 1628). [37])

Nur lag hierin, von seiten des Kaisers zu sprechen, doch ein entschiedener Widerspruch mit der jüngsten Abwandlung der politischen Lage. Nicht nur Dänemark war bei dem Widerstande Stralsunds im Spiele, sondern Gustav Adolf hatte durch den Vertrag mit der Stadt dem deutschen Kriege die erste factische Theilnahme geschenkt. Wohl erschien bei oberflächlicher Betrachtung das kaiserliche Kriegsglück noch ungetrübt, aber es bereiteten sich neue Verbindungen vor, welche die bisherigen Machtverhältnisse der kriegführenden Theile mit Einem Schlage umwandeln konnten. Wie richtig der Kaiser die Bedeutung der ersten schwedischen Intervention auffaßte, beweist, daß er in diesem Augenblick einen Theil seiner Armee dem König von Polen zur Hülfe schickte. Da, wo Gustav Adolf am tiefsten engagirt war, sollte der Krieg gegen Schweden einsetzen.

Und diese neuen Constellationen kamen denn doch wieder dem Generalissimus zu statten: noch einmal siegte das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit am wiener Hofe. Schwarzenberg wurde also abberufen, der Plan des deutsch-spanischen Handelsvertrags fiel den vergessenen Acten anheim, während die Wallenstein'schen noch einige Wochen vor Stralsund blieben, bis sie sich überzeugen mußten, daß diese Feste, zwar „ohne an den Himmel gekettet zu sein" [38]), den Anstrengungen der Feinde unzugänglich bleibe.

Für den General des Baltischen Meeres war das Uebelste, daß der Widerstand dieser einen Stadt eine fühlbare Rückwirkung auf Mecklenburg ausübte. Die Stände daselbst glaubten nun einmal, solange sie Stralsund noch unbezwungen sahen, nicht an einen vollständigen Sieg des neuen Herrn von Mecklenburg. Wallenstein hielt deshalb seine persönliche Anwesenheit in den Herzogthümern für nothwendig und verließ am 25. Juli Stralsund. Er fand seine Bevollmächtigten, den Grafen Sanct-Julian, den Obersten Arnim und den Dr. Lüders, noch in voller Arbeit mit den Ständen begriffen, obgleich die kaiserlichen Gesandten Altringer und Walmerode sich bereits die größte Mühe gegeben hatten, die Landschaft dem Willen des Kaisers gefügig zu machen.

Diese beiden kaiserlichen Räthe, denen die Installirung Wallenstein's übertragen war, hatten die Landschaft zum 23. März nach Güstrow beordert. Die legitimen Herzoge waren noch im Lande und hatten auch ihrerseits die Bearbeitung der Stände noch nicht aufgegeben. Am 24. März fand die Versammlung statt. Drei Compagnien Reiter und eine Compagnie zu Fuß hatten die beiden Marktplätze der Stadt besetzt. Wallenstein begann mit der kaiserlichen Proposition, die natürlich dem Patent Ferdinand's vom 1. Febr. gemäß war; die Stände wurden darin zum Schluß benachrichtigt, daß das Herzogthum den Commissaren Wallenstein's, die anwesend wären, überantwortet werden solle, zugleich wurden die Unterthanen ihres Eides entlassen. Nachdem das kaiserliche Patent verlesen, legitimirte sich Dr. Lüders als Bevollmächtigter des Herzogs von Friedland.

Der Beirath der Stände bat um Vertagung, damit die Landschaft sich über eine Beantwortung der kaiserlichen Propositionen vereinigen könne. Dazu ward eine Frist bis zum 27. März morgens 10 Uhr gewährt. Erst drei Stunden

vor Ablauf dieses Termins gelangte die Antwort der Stände, welche nach Gewohnheit dieser Körperschaften selbst während der dringenden Gefahr einen Theil der Zeit mit Streitigkeiten über den Modus der Berathung zugebracht hatten, an die kaiserlichen Commissare. Die Stände priesen die Tugenden ihrer Herzoge, sie gedachten der Wohlthaten, die sie von Einführung des Christenthums in diese Lande an, seit mehr denn tausend Jahren, unter diesem fürstlichen Geschlecht von Mecklenburg genossen hätten; sie sprachen die Hoffnung aus, daß ihren Herren „in deren nunmehr erlangtem blühenden Alter der kaiserliche Gnadenbrunnen nicht so gar erstmals verschlossen bleiben werde". Sie von ihrer Seite erboten sich für einen Kostenvergleich zwischen Wallenstein und den Herzogen Bürgschaft zu leisten. In der Zuversicht, daß dies Anerbieten den Beschluß des Kaisers rückgängig machen werde, fordern sie von Altringer Sistirung des Verfahrens auf drei Monate.

Aber die Bevollmächtigten schlugen jeden Vergleich kurzweg ab, indem sie den Vorstellungen der Stände, die sie ungereimte Dinge schalten, einfach den klaren Befehl des Kaisers entgegenhielten. Einer der angesehensten Räthe, Moltke, meinte, daß man sich den Ausdruck „ungereimt" denn doch unterthänigst verbitten müsse: es wären in diesem Lande nur wenige, aber standhaftige, aufrichtige Leute, und sie könnten nicht alsbald von einem Fürsten, darunter sie gezogen und geboren wären, abtreten und einen andern wieder annehmen; sie hätten vor diesem bei ihren Fürsten gestanden, und als die Männer nicht mehr gekonnt, wären die Weiber zugetreten und hätten den Fürsten mit ihrem Ornat ausgeholfen. [39]) Es wurde namentlich der adelichen Frauen und Jungfrauen gedacht, die ihren Schmuck zur Rettung des Vaterlandes beigesteuert hätten. Ueber die erste ständische Resolution war mit Herzog Hans Albrecht

verhandelt worden, jetzt fand sich nun auch Adolf Friedrich, von den Vorgängen in Güstrow benachrichtigt, aus Schwerin ein. Diese Gelegenheit benutzend, hinterbrachten die Stände den Herzogen die Forderung der Commissare und stellten bei ihnen die Anfrage, ob die Herzoge sie des Eides verlassen wollten. Die Antwort lautete zurück: die Fürsten wären wol friedlich, daß Ritter und Landschaft sich in der kaiserlichen Majestät Eide einließen, ob sie sich aber in fremder Fürsten Eide einlassen könnten, das würde ihnen ihr eigen Gewissen wol sagen. Es ist auf diese Meinungsäußerung hin geschehen, daß Moltke den Rath gab, sich drei Monate lang in des Kaisers Eid einzulassen, damit die Fürsten inmittels zu der kaiserlichen Majestät reisen und um Gnade flehen könnten.

Demgemäß versprachen am 28. März nach einem verschärften Vortrage der Commissare die Stände, dem Kaiser den Eid leisten zu wollen. Sie waren bereit, denselben auszudehnen auf den Gehorsam zu allen Kriegsdiensten, welche ihnen auferlegt werden könnten, doch verlangten sie dafür von neuem die Frist von drei Monaten, während welcher sie der Huldigung an Wallenstein verschont sein wollten. Die Abgesandten Ferdinand's und des Generalissimus sahen hierin bereits ein Entgegenkommen, sie versprachen sich für die Herzoge zu verwenden und unterließen nicht, ihr Mitleid mit dem herben Geschick derselben an den Tag zu legen. Dem Altringer sollen die Thränen in den Augen gestanden haben. Allein sie beharrten dabei, die Eidesleistung für Wallenstein zu fordern; um der Landschaft den äußersten Entschluß zu erleichtern, erinnerten sie daran, daß die Verleihung ja nur als ein Unterpfand anzusehen sei. Die Stände traten ab und beschlossen von neuem die Meinung der Fürsten zu hören. Doch fand man es für gut, daß nicht, wie sonst die Gewohnheit war,

die Landräthe die Verhandlungen zwischen den Herzogen und den Ständen vermittelten, sondern daß die gesammten Mitglieder aus Ritterschaft und Städten dem Landesherrn in diesem ernsten Augenblick persönlich gegenüberträten: ihrer 500 zogen sie auf das herzogliche Schloß. Die Fürsten verwarfen den ersten Vorschlag der Stände im Betreff des dem Kaiser zu leistenden Eides nicht, den Vorschlag einer gegen den Grafen Julian einzugehenden Verpflichtung berührten sie dagegen mit keinem Wort. Ihrerseits erklärten sie sich bereit, einen genauen Nachweis der von dem Kaiser gemeinten Unkosten zu erfordern, und sprachen die Hoffnung aus, daß die Ritterschaft zur Tilgung der Schuld das Ihre beitragen werde. Die Ritterschaft erklärte sich bereit, für Annahme dieser Punkte bei den Commissaren zu wirken, ermahnte aber zugleich die Fürsten, ihre Sache auf Gnade und Barmherzigkeit zu setzen, und unterließ namentlich nicht, sich im voraus um eine milde Beurtheilung seitens ihrer Landesherren zu bemühen, falls sie sich der vom Kaiser gebotenen Huldigung nicht entziehen könnten. Laut Verabredung mit den Commissaren hätte an demselben Tage nachmittags 3 Uhr endlicher Bescheid gegeben werden müssen. Es spricht dafür, daß es die Ritterschaft an keinem Versuch zu Gunsten der Herzoge fehlen lassen wollte, wenn sie an jenem Tage noch einmal um Aufschub bat und die gewährte Frist zu einer neuen Bittschrift an Walmerode und seine Genossen benutzte. Allerdings ein Mittelweg zwischen dem was in des Kaisers Namen verlangt wurde, und dem wozu sich die Landstände schon bereit erklärt hatten, war nicht zu finden; die Alternative lautete einfach: Annahme Wallenstein's oder Abweisung. Da die Stände einstweilen noch die letztere durchzusetzen hofften, hatten sie keinen andern Ausweg, als die frühern vermittelnden Vorschläge zu wiederholen, und somit

nur Eid dem Kaiser und Frist für die Herzoge anzubieten; die kaiserlichen Abgesandten jedoch, deren Instruction auf Einsetzung des Generalissimus lautete, mußten die Bitten natürlich zurückweisen, was denn auch noch am Abend des 28. März geschah.

Die Landschaft ist an diesem selben Abend, nach Empfang der letzten Erklärung der kaiserlichen und Wallenstein'schen Bevollmächtigten, Eins geworden, dem Generalissimus als Landesfürsten zu huldigen, stellte aber die Gegenbedingung einer weitumfassenden Bestätigung ihrer Privilegien. Darein sollten eingeschlossen werden alle Gebräuche, Rechte, Immunitäten sammt den sie bestätigenden oder erläuternden Reversen, die Versicherung, alle Aemter mit Landeseingesessenen zu besetzen und die fürstlichen Schulden sowie die noch ausstehenden Besoldungen der Beamten aus den fürstlichen Einkünften zu bezahlen, desgleichen die Pfandinhaber von fürstlichen Gütern und Dörfern bis zu ihrer Abfindung nicht zu entsetzen. Ferner wurde gefordert, die Schulden, welche der Kriegscontribution halber aufgenommen waren, durch eine allgemeine Landessteuer zu tilgen. Von den Landesfürsten wurde nur gesagt, daß, wenn dieselben sich mit dem Kaiser und Wallenstein versöhnt hätten, es der Landschaft freistehen solle, ihrer Versöhnung beizutreten; auf Mittel und Wege aber, dieselbe herbeizuführen, wurde nicht weiter gedacht. Auch hielten es die Stände für nöthig, sogleich die Commissare um die Erklärung zu bitten, daß die eben mit den Landesfürsten gepflogenen Verhandlungen ihnen von dem neuen Herrn nicht übel gedeutet, etwa als Widersetzlichkeit ausgelegt werden dürften. Dies wurde versprochen. Dagegen war Walmerode nicht dazu zu bewegen, den Ständen die Freiheit der Religion, deren Versicherung besonders gefordert war, und die Erhaltung der Privilegien schriftlich zu garantiren, er entschuldigte sich,

hierzu keine Vollmacht zu haben, verpflichtete sich nur, alles treulich dem Kaiser referiren zu wollen, und fügte gleichsam zur Beruhigung der Stände hinzu, daß er an der Versicherung wegen der Religion und der Bestätigung der Privilegien nicht zweifle. Aus jener Stelle des kaiserlichen Patents vom 1. Febr. 1628, durch welche dem Wallenstein die mecklenburgischen Lande „allermaßen, wie die Herzoge sie innegehabt hatten", verliehen worden waren, meinen die Gesandten, die Absicht des Kaisers, in Religion und Verfassung keine Aenderung vorzunehmen, verbürgen zu können. Darauf endlich, am 29. März, huldigten die Landstände nach den drei Kreisen, dem mecklenburgischen, wendischen und stargardschen. Die Ritterschaften leisteten Handgelübde und Eid, die Städte nur das erstere, indem sie sich auf die alte Gewohnheit beriefen, den Eidschwur nur innerhalb ihrer Mauern abzulegen.

Es ist nun wol an sich klar, daß die Versprechen der Commissare über die Religion und Privilegien weder dem Kaiser noch Wallenstein besondere Schonung gegen die Landstände auferlegten. Hätten die letztern gewußt, welche Grundsätze über das Verhältniß zu ihnen der Generalissimus damals bereits ausgesprochen hatte, sie würden wenig für ihre alten Rechte gehofft haben.[40]) Wie hätte der siegreiche Feldherr, der im Heere ein straffes Regiment zu führen gewohnt war, sich in seinem Lande als einen gnädigen Beschützer verrotteter Vorrechte, die ihn an freier Regierung hinderten, erweisen sollen? Auch zeigte sich sofort, schon in der ersten Wallenstein'schen Proposition, daß er die Landschaft nur für diejenige Leistung, und zwar in sehr ausgedehntem Maße zu benutzen gesonnen sei, welche dort wie allenthalben die deutschen Stände nicht gerade als ihr liebstes Vorrecht angesehen haben, die Contribution. Und leicht faßte diese der Generalissimus allerdings nicht an.

Die Kriegssteuer zerfiel in zwei Theile — zwei allgemeine absonderliche Contributiones, hieß es —, von der einen sollten die Restanten, d. h. der den Wallenstein'schen Truppen noch geschuldete Sold, gezahlt werden, von der andern die Offiziere und Soldaten ins Zukünftige wöchentlich ihre Löhnung empfangen. Diese Auflage sollte nicht durch eine einmalige Bewilligung gedeckt, sondern, in eine permanente Steuer verwandelt, wöchentlich gezahlt werden; auf wie lange? sagte man natürlich nicht. Da es nun aber Thatsache war, daß viele Steuerpflichtige wegen der Verluste, die sie in den Kriegszeiten erlitten hatten, nicht zahlen konnten, auch nicht wenige außer Landes geflüchtet waren, gerieth man auf das freilich sehr einfache Auskunftsmittel, die Contribution derer, die noch zahlen konnten, um ein Drittel zu erhöhen, damit an der nöthigen Summe kein Ausfall verbleibe. Zugleich erfolgte eine Bestimmung, die dem staatswirthschaftlichen Talent ihres Urhebers alle Ehre machte, denn sie nahm die Einrichtung des spätern Militärstaats um ein Jahrhundert vorweg. Es war die Bestimmung, daß jede Compagnie auf einen bestimmten Bezirk angewiesen werde, von dem sie ihre Zahlungen zu gewarten und im Weigerungsfalle einzutreiben habe. War schon an sich leicht vorauszusehen, daß es den Soldaten bei dieser unmittelbaren Verbindung mit den Steuerpflichtigen nicht an Gelegenheit fehlen würde, die Rolle der Polizei zu übernehmen, so wurde ihnen dieselbe außerdem noch besonders gesichert, denn man erklärte für nothwendig, daß gegen die Säumigen durch zwangsweise Einquartierung zur Execution geschritten werde. Neben diesem militärischen Mittel wurde Personalarrest für die Widerstrebenden bestimmt. Die Landstände ersparten dem Wallenstein'schen Statthalter, Grafen Julian, den Ausdruck des Misbehagens, welches sie bei so ungewöhnlichen Forderungen empfanden, nicht. Während

die ständischen Resolutionen sonst mit schwülstigen Versicherungen der Ergebenheit zu beginnen pflegten, setzte die diesmalige mit einem scharfen Mißton ein. Die Landschaft sagte darin: je mehr sie der übergebenen Proposition nachdächte, desto größer stelle sich ihr die Unmöglichkeit dar, eine solche Soldateska, wie darin angezogen, im Lande zu unterhalten: sie verwies im weitern Verlauf auf die „kundbare wahrhafte Unmöglichkeit". Aber die Replik des Statthalters ließ nur eine geringe Aenderung eintreten; indem sie die Löhnung gewisser Compagnien um etwas niedriger ansetzte als vorher, wurde für andere — es waren die Sparr'schen und Arnim'schen — der frühere Ansatz festgehalten. Im übrigen gebrauchte sie bereits die Worte: die Ritterschaft möchte sich „ohne Difficultirung bequemen". Die darauf erfolgende Duplik der Ritterschaft und Städte machte, ohne auf die Vorschläge der Commissare weiter einzugehen, anhängig, daß dieser Kreis nur ein einzelnes Gliedmaß des Deutschen Reichs sei und daher zur Vertheidigung desselben nach den ausdrücklichen Verordnungen der Reichsverfassung nicht höher in Anspruch genommen werden könne als die übrigen Kreise. Es war ein schwacher Nachklang aus den Zeiten der Reichsexecutionsordnung, die allerdings erst hatte in Trümmer gehen müssen, ehe sich Willkür kaiserlicher Kriegsbanden über diesen Landfriedensbezirk lagern durfte.

Eine sehr ungnädige Antwort Julian's bewies den Ständen, daß doch ihrerseits etwas geschehen müsse. Contribution von 100000 Thlrn. wurde angeboten und für den Statthalter, wie man sich vorsichtig ausdrückte, „ein Brief von 7, 8 oder 9000 Thlrn."; zugleich machten die Stände den vermittelnden Vorschlag, die Truppen aus dem Innern des Landes fort in die Seestädte zu führen, wo man sie dann mit Brot und Bier versorgen würde. Hierbei war doch eine besondere Schwierigkeit: Rostock wollte von dem

ganzen Beschluß der Landschaft nichts wissen, es hatte aus eigenem Seckel die Schanze, welche der Generalissimus zu Warnemünde erbauen ließ, bezahlen müssen; eben waren dieser Stadt die Schiffe, an drei Tonnen Goldeswerth, vom König von Dänemark als Repressalien fortgenommen worden; sie hatte sich, da ihr doch kein Schutz vom Lande wurde, aus dem Verband des mecklenburgischen Territoriums losgelöst.

Ein einheitlicher Abschied ist zuletzt auf diesem Landtag nicht erzielt worden. Die Stände erklärten es für unmöglich, von den versprochenen 100000 Thlrn. im Augenblick mehr als die Hälfte bezahlen zu können, während der Friedländ'sche Commissar nicht davon wich, die ganze Summe auf einmal zu verlangen. Die Lage des Landes machte bald eine neue Berufung der Stände nothwendig. Sie wurden zum 19. Aug. nach Güstrow beschieden, zu einer Zeit also, wo der Reichsfürst neuen Datums bereits im Lande war.

Wallenstein's Forderung lautete auf 50000 Thlr. monatlich vom 1. Sept. gerechnet. Natürlich protestirte die Landschaft, und zwar nicht mit Unrecht, da die beiden reichsten Städte des Herzogthums, Wismar und Rostock, zufolge besonderer Leistungen, die sie mit Wallenstein verabredet hatten, bei der Aufbringung dieser Steuer nicht mitwirken sollten. Hauptsächlich damit motivirten Ritterschaft und Stände, daß der Ansatz zu hoch gegriffen sei. Der Generalissimus scheint dies eingesehen zu haben, denn er setzte seine Forderung auf 30000 Fl. monatlich herab. Auf wie viele Monate diese Summe forterhoben werden sollte, ward, dem Brauch, der anderwärts bei landständischen Bewilligungen beobachtet wurde, zuwider, mit keiner Silbe gedacht. Die Herren Stände erfaßte der sehr begründete Argwohn, daß es hier auf eine bleibende Steuer abgesehen sei. Etwas freigebiger als im April erboten sie sich

150000 Thlr. aufzubringen, aber ein für allemal, von monatlichen Ansätzen wollten sie noch immer nichts hören. Sie fügten mit zweifelnder Hoffnung hinzu, der Krieg werde ja wol nicht mehr lange dauern. Dagegen Wallenstein: mit einer gewissen genannten Summe sei es nicht abgethan, die monatliche Verpflichtung könne er nicht fallen lassen. Die Stände mußten sich ergeben. Danach handelte es sich nur noch um den Modus für die Aufbringung der Contribution. Mehr noch das gemeine Volk, welches bei dieser allgemeinen Landessteuer natürlich mit in Anspruch genommen wurde, als die Herren in Land und Stadt werden die Matrikel mit trüben Blicken angesehen haben; sie war eine sonderbare Mischung von Grundsteuer, Kopfsteuer, Gewerbesteuer, Steuer auf lebendes und todtes Inventar, recht dazu angethan, den einzelnen unter verschiedenen Titeln zu zwei- oder mehrfacher Leistung heranzuziehen; — doch mußte sie genehmigt werden, denn die Geduld des Landesherrn war am Ende. [41])

Nach dieser Abkunft mit den Ständen konnte Wallenstein's Regierung in Mecklenburg für begründet angesehen werden, da seine Kriegsobersten die Zeit der Landtage benutzt hatten, um sich aller festen Orte zu versichern und namentlich die Güter der vertriebenen Fürstenfamilie für Wallenstein in Besitz zu nehmen. So schonungslos der Generalissimus bei der Aneigung des Landes verfahren war, dergestalt, daß er selbst die in Mecklenburg liegende Comthurei des Deutschen Ordens Nemerow unter dem Schein der von dem Kaiser inzwischen befohlenen Restitution eingezogen hatte, so war jetzt, nachdem er sich die Pfandschaft mit allen nutzbaren Einkünften zu Handen gebracht, seine Sorge, das Land vor weiterm Verderben des Kriegs zu schützen. Er entfernte das Gros seiner Armee, namentlich die Cavalerie, und verbot alle Truppendurchzüge durch das

Herzogthum, sorgte für die Wiederaufnahme des Ackerbaues und befahl den zur Besatzung zurückgelassenen Soldaten friedlichen Verkehr mit Bürger und Landmann, ja er gab sogar das in jener Zeit fast vereinzelte Beispiel öffentlicher Glaubensduldung, indem er jede Störung des evangelischen Gottesdienstes nach Lutherischem Bekenntniß untersagte; nur der reformirten Kirche trat er entgegen. Es fällt nicht mehr in die Umrisse unsers Gegenstandes, Wallenstein's Landesverwaltung darzulegen. Dies „Taschenbuch" selbst hat in einem seiner frühesten Jahrgänge aus kundiger Feder eine Abhandlung darüber gebracht, auf die wir verweisen dürfen. [42]) Daß der böhmische Edelmann das materielle Wohl des ihm überlieferten Reichsgebiets von großartigen Gesichtspunkten aufzufassen vermochte und daß er, der militärische Emporkömmling, in dieser Beziehung die meisten alt angestammten Dynasten Deutschlands in seinem Zeitalter tief in Schatten stellte, beweist zur Genüge der von ihm wieder in Angriff genommene Plan eines Nord-Ostseekanals. Dieses großartig gedachte Werk, um dessen Ausführung sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts italienische Baumeister an den Höfen von Mecklenburg und Brandenburg bemüht hatten, beruhte auf einer Flußverbindung von Elbe, Elde und Stör, die mittels des Schweriner Sees und eines von hier weiter zu führenden Kanals auf Wismar geleitet werden sollten. Auf der andern Seite sollte von Dönitz her durch die Elde, den Plauersee und einen Kanal Elbe mit Havel und dieser letztere Fluß im Zusammenhang mit dem Wasserwege auf Schwerin und Wismar mit der Ostsee Verbindung erhalten. Mecklenburgischerseits wäre ein unmittelbarer Schiffsverkehr zwischen Hamburg und Wismar hergestellt worden, der es den Fahrzeugen möglich gemacht hätte, unter Vermeidung des dänischen Sundzolls in 14 Tagen von einem Ort zu dem andern zu gelangen,

wozu bisjetzt ein Zeitaufwand von mindestens vier, meistens sechs Wochen nöthig war. Wallenstein selbst nahm die Oertlichkeiten in Augenschein, und bei dem großen Interesse, welches er dem Unternehmen schenkte, würde trotz der außerordentlich hoch berechneten Kosten die Beförderung desselben wahrscheinlich gewesen sein, wenn nicht die ganze Thätigkeit des Generalissimus auch fortan noch durch die politischen Ereignisse nach einer andern Richtung abgelenkt worden wäre.

Noch immer wurde mit Dänemark gekämpft. Am 14. Nov. fiel die holsteinische Festung Krempe in die Hände der Kaiserlichen, wodurch sich die Dänen diesseit der Eider auf die letzte haltbare Position in Glückstadt beschränkt sahen. Fiel auch diese, und Wallenstein wurde Meister des Elbherzogthums, so war die Neutralität der Hansestädte unhaltbar, und auch der Widerstand, den unter den mecklenburgischen Seestädten Rostock noch immer gegen die Wallenstein'sche Besitzergreifung leistete, mußte erlöschen. Gleich nachdem die krempener Schanze erobert, schrieb der Generalissimus an die Hansestädte um Schiffe und forderte sie auf, Einquartierung in ihre Mauern einzunehmen. Eine gleichzeitige Flugschrift, die angesichts dieser Ereignisse entstanden ist, der „Rostocker Spiegel", ruft den Seestädten zu: „Wollt Ihr noch trauen? Präpariret Euch! Glaubt keinen papierenen Syncerationen und Promissionen, als dadurch bald ein Loch gemacht wird. Richtet Euch nicht mehr mit Euern Syndicis und Doctoribus juris nach Recht oder den Reichsabschieden, denn sie sind abgeschieden und verschieden, gelten wie alte Münzen, die man gern hat, es ist aber derselbigen im Handel und Wandel keiner oder gar geringer Nutz und auch sonst wenig damit auszurichten. Lasset dann die Rostocker Euch ein Exempel sein."

Eine Stimme mitten aus dem Volk, die uns die Ab-

nung von dem Zusammenbruch aller alten Reichsordnungen, bei dem man endlich angelangt war, verkündigt.

Inzwischen dauerte der Krieg bis in den Anfang des Jahres 1629 fort. Wallenstein war erst dann zum Frieden erbötig, als Christian IV. ihm von neuem die Zusicherung gegeben hatte, daß er sich der vertriebenen Herzoge nicht annehmen wolle. Darauf sind die allbekannten Friedensverhandlungen zu Lübeck eröffnet worden. Noch während derselben ließ der König die Kaiserlichen auf der Insel Nordstrand angreifen: endlich am 22. Mai der Friede. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß kaiserlicherseits auf dem lübecker Congreß die Vorspiegelung der pfandweisen, also nur einstweiligen Belehnung, durch welche die mecklenburgischen Stände am meisten zur Unterwerfung unter Wallenstein bewogen worden waren, dem König gegenüber fortgesetzt worden ist. In einem Briefe, in welchem er die Herzoge dem Kaiser zu Gnaden empfahl (15. Sept. 1629), erinnert Christian IV. „an die zuverlässigen Vertröstungen", welche bei den Friedensverhandlungen Ferdinand's Bevollmächtigte vor den dänischen wegen der Depossedirten ausgesprochen hätten. Nicht lange darauf war das gerade Gegentheil dieser Verheißungen Thatsache geworden.

Bis zum Juni 1629 hatte der Kaiser kein Wort der Rechtfertigung über sein Verfahren gegen die beiden Herzoge veröffentlicht. Da erschien am 9. Juni ein kaiserliches Manifest, welches sich nannte: „Wohlgegründete Deduction der Ursachen, warum beide Gebrüder von Mecklenburg ihrer Fürstenthümer und Lande entsetzt worden." Die Zeit seines Erscheinens legt die Vermuthung nahe, daß es nur darauf berechnet war, einen neuen Act kaiserlicher Willkür vorzubereiten. Acht Tage später nämlich, 16. Juni, kam das Edict heraus, welches Wallenstein als Erbherrn mit Mecklenburg belehnte: ihn, seine ehelichen männlichen Leibeserben

sowie alle Vettern und Agnaten des ganzen Geschlechts derer von Wallenstein. Der neue Herzog von Mecklenburg erhielt die Vollmacht, unter seiner Verwandtschaft eine Erbfolgeordnung aufzurichten nach freiem Belieben. Daß dies eine im Reiche ungewöhnliche Belehnungsformel war, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Derweilen zogen die Legitimen mit ihren Gemahlinnen und fürstlichen Kindern, wie Sachsen sich einmal ausdrückte, „gleichsam in der Irre herum": fürstliche Bettler, als welche sie sich selbst ansahen, die ihren Unterhalt bei Befreundeten und Verwandten suchen mußten. Sie versäumten nicht, ihre Angelegenheit den deutschen Standesgenossen ans Herz zu legen. Immerhin bemerkenswerth ist, daß sie selbst den Grafen Tilly einmal gebeten, ihnen durch seine Vermittelung Zutritt beim Kaiser zu verschaffen. Kurfürst Johann Georg von Sachsen verwandte sich bis zum Januar 1629 dreimal für sie, allein sowol seine Bemühungen wie die mehrerer katholischer Fürsten, darunter Köln, Mainz, Baiern, Erzherzog Leopold, blieben nicht nur fruchtlos, sondern, die Briefe der genannten Fürsten beweisen es, vom Kaiser unbeantwortet. Daß er in diesen fürstlichen Vermittelungsschreiben hier und da an Pflicht und Schwur erinnert wurde, niemand vor gesprochenem Recht zu verurtheilen, mochte für Ferdinand Grund genug sein, die lästige Angelegenheit mit Schweigen zu bedecken. Selbst der König von Dänemark verwies ihn in jenem Schreiben zu Gunsten der Mecklenburger auf seine Capitulation.

Allein trotz der unverkennbaren Theilnahme, welche die Briefe der deutschen Fürsten ausdrücken, wagte doch nicht einer von ihnen, dem Kaiser mit männlicher Festigkeit entgegenzutreten. Die Hülfe der That konnten die Entthronten daher nur von außen erwarten, von demjenigen Fürsten, der seit der Belagerung Stralsunds bei allen wich-

tigern Ereignissen des norddeutschen Krieges, obschon ohne erklärte Theilnahme, seine Hand im Spiel gehabt hatte, und der, obschon seine Gesandten mit Hohn von den lübeckischen Verhandlungen fortgewiesen wurden, dennoch wegen der Besorgniß, die sich vor seiner beabsichtigten Landung in Deutschland verbreitet hatte, im eigentlichen Sinne als der Urheber des Friedens betrachtet werden muß, Gustav Adolf.

Seit 1628 stehen die Mecklenburger mit ihm in brieflichem Verkehr. Der König ist vom Anfang der Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft geneigt gewesen, endlich am 26. Oct 1629 hat er ihnen wörtlich versprochen, daß er alles thun wolle, „was Gott zulassen werde, daß sein Staat leiden könne zur Restituirung des fürstlichen Standes und Hauses seiner Vettern". Unter dem Eindruck, den die Nachricht von der definitiven Belehnung Wallenstein's und seines Stammes auf sie hervorgebracht hatte, besonders auch zur vorläufigen Abweisung der kaiserlichen Rechtsausführung, welche im Reich verbreitet wurde, hatte Hans Albrecht für sich und seinen Bruder noch einmal an Ferdinand geschrieben. Gustav Adolf gab ihnen jetzt den Rath, innezuhalten; sie hätten mehr als genug zur Submission gethan, mehr unrecht gegeben, als ihrer Reputation zuträglich sei; jetzt sollten sie hinfüro das schwarz nennen, was schwarz ist. An demselben 26. Oct. hat er versprochen, im nächsten Frühling den Herzogen mit thätlicher Expedition beistehen zu wollen. Er ermahnte auch sie zur Kriegsbereitschaft. Man ersieht aus den Briefen der Herzoge, daß durch ihr Bemühen die Hansestädte, besonders Lübeck und Hamburg, in deren Mauern sie schon seit Mitte des Jahres 1629 Zuflucht gefunden hatten, für den schwedischen Plan im voraus gewonnen worden sind. Nachdem Gustav Adolf am 24. Juni 1630 an der pommerschen Küste gelandet war und bald darauf sein Kriegsmanifest erlassen hatte,

würde es seiner taktischen Absicht am meisten entsprochen haben, wenn die Herzoge, während er bei der Unterwerfung Pommerns aufgehalten wurde, an der Spitze eines Söldnerheeres in Mecklenburg eingefallen wären. Allein in demselben Augenblicke hatte sich den Fürsten die Aussicht auf eine gütliche Beilegung ihrer Sache eröffnet. Sie hatten dieselbe unter Beifolge einer ausgezeichnet gründlichen Rechtsschrift, der mecklenburgischen Apologie, dem seit Ende Juni zu Regensburg versammelten Collegialtag anheimgestellt, und dieser decretirte nicht nur die Aufhebung des Wallenstein'schen Generalats, sondern er gab auch neben andern auf den Frieden gerichteten Vorschlägen dem Kaiser den Rath, die Sache der Herzoge in die gesetzmäßige Bahn zurückzuführen. Ferdinand, der dem allgemeinen Andringen katholischer und evangelischer Fürsten nicht länger widerstehen zu dürfen glaubte, verhieß endlich den rechtlichen Proceß. Zwar waren die Herzoge, die eine sofortige Entscheidung erwartet hatten, mit dieser aufschiebenden Erklärung keineswegs zufrieden, allein die deutschen Fürsten, vornehmlich Sachsen, wandten alle Mühe an, sie von kriegerischen Handlungen zurückzuhalten, bis das kaiserliche Wort gesprochen sei. Solange noch an Vermittelung zu denken war, blieben die Herzoge daher ihrer abwartenden Rolle getreu, sie erschienen selbst noch auf dem leipziger Convent (Februar 1631), den Sachsen eröffnet hatte, um gleichsam noch in der letzten Stunde neue Friedensvorschläge zu eröffnen. So entbehrte also Gustav Adolf, im Vordringen seines linken Flügels gelähmt durch die Nichtbetheiligung Brandenburgs, auch auf der rechten Seite jedweder Unterstützung. Er hatte zwar Ende September den ersten mecklenburgischen Ort nach der pommerschen Seite zu, Ribnitz, besetzen können, von wo er in den strengsten Ausdrücken die Mecklenburger an ihre loyale Pflicht erinnerte, das Land auffordernd, „den ehr-

widrigen Abfall" von den angestammten Herren durch sofortigen Beitritt zu seiner Sache wieder gut zu machen; er konnte ferner die Besetzung jenes Grenzdistricts durch Banér, welcher Westpommern zu decken hatte, bewerkstelligen lassen; allein bei einem Ausfall auf Rostock machte sich der Mangel einer mit dem schwedischen Vormarsch correspondirenden Bewegung von seiten der Hansestädte fühlbar: die Schweden zeigten sich zu schwach, diesen Vorposten der militärischen Aufstellung Oesterreichs zu nehmen. Erst als nach der Zerstörung Magdeburgs die Neutralität der norddeutschen Staaten durch die Macht der Thatsachen selbst über den Haufen geworfen wurde, war auch für die Herzoge jeder Grund zu längerm Zaudern aus dem Wege geräumt. Sie rückten im Juli 1631 mit einer Söldnerschar, welche sie selbst geworben, von Lübeck aus in Mecklenburg ein und nahmen zuerst Schwerin. Die weitere Besetzung des offenen Landes, für welche ein vom Schwedenkönige entworfener Feldzugsplan diente, gewährte ihnen keine besondere Schwierigkeit; nur vor den festen Plätzen stießen sie auf einen harten Widerstand der Kaiserlichen, der jedoch ebenfalls überwunden wurde, seit eine aus der Besatzung Stralsunds herangezogene schwedische Truppenmacht die Kriegführung der Herzoge unterstützte. Die Erschütterung, die das österreichische Dominat in Niederdeutschland — die Frucht der Siege Ferdinand's in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs — durch den Verlust Mecklenburgs erlitt, war nächst der breitenfelder Schlacht der erste entscheidende Erfolg Gustav Adolf's auf deutschem Boden.

Anmerkungen.

1) Erklärung des Landfriedens zu Nürnberg, Tit. I: „Und in dem allen befunden, daß solch unvermeidlich nothwegend Werk durch niemand füglicher, fürträglicher noch gewisser dann die zehen des Reichs Creyß... vollbracht werden soll"; vgl. Sammlung der Reichsabschiede (Frankfurt a. M. 1747), II, 230. Daselbst (I, 154 fg.) auch das Gesetz von 1438, besonders §§. 16—20 und §. 30.

2) Vgl. dieselbe Sammlung, III, 15 fg. in dem Reichsabschied von 1555. Zunächst in Betracht kommen hier die §§. 56, 60, 62 fg.

3) Darüber heißt es in §. 64: „Und sollen ... derselbigen Creyß Obersten und Zugeordnete die kaiserliche Maj. ... ihres Vorhabens und was sie darzu verursacht in Schriften unverzüglich ... verständigen und vergewissigen und nicht destoweniger mit der fürgenommenen Gegenwehr dieser Ordnung gemäß für schreiten." Für das Folgende sind maßgebend die §§. 65—68. Die deutsche Rechtsgeschichte hat die Darstellung der Reichsverfassung in den letzten Jahrhunderten noch so gut wie gänzlich vernachlässigt.

4) Dazu hat wesentlich mitgewirkt, daß man bei wichtigen reichspolitischen Bestimmungen von der Kreiseintheilung des Jahres 1512 abstrahirte und auf die ältern sechs Kreise zurückging. So wurde diese z. B. bei der Besetzung des Reichsregiments 1521 herangezogen (Römischer königlicher Majestät Regiment §. 20, in den Reichsabschieden, II, 175). Dasselbe geschah in den Kammergerichtsordnungen bei der Präsentation der Beisitzer, die dauernd

den sechs Kreisen übertragen blieb. Näher bestimmt ist deren Abgrenzung zu diesem Zweck noch einmal 1521 (vgl. II, 180). Daher kann im Abschied von 1566 (III, 224) §. 75 gesagt werden: „Die sechs Creyß zu der praesentation geordnet." Vgl. Abschied 1570, §. 51 (III, 295).

5) Das Nähere im §. 17 des Abschieds von 1564 (III, 205).

6) Der Kaiser hatte dem Herzog von Jülich geradezu verboten, zur Vertreibung der Spanier und Niederländer sich der Executionsmacht zu bedienen, er hatte ihm „ernstlich befohlen, gegen beide kriegende Theile noch (weder) für uns selbsten, noch mit Hülff und Zuthun anderer die Wehr zu nehmen, sondern Ihre Majestät mit diesem Rettungswerk allergnedigst gewerden (gewähren) lassen". (Wilhelm von Jülich an Johann Kasimir von der Pfalz, d. d. 4. April 1591, im münchener Geheimen Staatsarchiv. Ungedruckt.) Bemerkenswerth in derselben Sache ist ein durch häufige Abschrift unter den Cabineten verbreiteter Brief des Kaisers an den damals in spanischen Diensten stehenden Grafen Peter Ernst von Mansfeld, datirt: Prag, 6. Dec. 1593, worin Rudolf II. von seinen Bemühungen um Vereitelung des Executionsaufgebots sprach, und auf das gleiche Interesse des Königs von Spanien hinwies, freilich auch hinzufügte, daß er bei dem Unwillen, den die Stände über Spaniens unausgesetzte Kriegspressuren empfanden, die Kreishülfe „nicht länger werde aufhalten noch verhindern können". Den deutschen Fürsten, die bei der jülichschen Erbschaft betheiligt waren, gab dieser Brief den Schlüssel der kaiserlichen Politik in die Hand. „E. Ld. befinden", schrieb am 16. Mai 1594 Joachim Friedrich, Administrator von Magdeburg, an seinen Vetter Georg Friedrich von Ansbach mit Bezug auf den kaiserlichen Brief, „warum bisher die Sachen bald aus dieser, bald einer andern Ursache unter allerhand gefärbtem Schein am kaiserlichen Hof sein aufgezogen worden, wohin auch die consilia gerichtet, uns und unsere Interessenten mit guten Vertröstungen aufzuhalten und inmittels die Lande durch ein Curatorium ratione superioritatis und der Lehnsgerechtigkeit an sich zu bringen" ... (Geheimes Staatsarchiv in Berlin. Ungedruckt.)

7) Näheres darüber in einer damals (1598) erschienenen, häufig citirten Flugschrift: „Der aragonische Spiegel", die durch Zusammenstellung einer Anzahl auf den niederländischen Krieg bezüglicher

Abschiede und sonstiger Actenstücke auch für die diplomatische Geschichte verwendbar ist.

8) Vgl. Senkenberg: Neuere Teutsche Reichsgeschichte, XXIII, 327 fg., woselbst auch die Quellen verzeichnet.

9) Die archivalischen Documente, soweit sie die niedersächsische Kreisverfassung, die Angelegenheiten der Herzoge, ihre Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe und mit mehrern deutschen Fürsten, endlich die Wallenstein'schen Patente betreffen, entnahm ich aus einer officiellen im Auftrag der Herzoge verfaßten Staatsschrift: „Der Fürstlich-Mecklenburgischen Apologia", die im Jahre 1630 in den Druck gegeben wurde, um auf dem Kurfürstentage von Regensburg unter den anwesenden Ständen vertheilt zu werden, und hier wie überhaupt vor dem öffentlichen Urtheil der Nation für die Unschuld der entthronten Dynasten zu zeugen. Lisch, der verdienstvolle großherzoglich mecklenburgische Archivar, hat (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, IX, 241 fg.) mit schlagenden Gründen den überaus sachkundigen Verfasser dieser Apologie in dem mecklenburgischen Kanzler Johann Cothmann nachgewiesen. Seine Arbeit, eine der umfangreichsten Staatsschriften, die je in die Oeffentlichkeit geschickt, sie umfaßt mehr als 1100 Seiten in Quart, zerfällt in zwei Abtheilungen, eine juristische Deduction über das unrechtmäßige Verfahren des Kaisers und eine Zusammenstellung aller auf die Angelegenheit bezüglichen Urkunden, meist in vollem Context. Jene Rechtsausführung mußte als Votum einer Partei bei der historischen Darstellung unberücksichtigt bleiben, die Urkunden dagegen durften mit um so besserm Grunde herbeigezogen werden, als sie sämmtlich aus dem alten mecklenburgischen Archiv entnommen waren und auf unzweifelhafter Authentie beruhen. Vieles von diesen Actenstücken ist den spätern Geschichtschreibern Mecklenburgs durch die Hand gegangen, namentlich von Lützow im 3. Bande seiner Geschichte Mecklenburgs (vgl. Anm. 27); anderes kann durch Vergleich mit andern Quellen geprüft werden. So sind z. B. die auf das niedersächsische Kriegswesen bezüglichen Acten schon in den Jahren 1628 und 1629 mehrfach herausgegeben worden und aus diesen Drucken in die reiche Sammlung bei Londorp, Acta publica (besonders II und III) gekommen. Ebenso liegen die Mandate, welche der Kaiser an die Herzoge und den niedersächsi-

schen Kreis ergehen ließ, in gleichzeitigem Druck vor. Wie sehr übrigens das österreichische Cabinet beflissen war, die von ihm niemals beantwortete mecklenburgische Apologie zu unterdrücken, bezeugt unter anderm die bemerkenswerthe Thatsache, daß der Geschichtschreiber Ferdinand's II., Hurter, in den Staatssammlungen Wiens kein Exemplar derselben aufzutreiben vermochte (nach Hurter, Zur Geschichte Wallenstein's, Schaffhausen 1855, S. 190) dagegen sonst in deutschen Bibliotheken das Buch nicht zu den Seltenheiten gehört.

10) Das letztere Gesetz in Lünig's Corpus juris militaris des Heiligen Römischen Reichs, S. 653 fg., vgl. die Moser'sche Sammlung sämmtlicher Kreisabschiede, II, 468—488.

11) Die Stelle ist hervorgehoben in den Beilagen zur mecklenburgischen Apologie.

12) Londorp, a. a. O., I, 190. Ueber die eben erwähnte Aufforderung Sachsens vgl. Beill: zur Apologie, S. 192.

13) Der Abschied fuhr fort: „nicht aber zu der römischen kaiserlichen Majestät Kurfürsten und Stände des Reichs oder jemands ander offension gebraucht werden soll, viel weniger seind Fürsten und Stände gemeint, sich dardurch in fremde den Kreis, nach Ausweisung des Heiligen Reichs Constitutionen nicht angehende Sachen zu verwickeln, noch eines mehrern als sich vermög der Executionsordnung gebührt anzumassen, sondern wollen lediglich in terminis defensionis, des Reichs und dieses Kreises sonderbarer Verfassung verbleiben" (Apologie, Beilagen S. 194). Der defensive Charakter der Kreisrüstung anerkannt bei Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand's II. (Schaffhausen 1858), IX, 27 fg., wo die Relationen der kaiserlichen Commissare benutzt worden sind.

14) Wachsmuth, Niedersächsische Geschichten (in der Deutschen Nationalbibliothek, Berlin), S. 221, findet westfälischen Ursprung dieses erwiesenen Beinamens wahrscheinlich.

15) Es hieß in diesem für die Beurtheilung des Verfahrens der niedersächsischen Stände sehr wichtigen Abschied vom 8. Febr. 1623 wörtlich: „weil aber die Noth und Gefahr kundlich groß ... als ist aus Erforderung der hohen Pflichten und schuldigster Devotion gegen Ihrer kaiserlichen Majestät vielfältigen Sincerationen und kaiserlichen Wort einmüthiglich geschlossen, daß dem Mans-

felbischen und Braunschweigischen Volke kein Hindurchzug zu verstatten, sondern der Krays wider eines und des andern Theils einbrechenden Einfall und Ueberzug zu beschützen." ...

16) Der Brief Christian's (vom 21. Juli 1623), in dem er sich über die Stände Niedersachsens beklagt, bei Londorp II, 767 (Ausgabe von 1668), vgl. Hurter, IX, 290; Wachsmuth, S. 230; von der Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, (Hannover 1833) I, 110 fg.

17) Zu diesem Resultat kommt auch Hurter, IX, 276.

18) Die Belege für das zuletzt Gesagte und für das Nächstfolgende unter den Actenstücken zur mecklenburgischen Apologie.

19) Maßgebend hierfür ist sein Schreiben an den Kaiser vom 14. Mai 1625 bei Londorp, III, 809. Eine gute Zusammenstellung der auf die nächsten Vorgänge bezüglichen Documente befindet sich in einer Schrift, betitelt: Wahrhafter Abdruck || Etlicher dero Röm. || Kays. Maj. auch anderer Schreiben und || Erklerungen, darin der Niedersächsisch Creyß, und || sonderlich das Fürstenthumb Braunschweig, ... wegen ... Handhabung und Manutenentz deß Heilsamen || Religion- und Prophan-Friedens, auch Teutschen libertet, und || Ihrer Privilegien ... versichert werden (16 Blätter). Vieles davon wird man bei Londorp wiederfinden (vgl. Anm. 9) und die Auszüge, soweit nöthig, bietet die oft citirte Apologie.

20) Ebenfalls in der mecklenburgischen Apologie, vgl. den von Havemann gegen Onno Klopp beigebrachten Bericht über Tilly's Auftreten in Niedersachsen, in Forschungen zur deutschen Geschichte, I, 397 fg. Es ist erwiesen, daß das Einrücken des ligistischen Heeres auf Instruction von seiten des Herzogs von Baiern seit Ende Mai vorbereitet war und daß Tilly zur Führung des Kriegs die Vollmacht des Kaisers unter dem 3. Juni empfangen hatte, vgl. Hurter, IX, 406 und 410.

21) Als Mansfeld inzwischen in den Kreis rückte, waren sie es, die verlangten, daß er zurückgeworfen werde. Apologie, S. 88 und 497, wo auch über das Folgende.

22) So auch die Erklärung auf dem braunschweiger Kreistag vom 26. Aug. Vgl. Hurter, IX, 424.

23) J. B. Hurter, IX, 431.

24) Wir besitzen die diplomatischen Papiere Rußdorf's in seinen Mémoires et négotiations, die herausgegeben sind von Cuhn (Leipzig 1789).

25) Ausführlich dargestellt bey Droysen, Preußische Politik, 3. Theil, 1. Abth., S. 52 fg. und 62. Näheres auch im Theatrum Europaeum unter diesem Jahre.

26) Hierüber berichtet urkundlich Theatrum Europaeum, I, 1083 fg.

27) Die Belege in der Apologie und bei Lützow, Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg (Berlin 1835), III, 175. Ueber Christian's Friedensgedanken spricht auch Hurter, IX, 476.

28) Die zuletzt besprochenen Punkte, die Einlagerung Arnim's, die Besetzung der Städte u. s. w., hat am ausführlichsten, auf urkundliches Material gestützt, Lützow, a. a. O., S. 178 fg., behandelt; in Betreff Poel's vgl. S. 187. Hauptquelle bleibt übrigens für diese Verhältnisse nach wie vor der Briefwechsel zwischen Wallenstein und Arnim, bei Förster, Briefe Wallenstein's (Berlin 1828—29).

29) Ein von den kaiserlichen Räthen in abweisendem Sinne gefälltes Gutachten steht bei Khevenhüller, XI, 62 fg. Daß Wallenstein selbst den Herzogen kein bestimmtes Vergehen habe nachsagen können, bemerkt auch Hurter (Wallenstein, S. 166), dessen Urtheil in der mecklenburgischen Sache überhaupt ein sehr gemäßigtes ist.

30) Dies, durch den Rechtstitel der Uebertragung bedingt, hat schon Hurter hervorgehoben, Wallenstein, S. 175. Ausweis gibt die Unterschrift in den Briefen.

31) Von der Wahlcapitulation kamen namentlich die §§. 25 und 26 in Betracht. Dieser besagt, daß niemand unerhört in Acht und Oberacht erklärt werden darf, jener setzt fest, daß der Kaiser, wenn er zu einem Kurfürsten, Fürsten u. s. w. Zuspruch hat, dieselben nicht vergewaltigen, sondern „zu Verhör und gebührlichen Rechten stellen und kommen lassen wolle“, die Wahlcapitulationen in der Ausgabe von Limnaeus Capitulationes etc. (Strasburg 1674). Die Stelle aus der kaiserlichen Gerichtsordnung von 1521 in den Reichsabschieden, II, 189.

32) Das kaiserliche Patent, welches Wallenstein diesen hochtönenden Titel verlieh, ist erst vom 21. April 1628; er hat sich

desselben, soviel ich sehe, zuerst in einem Briefe vom 20. Febr. dieses Jahres bedient, vgl. Förster, I, 304 und II, 14; Lützow, S. 219. Ebendaselbst auch die auf die Uebertragung Mecklenburgs bezüglichen Urkunden.

33) Für diese Verhandlungen benutzt man am besten eins der zahlreichen gleichzeitigen Flugblätter, in welchen die kaiserliche Proposition vollständig abgedruckt ist. Solche erschienen z. B. unter der Aufschrift „Lübeckische Handlung" 1625 (ohne Ort) und in holländischer Sprache als: „Keyserlijke Majesteyt ... van Nieuwen ghedaene propositie", ebenfalls 1628 (ohne Ort). Von den Schriftstellern ist über diesen Gegenstand am besten unterrichtet Khevenhüller (X, 1510 fg., und XI, 134 fg.), dem die spätern Bearbeiter der deutschen Geschichte gefolgt sind, z. B. Senkenberg, XXV, 621; Menzel, IV, 25. Zu vergleichen sind noch Londorp, III, 1004, und Aitzema, I, 719. Der handelspolitische Aufschwung, den des Kaisers Vorschläge den Städten noch einmal hätten verleihen können, namentlich durch Beseitigung des dänischen Uebergewichts in der Ostsee, findet eine gerechte und unbefangene Würdigung bei Johannes Falke, Die Geschichte des deutschen Handels (Leipzig 1860), II, 166 fg.

34) So heißt es in dem Rostocker Spiegel, auf dem auch im Folgenden Bezug genommen worden ist.

35) Ganz ausschließlich den Zweck, die Hansestädte mit Hinweis auf Stralsund vor den Netzen der kaiserlichen Politik zu warnen, hatten die beiden Flugschriften: I. Hansischer Wecker. || Das ist || Treuhertzige Warnung || an die Erbare Hanse Städte || so den 16. July || jetztlaufenden 1628 Jahrs in Lübeck beysammen sein werden || ... Durch einen getrewen Patrioten kürtzlich delineiret. || Gedruckt zu Grüningen bei Hans Sachsen (20 Blätter). (Ich kenne von dieser Schrift die zu den Meisterstücken der damaligen Publicistik gehört, keine Ausgabe, die nicht mit urkundlichen Beilagen versehen wäre, welche bis zum 7. Aug. reichen. Beweis, daß sie bis zu dem Termin nicht erschienen sein kann, geschrieben aber ist sie, bevor die Aufhebung der Belagerung Stralsunds ruchbar geworden, also vor Ablauf Juli.) II. Nachklang des Hansischen Weckers: || Das ist || Copey Schreibens eines || Patritii von Braunschweig. || An || Einen Rathsverwandten der Stadt Hamburg. || Grüningen, Hans Sachs (21 Blatt). Mit dieser Schrift,

zusammen gedruckt erschien als Anhang der Rostocker Spiegel, ebenfalls eine Mahnung an die Hansestädte. Die Frage, die Hurter, X, 23, aufwirft, ob nicht das Verfahren gegen Stralsund von Einfluß auf die Entscheidung der Hansestädte gewesen sei? beantwortet sich nach diesen Schriften von selbst. Vielfältige Verhandlungen Stralsunds mit den Städten des wendischen Quartiers erhellen aus Zober, Geschichte der Belagerung Stralsunds (Stralsund 1828).

36) Die Stelle ist aus dem Hansischen Wecker, wo in zwei besondern Kapiteln dargethan wird, daß der Krieg Ferdinand's ein Religionskrieg sei und den Zweck habe, das spanische Dominat über Deutschland aufzurichten. Dasselbe wird in zahllosen Broschüren behandelt, namentlich in mehrern „Discursen" gegen Thomas Campanella, dessen Buch von der spanischen Monarchie durch die Uebersetzung Christoph Besold's in Deutschland bekannt geworden war (vgl. Thomas Campanella u. s. w. von C. Sigwart, Preußische Jahrbücher, Novemberheft 1866, S. 553); ferner gehören hierher einige Schriften, die unter dem Titel: „kaiserlicher Majestät Beichtvaters Schreiben und Erwiderung darauf" erschienen, und namentlich die Abdrücke des ligistischen Bündnisses, wie es 1589 zu Ferrara abgeschlossen sein sollte, schon früher bekannt und 1629 wieder aufgelegt.

37) In Betreff Schwarzenberg's vgl. Förster, I, 333 fg. Das Edict wegen Stralsund steht Khevenhüller, XI, 196, ferner im Hansischen Wecker und sonst in Flugschriften.

38) Nach Khevenhüller hat Wallenstein diese Worte dem stralsunder Bürgermeister Wahl gesagt, als dieser ihm das kaiserliche Edict vom 14. Juni 1628 vorlegte (XI, 197). Die Begegnung habe zu Prenzlau stattgefunden; der Tag, der von Khevenhüller angegeben wird, 10. Juni, ist aber offenbar falsch. Denn gesetzt auch, daß der 10. Juni alten Stils, 20. Juni neuen Stils gemeint ist, so ersehen wir doch aus Wallenstein's Briefen (Förster, I, 352), daß der Generalissimus frühestens am 27. Juni in Prenzlau eingetroffen sein kann; sein erster Brief von dort datirt 28. Juni, der nächst vorhergehende Angermünde, 26. Juni. Für die Authentie des weltbekannten Wortes spricht übrigens sein frühes Vorkommen, die erste Erwähnung wird die in dem Hansischen Wecker sein, Kap. 9.

39) Ich gebe diese Landtagsverhandlungen nach dem, was darüber in den actenmäßigen Berichten in Dav. Frank, Altes und neues Mecklenburg, XIII, und noch reichhaltiger in Spalding's Mecklenburgische öffentliche Landesverhandlungen enthalten ist.

40) Wallenstein's sehr schroffe Auffassung seines Verhältnisses zu den Ständen hat nach mehrern Aussprüchen in den Briefen zusammengestellt Lützow, III, 206 fg.

41) Ebend., III, 227.

42) Es ist ein Aufsatz von F. Förster im Jahrgang 1834. Für den letzten Abschnitt sind benutzt die Actenstücke in der Apologie, Beilage S. 87 fg., die Briefe, welche die Herzoge mit den Reichsfürsten wechselten; Lützow, 244 fg., wo Auszüge aus den Briefen Gustav Adolf's gegeben sind; vgl. Boll, Geschichte Mecklenburgs, II, 62.

Nachschrift. Erst nach Abschluß vorstehender Arbeit geht mir die, stofflich und methodisch höchst vortreffliche Abhandlung von Konrad Richard zu: „Die maritime Politik der Habsburger im 17. Jahrhundert" (Berlin 1867), welche die S. 50 fg. berührten Handelsprojecte eingehend verfolgt; das erste mal, daß diese Seite der österreichischen Politik kritisch dargestellt wird (vgl. Anm. 33). Reichard benutzt ein bisher völlig unbeachtetes Material, namentlich die hanseatischen Papiere und die Flugschriften; letztere jedoch erst nach kritischer Durchsicht. Ich freue mich, seinen Resultaten in allen Punkten beitreten zu können.

Ali-Pascha von Janina.

Ein Beitrag zur Geschichte der Orientalischen Frage.

Von

Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Die Orientalische Frage datirt nicht von gestern. Sie besteht, seit die Türken in Europa gelagert sind, seit unter die europäische Völkerfamilie, die nach Civilisation strebt, eine Schar von Barbaren eingedrungen ist, deren erster heiligster Grundsatz Bekämpfung der Andersgläubigen durch das Schwert, und deren bloße Existenz somit eine fortwährende Drohung für den europäischen Frieden ist.

Aber freilich ist die Orientalische Frage erst brennend geworden, seit die Seele, welche den türkischen Staatskörper belebte, entwich, seit die Kraft nachzulassen begann, welche alle widerstrebenden Sonderexistenzen im Zaum hielt. Ein Militärorganismus, der die Unterworfenen zu Boden trat, statt zu regieren, ein Ausnahmszustand, der sich allein auf das Schwert stützte, konnte nur bestehen, solange diese gründende Kraft vorhielt, solange jeder einzelne das Schwert mit sehnigem Arm führte und eine Reihe gewaltiger Selbstherrscher den Thron Osman's innehatten. Aber schon im 16. Jahrhundert, während der höchsten Glanzperiode türkischer Geschichte, trat der Moment ein, wo jene staatenbildende und erhaltende Kraft nachließ. Unter Suleiman I. hatte das türkische Reich nach innen die gespannteste Centralisation, nach außen die größte territoriale Ausdehnung erlangt. Doch gerade in jener Glanzperiode hat das scharf-

blickende Auge der Staatsmänner wie der Historiker den Keim der Auflösung und des Verfalls erblickt. Hier stimmen die venetianischen Provveditoren in ihren Berichten an die Signoria mit den Ansichten früherer und späterer türkischer Geschichtschreiber, eines Kotschibey wie Tschetschet-Efendi vollkommen überein. [1]) Während die frühern Sultane dem Staatsrath in Person beiwohnten, kam Suleiman selten zu dem Berathungen oder war höchstens hinter verschleiertem Fenster zugegen. Er gab das erste verderbliche Beispiel orientalischer Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften, dem ein in den Lüsten des Harems entnervtes Geschlecht nur allzu willig folgen sollte. Von Suleiman ging die bedenkliche Verwechselung der Hof- und Staatsämter aus. Denn bisher waren die Großveziere von den höchsten Aemtern des Richterstandes auf ihren Posten befördert worden, Suleiman aber durchbrach das bestehende Herkommen, indem er seinen obersten Falkenier zum Großvezier ernannte, und er eröffnete damit den Ränken von Weibern, Günstlingen und Eunuchen ein weites Feld. Zu gleicher Zeit riß die Käuflichkeit der hohen Staatsämter ein, Statthaltereien wurden zu tarifirten Preisen verkauft, Kron- und Staatsgüter an Juden verpachtet. Die sprichwörtliche Sentenz: „Der Schatz des Padischahs ist ein Meer, wer nicht davon genießt ist ein Schwein", fand jetzt überall das beflissenste Verständniß, und höchstens war man geneigt, die allgemeine Käuflichkeit und Bestechlichkeit in naiver Weise mit dem Worte zu entschuldigen: „Der Islam ist Barmherzigkeit." Suleiman's Günstling, Rustem, durfte die ihm verliehenen Lehen sogar in „Vakufs", in unveräußerliche Güter verwandeln und gelangte auf Kosten des Staats zu einem Jahreseinkommen von 10 Millionen. Auf diesem Wege wurde dem Luxus Thür und Thor geöffnet, der mit unwirthschaftlicher Verschwendung gleichen Schritt hielt.

Nun begann man sich ganze Armeen von Sklaven zu halten, blos um mit deren Menge zu prahlen; man durchforschte die fernsten Gegenden, um Leckerbissen für die Tafel, man plünderte Georgien und Tscherkessien, um schöne Sklavinnen für den Harem zu finden. Man verachtete selbst, wie der türkische Geschichtschreiber Kotschibey voll Unwillen anmerkt, die einfache Kleidung der Vorfahren und strebte danach, dreierlei Pelze zu besitzen, einen Hauspelz, den man zu Hause, einen Herrenpelz, den man in Halbgala, und einen Staatspelz, den man bei Hofe anzog. Manchem mögen diese Symptome geringfügig erscheinen, aber sie gewinnen Bedeutung, weil ihnen allen die gemeinsame Thatsache beginnender Auflösung zu Grunde liegt. Sie beweisen, daß die Nachkommen Osman's den Einflüssen erlagen, welche die Tradition und die physische Beschaffenheit der eroberten Länder mit sich bringen mußte. Eine Organisation, welche auf Anspannung aller Kräfte gebaut war, mußte auseinanderfallen, da die loseste Feder erlahmte. Und wie hätte die sinkende Macht der Sultane den welthistorischen Kampf zwischen Mohammedanismus und Christenthum aufnehmen können, da derselbe nunmehr mit der Vermischung und Identificirung der christlichen und russischen Interessen neue, gewaltige Dimensionen annahm?

Seit dem Vertrage von Kutschuk-Kainardschi war die Ohnmacht des türkischen Staatsorganismus gleichsam officiell sanctionirt: indem man das Schutzrecht Rußlands über die unter türkischem Scepter lebenden Christen zugestand, hatte man die enge Verbindung religiöser und staatlicher Gewalt, auf welcher bisher die Stärke des Islams ruhte, gelöst. Die Schwäche, die man dem Auslande gegenüber kundgab, konnte aber auch nach innen nicht verborgen bleiben; die Niederlagen in der auswärtigen Politik wirkten auf die innern Verhältnisse zurück. Nun traten

die centrifugalen Kräfte hervor, die nur durch die geniale Organisation der Eroberer paralysirt worden waren. Nun zeigte sich, auf wie schwachen Füßen selbst der gewaltigste Militärstaat steht, sobald die exceptionellen Verhältnisse, die ihn ins Leben gerufen haben, dahin sind. Es trat immer klarer hervor, daß die tüchtigen und lebensfähigen Elemente sich nicht mehr im Mittelpunkt des türkischen Reichs, sondern in den einzelnen Theilen desselben befanden. Ueberall machte sich die Versuchung geltend, sich von einer Regierung, deren Ohnmacht offenkundig war, loszusagen und eine unabhängige, kräftige Sonderexistenz zu gründen. Kühne Emporkömmlinge arbeiteten sich herauf, welche die Schwäche der Pforte für die Entwürfe ihres persönlichen Ehrgeizes auszubeuten suchten.

Die Schwäche des Ganzen und die Macht der Theile trat an Männern wie Paswan-Oglu, Mehemed-Ali und Ali-Pascha klar hervor. Freilich waren das auch Naturen, wie sie die Wirren einer wildbewegten Zeit erzeugen, voll dämonischer Kraft, nichts achtender Consequenz und rücksichtsloser Grausamkeit. Derjenige aber unter ihnen, der dem Ideal des machiavellistischen Tyrannen am vollständigsten entsprochen hat, ist Ali-Pascha von Janina. Er wird dem Freunde der Idylle und des behaglichen Stillebens stets ebenso ein Abscheu wie dem tiefer sinnenden Politiker Gegenstand fesselnder Betrachtung sein. Ali ist in einem Lande geboren, das, obwol nur durch einen schmalen Meeresarm von Italien getrennt, unbekannter für uns ist als manche amerikanische Landschaft. An den westlichen Abhängen des Pindus, in jenen Gegenden, welche die alten Griechen als den äußersten Erdenwinkel und als Sitz ewiger Finsterniß betrachteten, wohnt ein Volk, das seinen Beruf von jeher nur im Kampf und in den Waffen, seinen Ruhm nur in der Abschließung von allem friedlichen und bürgerlichen Treiben suchte; ein Volk

von Kriegern und Wilden: die Albanesen. Es sind die Nachkommen der Pelasger, jenes arischen Stammes, der in der vorgeschichtlichen Zeit vom Norden her die Hämushalbinsel besetzte und unter verschiedenen Benennungen als Illyrier, Epiroten und Skipetaren doch nur eine gemeinsame Nationaliät bildete. [2])

Trotz der Einwanderungen von Gothen, Serben und Bulgaren im Mittelalter hat die albanesische Nationalität ihren Charakter mit Zähigkeit bewahrt. Die Albanesen sind noch heutzutage nicht viel über die Culturstufe herausgekommen, welche die Pelasger innehatten, als die Hellenen von Norden herbeigekommen erobernd in Hellas einzogen. Wohl pflegt ein Theil des Volks, ja seine Blüte, den besten Theil des Lebens in der Fremde zuzubringen, aber sie bringen nichts von dem, was sie dort sehen und hören, in die Heimat zurück; trotz des kriegerischen Wanderlebens, das den Albanesen als Condottiere über die ganze Hämushalbinsel führt, hält er mit eiserner Starrheit an der Heimat und deren Gebräuchen fest. Er scheint die Fremde nur zu sehen und kennen zu lernen, um seine enge Heimat, dies abgeschlossene Stück Erde, das außer Contact mit dem Weltverkehr steht, noch schöner zu finden und inniger zu lieben. Die Fremde gewinnt keine Macht über ihn, nur so erklärt sich, daß Albanien noch jetzt der Theil der Türkei ist, der die meisten Elemente mittelalterlicher Barbarei enthält, der sich in allen öffentlichen Beziehungen nicht über die Ideen des Faustrechts, der Blutrache und des Stammverbandes erhoben hat. Die Gedankenwelt des Volks haftet an der beschränkten Sphäre engen häuslichen Daseins, die ganze Kraft seiner Liebe concentrirt sich auf die Familie, auf den Stamm, dessen Unauflöslichkeit mit dem toskischen Sprichwort gekennzeichnet ist: „Das Blut wird nicht zu Wasser.“ [3]) Der Trotz, womit der Albanese auch mitten

im Frieden bei seinen kriegerischen Sitten beharrt, hat bisher jede sociale Entwickelung zurückgehalten. War kein auswärtiger Feind zu bekämpfen, so zerfleischten sich die zahlreichen Phare, die Theilstämme oder Clans, in welche die Albanesen zerfallen, unter sich. „Choum phis?" Welcher Feuerstelle, welchem Stamm gehörst du an? ist die gewöhnliche Frage, wenn sich zwei Albanesen verschiedener Stämme begegnen, und währenddessen hält ein jeder den Finger am Hahn seines Gewehrs. Denn wie leicht ist es möglich, daß Tscheta, Fehde, zwischen ihren Stämmen besteht, daß der Stamm des einen dem Stamm des andern einen Kopf schuldig ist. Die Blutrache ist in Albanien wie in Corsica und in der Mani ein heiliger, mit der Religion eng verknüpfter Brauch, und die ganze Moral dieser Völker beruht auf der furchtbaren Maxime: „Wer sich nicht rächt, rechtfertigt sich nicht": wer gethanes Unrecht vergibt, der hat nach dieser Auffassung nur die Gewaltthat anderer sanctionirt. Der Mord wird vertragsmäßig verhandelt und testamentarisch hinterlassen, auf dem Todtenbette pflegt der Familienvater die gefallenen Köpfe seines Stammes zu zählen und seinen Söhnen die Rache in aller Frömmigkeit ans Herz zu legen.

Wie sich ehemals die Hellenen in zwei verschiedene Gruppen absonderten, in deren Adern aber hier wie dort das gleiche heiße bewegliche Blut rollte, so zerfallen die Albanesen seit uralter Zeit in zwei Hauptstämme, und was zu Strabo's Zeit die Epiroten und die Illyrier, das sind heutzutage die Gegen in Nord- und Mittel-, die Tosken in Südalbanien.[4]) Zwischen beiden Stämmen, deren Dialekt sich etwa wie hoch- und plattdeutsch unterscheidet, herrscht eine von den Vätern überkommene Abneigung, die in den türkischen Feldlagern, wo sie nebeneinander fechten sollten, oft blutige Händel verursacht hat. Religiöser Zwiespalt

erweitert die Kluft. Denn während die Gegen zum Theil dem orthodoxen türkischen, zum Theil dem römisch-katholischen Glauben folgen, gehört die Mehrzahl der Tosken der freiern Sekte Ali's, der Schia an, die christlichen Tosken aber bekennen die griechisch-katholische Religion. Aus der Mitte der Gegen ging im 15. Jahrhundert der heldenmüthige Vorkämpfer gegen den Islam, der Sieger in 40 Schlachten, Skanderbeg oder Georg Kastriotis, hervor, der noch jetzt in ihren Balladen als der „Drache Albaniens" besungen wird. Aus der Mitte der Tosken erwuchs jener moderne albanesische Despot, der ähnlich wie Skanderbeg in der Schule des Faustrechts und der Verwilderung großgezogen ward und seine Erfolge der rücksichtslosen Energie verdankte, mit welcher er die Consequenzen der ihn umgebenden Barbarei zu ziehen und sich zum Vertreter der religiös-politischen Ideen zu machen wußte, die sein Volk bewegten. Man wird die Bedeutung Ali's niemals würdigen, wenn man die gegebenen albanesischen Zustände, wenn man vor allem aber jenen tiefgreifenden Gegensatz zwischen Sunniten und Schiiten ignorirt, der mehr als irgend bisher bekannt wurde, hier maßgebend geworden ist. Ali gehört der Familie der Mutsoïsaten an, die ihren Stammbaum auf einen gewissen Mutsochusos zurückführte. [5]) Mutsochusos' Nachkomme, Muchtar-Bei, galt als einer der vorzüglichsten Krieger seiner Zeit und starb mit den Waffen in der Hand bei der Belagerung von Korfu im Jahre 1716. Zur Belohnung für die Tapferkeit des Vaters verlieh der Divan seinem jungen Sohn Vely die Würde eines Paschas mit zwei Roßschweifen und das Paschalik Delvino. Vely's Kämpfe mit den Palikaren der griechischen Berge leben noch in der Erinnerung der Volksgesänge. Vor allem feiert das Lied den Sieg des Palikarenchefs Johann Boukovallas bei Kerassowo. Ein blondes Mädchen rief vom Fenster heraus:

„Hör' auf, Johann, mit Kampf und Schießen, daß der Nebel falle, daß der Dampf trockne, daß deine Schar gezählt werde, und wir sehen wie viele übrig sind. Dreimal zählt man die Türken und es fehlen 500. Dazu zählt man die Klephthen, da fehlen drei Tapfere. Der eine ging, um Wasser, der andere um Brot zu holen; der dritte, der bessere, ruht auf seiner Flinte." Bely vermochte sich in der ihm vom Divan verliehenen Würde nicht lange zu behaupten, er ward durch die Intriguen scrupelloser Gegner gestürzt, von Haus und Hof vertrieben, aus dem Erbgut seines Vaters, Tepeleni, verjagt, starb er im 45. Lebensjahre, von Kummer und Elend gebeugt, und hinterließ seine Frau Chamko und seine Kinder Ali und Chaïnitza in hülflosem Zustande. Ali war im Jahre 1741 zu Tepeleni geboren. Der kleine Ort liegt an der Vojussa, dem Flusse der Seufzer, ringsum von hohen und steilen Kalkgebirgen umgeben. Die Natur erscheint in diesem Theile Albaniens so wild und trostlos, wie es die Menschen sind.

Die Schlucht von Tepeleni ist der fortwährende Aufenthalt von Wind und Stürmen; kein Baum, kein Weidengesträuch gedeiht an den öden Felsgehängen des Vojussa. In diesen Umgebungen wuchs Ali empor, ein rauhes, aber kräftiges Kind der Berge und der Wildniß. Das Schicksal schien schon an seine frühe Jugend gleichsam eine Mahnung zu richten, eine Aufforderung zur Rache für erlittene harte Familienschmach, für die Verfolgung und Vertreibung seines Vaters. An dem Knaben bemerkte man schon früh die Kennzeichen eines regen, boshaften Sinnes, der gegen die ruhige Haltung seiner türkischen Altersgenossen bedeutungsvoll abstach. „Sein unruhiger Geist", erzählte Jérôme de la Lance, „kündigte sich schon bei seinem Heraustreten aus dem Harem an, denn man bemerkte gewöhnlich einen Muthwillen und eine Thätigkeit an ihm, die jungen Türken,

schon von Natur stolz und von einer ernsten Haltung, nicht eigen sind. Sobald er sich aus dem väterlichen Hause stehlen konnte, geschah es nur, um in die Berge zu eilen, wo er mitten unter Schnee und Gebüsch herumirrte. Umsonst versuchte sein Vater seine Aufmerksamkeit zu fesseln. So hartnäckig als ungelehrig entrann er den Händen seines Lehrers, den er, sobald er der Straflosigkeit sicher war, mishandelte." Die traurigen Umstände, unter denen er seinen Vater verlor, hatten auf Ali's Gemüth tief eingewirkt. Nun waren auch die ersten Lebenserfahrungen, die er machte, nur dazu angethan, diese Eindrücke zu verstärken. Er begab sich von 1782—85 in die Dienste des Pascha's Kurt von Berat, der Mittel- und Unteralbanien beherrschte. Kurt fand anfangs solch Wohlgefallen an dem kecken, beredten und geistesverwandten Manne, daß er ihm seine Tochter Chamko anverlobte. Aber die Intriguen einer mächtigen Gegenpartei, die auf Ali's bedenklichen Charakter und seine niedrige Geburt als „Liape" hinwies, bewirkten, daß Kurt die Verlobung wieder auflöste und seine Tochter mit einem reichen Freier aus dem Geschlechte des Sinanpasaliden, Ibrahim-Bei, vermählte. Nun entfloh Ali heimlich aus Berat und stand bald an der Spitze einer entschlossenen Schar von Abenteurern, wie sie sich in Albanien, gelockt von Raublust und Beutesucht, leicht einer jeden Bewegung anschließen. Seine Mutter und Schwester folgten ihm ins Feld. Chamko war eine Frau von ungewöhnlicher Entschlossenheit und grenzenlosem Ehrgeiz. In ihrem ganzen Erscheinen und Auftreten lag etwas Hartes, Unweibliches, sie schien sich eine Olympias zu fühlen. Sie warf jetzt Schleier und Spindel weg und griff zu den Waffen, um die Interessen ihres Sohnes zu schützen. Bei Zagoria stieß Ali mit Kurt's Truppen zusammen, doch das Gefecht blieb resultatlos, da die Albanesen auf beiden Seiten

wünschten, daß der Krieg, bei dem sie ihre Rechnung fanden, in die Länge gezogen ward. Aber bald begannen die Finanzmittel Ali's zu versiegen. Er ward von seinen Gefährten verlassen und schließlich von den Bewohnern von Chormovo und Gardiki mit sammt seiner Mutter und Schwester gefangen genommen. Chamko und Chaïnitza mußten nun die ärgsten Mishandlungen erdulden, welche raffinirte Bosheit gegen Frauen ersinnen kann. Man warf sie in einen feuchten Kerker, aus dem man sie nur herausließ, um sie der Brutalität der vornehmsten Bewohner von Gardiki und Chormovo preiszugeben.[6]) Die Leiden der beiden Frauen erregten aber auch Mitgefühl in mancher Brust, man unterhandelte über ihre Loskaufung, ein Grieche lieferte die nöthige Summe Geldes. Gegen ein Lösegeld von 22800 Piastern ließen die Gardikioten ihre Gefangenen frei. Es begreift sich, daß die erbitterten Frauen fortan das Verlangen nach blutiger Rache in Ali nährten. Die Mutter beschwor ihn, nicht zu rasten, bis Gardiki vom Erdboden vertilgt sei. Auch Chaïnitza flehte ihn an, die Schmach vom Namen seiner Familie abzuwaschen. „Ich kann erst ruhig sterben", wiederholte sie oft, „wenn ich die Kissen meines Bettes mit den Haaren der Frauen von Gardiki gestopft habe."

Ali selbst war über die Schmach, die seinen nächsten Angehörigen widerfahren, höchst erbittert. Er begriff aber, daß vorderhand die Feinde noch zu mächtig seien und daß er sie erst allmählich auf Umwegen umgarnen könne. Jahrelang wußte er sich zu verstellen und die Schmach in sich zu verzehren, aber die Jahre kühlten seinen Zorn nicht ab. Die Rache war ihm ein Gericht, das kalt genossen werden mußte. Um zum Ziele zu gelangen und seine Feinde bestrafen zu können, bedurfte Ali vor allem Eins, der Macht. Macht zu erlangen, war sein aufrichtigstes Bestreben.

Dahin zielten auch die machiavellistischen Rathschläge seiner Mutter, die ihm stets wiederholte, daß der Erfolg alles rechtfertige.

„Mein Sohn, wer sein Erbgut nicht zu vertheidigen weiß, verdient, daß es ihm geraubt wird. Bedenke, daß das Eigenthum anderer ihnen nur gehört, weil sie stärker sind, und wenn du es ihnen entreißen kannst, wird es dein sein.“ Ali selbst bekannte, wie tief sich diese gewaltsamen Maximen seiner Mutter bei ihm eingeprägt hatten. „Als mein Vater starb“, erzählte er später, „hinterließ er mir nichts als ein Loch und einige Acker Landes. Meine Einbildungskraft, entflammt durch die Rathschläge der Frau, die mir zweimal das Leben gab, indem sie mich zum Manne und zum Vezier machte, entdeckte mir das Geheimniß meiner Bestimmung. Ich träumte von nichts als von Macht, Schätzen, Palästen, mit Einem Wort, von allem, was die Zeit bereits verwirklicht hat und sie mir noch ferner verspricht, denn der Punkt, auf dem ich angelangt bin, ist noch nicht das Ziel meiner Hoffnungen.“ Seine ersten Versuche, die ehrgeizigen Plane, welche Chamko angeregt, zu vollziehen, scheiterte jedoch, er ward, da er an der Spitze einer Abenteurerbande in das Gebiet Chormovos einfiel, zurückgeschlagen und ging selbst seinen Gefährten mit dem Beispiel der Flucht voran. Chamko brach in Verwünschungen aus, da sie ihn so wiederkehren sah, und richtete, indem sie ihm den Spinnrocken vorhielt, den sie seit ihrer Gefangenschaft wieder ergriffen, die Worte an ihn: „Geh, Feiger, und spinne mit den Weibern des Harems, diese Beschäftigung ziemt dir besser als Waffen.“ Auch die nächsten Unternehmungen Ali's, der in Negroponte und in Thessalien als irrender Ritter umherzog, Ziegen und Schafe raubte und die griechischen Rajahs ausplünderte, liefen keineswegs zu seinem Vortheil aus.

Ali liebte es, wie das die Art von Parvenus ist, auch später, im Glück auf die scheinlosen Anfänge seiner Laufbahn zurückzukommen, um zugleich implicite auf die Anstrengungen aufmerksam zu machen, die es gekostet haben mußte, sich emporzuschwingen. Die Erzählung, daß er nur mit 60 Paras in den Bergen herumgeirrt sei, seinen Säbel selbst verkauft, und als die Noth am größten, einen Schutz gefunden habe, diente, so sehr sie auch der Bestätigung bedurfte, nur dazu, den mysteriösen Nimbus um seine Person zu erhöhen. Er selbst bezeichnete sie später als Fabel und Erfindung eines lügnerischen Schulmeisters Ballida, fügte aber bei, es sei gut, wenn dergleichen geglaubt werde, das seinem Glück einen wunderbaren Anstrich gebe. „Ach", seufzte er zu Pouqueville, „daß ich nicht früher auf die Welt gekommen bin! Mit Hülfe einiger Narren wäre ich vielleicht Prophet geworden, aber Mohammed hat die Pforte verschlossen, als er, ein Peraklet, ankündigte: alles ist gesagt."

Die erste Besserung seiner Lage wußte Ali durch eine vortheilhafte Heirath zu erwirken, die er mit Emineh, der Tochter des Paschas von Delvino, einging. Dann begann er ernstlich daran zu denken, sich eine Hausmacht zu gründen und sich seiner Geburtsstadt Tepeleni zu bemächtigen. Er ging dabei mit jener Vorsicht und katzenartigen Schlauheit zu Werke, die alle seine Unternehmungen kennzeichnet. „Ich fühlte", so erzählte er Pouqueville, „die Nothwendigkeit, an meinem Geburtsorte feste Wurzeln zu fassen. Ich hatte daselbst treue Anhänger und furchtbare Feinde. Letztere mußte ich irgendwie zu einem Fehler verleiten, um sie dann in Masse zu vernichten, und so faßte ich den folgenden Plan.

„Ich hatte die Gewohnheit, nach meinen Jagdpartien im Schatten eines Gehölzes an der Beütcha auszuruhen und da Siesta zu halten. Ich schickte nun einen meiner

Vertrauten zu denen die mich haßten und ließ ihnen vorschlagen, mich zu ermorden. Ich eilte selbst vor meinen Feinden nach dem Rendezvous und ließ unter dem Laube der Bäume eine Ziege festbinden der ich einen Maulkorb anlegte und meine Kapuze überwarf. Dann kehrte ich verkleidet auf Abwegen in mein Serail zurück, während man eine Salve auf das Thier abfeuerte und mich ermordete. Eine Abtheilung meiner Leute mußte auf den Lärm hin sogleich erscheinen, damit man nicht näher gehen und sich vom Erfolge überzeugen konnte. Nun kehrten meine vorgeblichen Mörder nach Tepeleni zurück unter lautem Ruf: «Ali ist nicht mehr, wir sind ihn los!» Die Kunde drang bis in den Harem, ich hörte das Jammern meiner Mutter und das Geschrei meiner Feinde. Ich ließ den Skandal sich entwickeln, ich wartete, bis sie trunken von Wein und Freude waren. Dann aber fiel ich auf ein verabredetes Zeichen mit meinen Anhängern über sie her. Die Gerechtigkeit war auf meiner Seite, alle wurden vor der Rückkehr des Tages niedergemacht, ich vertheilte ihre Güter und Häuser an meine Gehülfen, und von diesem Augenblick an konnte ich sagen, daß Tepeleni mir gehörte."

Nachdem Ali sich auf diese Weise eine Hausmacht gegründet, schritt er stufenweise auf der Bahn der Gewalt und Bestechung weiter. Denn noch war er nur Parteigänger, sein Ehrgeiz aber strebte höher hinaus. Die wirren Verhältnisse von Albanien, die ewigen Kämpfe und Intriguen boten einem scrupellosen, verschlagenen Sinn die beste Gelegenheit, von Stufe zu Stufe zu steigen. Das Paschalik von Delvino ward seine erste Beute. Sein Schwiegervater, der Pascha von Delvino, war in die russisch-montenegrinischen Händel des Jahres 1767 verwickelt und in Monastir enthauptet worden. Ihm folgte Ali-Pascha von Argyro-Castro, dem Ali seine Schwester Chaïnitza zur Frau gab,

in der Hoffnung, auf diesem Wege rascher zu seinem Ziele zu kommen. Aber er sah sich getäuscht. Nach dem gewaltsamen Tode seines Schwagers wurde nicht er, sondern Selim-Bei Koka von der Pforte zum Posten eines Sandschak mit zwei Roßschweifen von Delvino ernannt. Selim gab sich freilich bald Blößen, durch die er gestürzt werden konnte. Er hatte das System seiner Vorgänger, die in stetem Streit mit den Venetianern lebten, verlassen und stand in bestem Einvernehmen mit den Proveditoren von Korfu. Dieses Verfahren mußte das Mistrauen des Divans wecken, und Ali, der sich zu einer solchen Rolle gern hergab, erhielt den Auftrag, Selim zu beobachten. Er that es, begab sich zu Selim, ward von ihm gastfreundlich aufgenommen und schmeichelte sich in seine Gunst ein.

Bald bot sich ihm Gelegenheit dar, den Pascha zu verderben. Selim hatte den Venetianern einen Wald nahe an dem See Pelodas verkauft. Nun denuncirte ihn Ali als schuldig, einen Theil des großherrlichen Grund und Bodens verkauft zu haben. Wenn man nicht Vorkehrungen treffe, werde der Pascha bald die ganze Provinz Delvino den Ungläubigen in die Hände liefern. Es thue ihm leid, fügte er hinzu, die Unterschleife seines Wohlthäters Selim bekannt zu machen, doch das Interesse des Sultans, seines Herrn, habe ihn bestimmt, eine solche Enthüllung zu machen, welche Religion und Staat gleichmäßig interessire. Ohne irgendeine weitere Untersuchung anzuordnen, sandte nun der Divan einen Todesferman gegen Selim und beauftragte Ali, ihn auszuführen. Der alte Pascha Selim ahnte nicht, welche Schlange er an seinem Busen nährte. Ali bereitete den heiligen Gesetzen der Gastfreundschaft zum Trotz das Attentat gegen den Mann vor, der ihn gastlich aufgenommen. Täglich begab er sich zu seinem Wirth, um demselben nach Landessitte den Hof zu machen. Eines Tages jedoch

schützte er Unwohlsein vor und bat Selim in seine Wohnung zu kommen, um eine wichtige Mittheilung zu empfangen. Die Einladung ward angenommen. Selim erschien. Ali aber hatte in einem Wandschrank gedungene Banditen verborgen, die auf ein gegebenes Zeichen, als er die Kaffeeschale fallen ließ, hervorbrachen und Selim tödlich verwundeten. Er starb mit Worten schmerzlichen Vorwurfs gegen Ali, der ihn verrathen. „Bist du es, mein Sohn, der mir das Leben raubt? Herr, vermenge mich nicht mit den Bösen.“ [7]) Seine Leibwache eilte auf den Lärm herbei. Sie fanden Ali mitten unter den Mördern, wie er den aufgerollten Ferman in der Hand hielt und mit drohender Stimme rief: „Ich habe den Verräther auf Befehl unsers ruhmreichen Padischahs getödtet. Hier, seht den kaiserlichen Ferman!“ Bei diesen Worten und bei dem Anblick der Urkunde neigten sich die Osmanlis und blieben vor Schrecken unbeweglich, während man Selim's Kopf von dem blutenden Rumpf trennte. Ein Kodjah stimmte das Fatahet an, und das Verbrechen ward im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes für gesetzlich erklärt. Ali selbst erhielt als Belohnung den Titel eines Stellvertreters des neuen Derwend-Pascha von Thessalien. Er benutzte diese noch untergeordnete Stellung, um Reichthümer zu sammeln, und da er den Auftrag hatte, das Land von Räubern zu säubern, den Raub zu legalisiren, indem er an die Klephthen Raubberats austheilte. Das Räuberwesen nahm bald dermaßen überhand, daß der Verkehr stockte und es in einigen Gegenden unmöglich ward zu reisen. Nun spielte ein Stück echt türkischer Corruptionswirthschaft. Der Derwend-Pascha ward nach Konstantinopel zurückgerufen und bezahlte die Verbrechen seines Stellvertreters mit dem Kopfe. Ali aber sandte einen Theil der durch jenen schmählichen Handel gewonnenen Summen nach Konstantinopel, anstatt sich selbst

zu stellen, und so wie die Verhältnisse im Divan lagen, gelang es ihm, sich durch die Frucht seines Raubes von dessen Folgen zu befreien. „Das Wasser schläft, aber nie der Eigennutz“, so pflegte er wohlgefällig zu äußern, wenn er der in Konstantinopel erlangten Erfolge gedachte. Sein militärischer Ruf war dergestalt gewachsen, daß man ihm 1787, beim Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und den beiden Kaiserreichen, ein wichtiges Commando unter dem Großvezier Jussuf anvertraute. Infolge der Dienste, die er in diesem Feldzuge leistete, übertrug ihm die Pforte das Paschalik von Trikkala zu zwei Roßschweifen und den Titel eines Derwendgi-Pascha oder Großaufseher aller Straßen in Rumili. Eine Hauptpflicht, die mit der neuen Würde verbunden war, bestand darin, die Straße von Konstantinopel nach Janina frei und sicher zu erhalten und das ganze Penëusthal von Räubern zu reinigen. Ali benutzte diese Gelegenheit, um offen ein Truppencorps in seinem Solde zu erhalten, das er bis auf 4000 Mann brachte. Bald zeigte er an der Spitze dieser Truppen, was man von ihm erwarten könne. Er schlug und zerstreute die Räuberbanden, wo er sie in der Ebene fand, er jagte sie in die Berge zurück. Der Schrecken vor seinem Namen war derart, daß Ordnung und Sicherheit vom Pindus bis zu den Thermopylen zurückkehrten. Er sicherte sich den Ruf eines thätigen und geschickten Verwaltungsbeamten und die Mittel, der Pforte selbst gefährlich zu werden.

Nun faßte er den Plan, das Paschalik von Janina zu gewinnen, wodurch er in den Mittelpunkt von Epirus und in die Lage versetzt war, über Albanien zu herrschen. Seine Mutter Chamko war inzwischen gestorben, ihr Letzter Wille schrieb ihm und der Schwester Rache an den Bewohnern von Chormovo und Gardiki vor. Grund genug, um sein Gelüst

nach dem Paschalik von Janina zu steigern. Das Korn des fruchtbaren Thessalien war für die Stadt Janina Lebensbedingung. Als Pascha von Trikkala beherrschte Ali die Handelsstraße von Epirus nach Konstantinopel, besonders die Verbindungen zwischen Janina und Thessalien.

Seit der Eroberung hatten die Bewohner von Janina eine Art Halbfreiheit unter ihren Paschas sich bewahrt, die sie nach ihrem Willen abrufen ließen. Albanesische Candidaten ließ der Divan anfangs nicht zu. [8]) Der erste war Suleiman, ihm folgten Kulo-Pascha und Kurt von Berat. Im Jahre 1716 waren die Bewohner von Janina dem Karatsch das erste mal unterworfen, 1740 der Autorität eines Paschas mit zwei Roßschweifen, der zuerst unter Abhängigkeit des Veziers von Trikkala gestanden hatte. Hierauf gründete Ali seine Prätensionen. Er bildete sich eine Partei unter den Griechen in Janina, er unterhielt Agenten, welche den Zwist zwischen den Paschas und Beis nähren sollten. Der Tod des bisherigen Paschas gab das Signal zu heftigen Parteikämpfen unter den Ehrgeizigen, die ihm folgen wollten. Mordthaten geschahen am hellen Tage. Der Bazar selbst war verlassen. Diesen Moment hielt Ali für günstig. Er hob Truppen aus und erschien gegen Ende des Jahres 1788 vor Janina, nachdem er den Pindus passirt. Bei seinem Erscheinen vergaßen die zwistigen Beis ihren Hader, sammelten ihre Streitkräfte und lieferten ihm am obern Theil des Sees ein Gefecht. Sie wurden jedoch geschlagen und in die Stadt zurückgeworfen. Ali rückte mit seiner Armee unter die Mauern von Janina. Da er aber nicht Truppen genug hatte, um einen Angriff zu wagen, wandte er Bitten und Versprechungen an und bestimmte eine große Anzahl seiner Parteigänger, eine Deputation nach Konstantinopel zu senden, um seine Ernennung zum Pascha zu verlangen. Der Erfolg der Mission entsprach freilich seinen

Erwartungen nicht. Die Pforte schickte den Abgesandten mit dem Befehl zurück: Ali solle seine Truppen entlassen und in sein Gebiet von Trikkala zurückkehren. Ali erfuhr jedoch durch einen getreuen Diener, der vorausgeeilt war, daß seine Gesandtschaft erfolglos gewesen sei. Da entschließt er sich zu einem der politischen Gewaltstreiche, die einer schwachen Regierung gegenüber stets Erfolg haben müssen. Er trifft seine Verabredungen mit dem Diener und mit den aus Konstantinopel Zurückkehrenden. Dem Brauch gemäß ziehen die Beis von Janina dem kaiserlichen Ferman entgegen und begrüßen ihn ehrfurchtsvoll. Jeder drückt ihn als Zeichen der Unterwerfung auf die Stirn. Man liest ihn vor und vernimmt mit Staunen, daß er Ali zum Pascha von Janina ernennt und befiehlt, man solle sofort seine Autorität anerkennen. Es war ein Donnerschlag für die Beis. Wohl sträuben sich einzelne und munkeln, der Ferman sei verfälscht. Doch die Mehrzahl sucht sich durch rasche Unterwerfung das Wohlwollen des Mannes zu verschaffen, von dem sie voraussieht, daß ihm das Paschalik zufallen werde. Seine Parteigänger verdoppeln ihre Anstrengungen, Ali benutzt den Moment der Verwirrung, er zieht im October 1788 triumphirend in die Stadt ein, wirft eine starke Garnison in das Castell, welches dieselbe beherrscht, belohnt seine Freunde, gewinnt selbst die Gegner unter der Maske offenen Entgegenkommens und schickt dann eine neue, zahlreichere Gesandtschaft nach Konstantinopel, welche mit den wirksamsten Förderungsmitteln für seine Zwecke, mit reichlichen Geschenken versehen, die Hauptmitglieder des Divans zu bestechen und die Anerkennung der vollendeten Thatsache zu erwirken wußte.[9]) Das Volk in Janina selbst war mit der Aenderung nur zufrieden. Es sah sich von der Herrschaft einer drückenden Oligarchie nicht ungern den Händen eines einzelnen übergeben und die Periode ewigen

Bürgerzwistes geendet. Nachdem Ali durch ähnliche Mittel das Paschalik von Arta gewonnen und Akarnanien unterworfen hatte, konnte er daran denken, an Chormovo Rache zu üben. Die Stadt fiel durch List in seine Hände und ward dem Boden gleichgemacht. Wer sich nicht durch die Flucht retten konnte, kam durch das Schwert um. Einen Gefangenen, der angeschuldigt war, Chamko Gewalt angethan zu haben, ließ Ali auf einen Rost legen, mit glühenden Zangen zwicken und bei langsamem Feuer braten. Ali's Augenmerk richtete sich nun auf Mittelalbanien. Noch immer stand das reiche und fruchtbare Land unter der Herrschaft des Paschas von Berat, jenes begünstigten Freiers, der Ali's Braut durch seinen Reichthum und sein Ansehen gewonnen hatte. Es wäre gefährlich gewesen, denselben unter den Augen der Pforte anzugreifen und seines Landes zu berauben. Zudem erkannte Ibrahim die drohende Gefahr und suchte Ali's Angriff von sich abzuwenden, indem er die kleinen, unabhängigen Völkerschaften und Gemeinden in Südalbanien unterstützte und hinter Ali's Rücken neue Gegner für denselben in den Sulioten erweckte. — Es dürfte auch den enthusiastischen Verehrern des suliotischen Stammes und seiner Heldenthaten schwer fallen, den Ursprung der merkwürdigen Völkerschaft auf die Σελλοὶ Homer's zurückzuführen [10]), und auch das Σόλλιον von Thucydides kann schwerlich auf dieselben bezogen werden, da er ja einen Ort an der See und überdies in Akarnanien bezeichnet. [11])

Die Sulioten sind die Nachkommen albanesischer Christen, die sich während des 17. Jahrhunderts vor den Türken in die wilden Kassiopeischen Berge geflüchtet und dort auf luftigen Klippen, gleichsam in einem natürlichen Geiernest, hoch über den Thalschluchten des Acheron ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Das Wasser hat sich hier vor Jahrtausenden einen Riß durch die gewaltige Felsenmasse gesprengt

Der einzige Pfad, der sich aus dem Thal zu dieser natürlichen Gebirgsfeste windet, ist kaum so breit, daß zwei Personen nebeneinander gehen können. Oben in einer Höhe von 2000 Fuß über dem Acheron auf einer Hochebene lagen die vier Dörfer, welche den Hauptsitz der Gemeinde von Suli bildeten. Der Acheron fließt zuerst durch das Thal von Dervithiana und tritt bei dem Weiler Skuitias in die Schlucht von Suli ein. Ein enger Pfad am rechten Ufer führt nach zwei Stunden zu einem natürlichen Engpaß, zu einem Felsenthor, Klisura, wie geschaffen, das Vorrücken von Feinden zu hemmen. Ein Fort Tichos beherrschte das Défilé und nahe dabei lag das erste Dorf von Suli, Avarico. Von hier führte eine allmähliche Senkung nach Kiafa und schließlich nach Suli, dem Hauptort, dem Κακοσουλι, wie man es wegen der Schwierigkeiten des Terrains betitelte. Nahe an der Stelle, wo der Bergpfad den Acheron verläßt, um die Abhänge zwischen Kiafa und Kakosuli emporzuleiten, überhängt ein konischer Hügel den Pfad, Kunghi genannt, wo die letzte und größeste der Festen von Suli, Sanct-Paraskewi, stand. Hier stürzt sich ein Waldbach in den Acheron, der durch das Défilé von Glyki in die Paramythische Ebene tritt, den Acherusischen See durchströmt und bei dem alten Ephyra ins Jonische Meer mündet. Noch besser als durch Natur und Kunst war Suli durch die Gesinnung und durch den Heldenmuth seiner Bewohner geschützt. Alles war unter diesen wilden, kräftigen Söhnen der Berge auf Angriff und Abwehr gestellt. Sie nannten sich selbst mit Vorliebe den Kriegerbund, Handel und Gewerbe waren ihnen verächtlich, Viehzucht und Raub galten allein als die manneswürdige Beschäftigung. Vom 10. Jahre an begannen die Knaben das Kriegerhandwerk zu üben. Der Suliote trennte sich nie von den Waffen. Mit der Muskete auf der Schulter, dem Säbel an der Seite, dem Dolch im

Gürtel geleitete er seine Heerde auf die Weide, kniete er vor dem Altar seines Gottes; sein Leben war ein fortwährender Kampf, reich an Entbehrungen und Wechselfällen aller Art. Selbst die Frauen warfen, wenn es noththat, Spindel und Rocken fort und griffen zu den Waffen. Mit Recht huldigte Byron dem kriegerischen Genius dieses Stammes:

On Suli's rock and Pargas shore
Exists the remnant of a line
Such as the Doric mother bore;
And there perhaps some seed is sown
The Heracleidan blood might own.

Jedes Dorf theilte sich in Phare, in Familiengenossenschaften, an deren Spitze ein Aeltester stand. Geschriebene Gesetze kannten sie nicht; alter Brauch, der sich im Laufe der Zeiten erhalten hatte, galt ihnen als Gesetz. In schwierigen Lagen des öffentlichen Lebens ward ein Rath der Häupter aus den vier Hauptdörfern abgehalten. Die Gesammtzahl der Bevölkerung ward im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts auf 7000 Seelen geschätzt, die waffenfähige Mannschaft bestand aus 1000 ursprünglichen Ansiedlern und 1500 Colonisten, den Bewohnern von sieben Gemeinden (Heptachorion), die sich im Laufe der Zeit an den Kern der vier eigentlichen suliotischen Gemeinden angesetzt hatten. Da die Sulioten in ihren Plünderungszügen zwischen Türken und Griechen wenig Unterschied machten, so konnte es nicht fehlen, daß sie vielfach gehaßt und angefeindet wurden. Sie hatten ihre Freiheit in acht aufeinanderfolgenden Kriegen gegen die albanesischen Paschas behauptet, sie standen in der Bewegung des Jahres 1770 als die ersten dem Rufe Paswan-Oglu's gewärtig, und in der Zeit, wo sie aufgefordert wurden, zu Ibrahim's Gunsten eine Diversion zu machen, wurden sie von zahlreichen

russischen Söldnern bearbeitet, welche den ehrgeizigen Planen Katharina's II. dienten. Als der Verlauf der Ereignisse seit der türkischen Kriegserklärung von 1787 ihren Erwartungen nicht entsprach, und sie durch Joseph's II. Tod in Gefahr kam, allein das Gewicht des Kampfes auf sich zu nehmen, dachte die Kaiserin ernstlich daran, den Enthusiasmus und die Hoffnungsseligkeit ihrer südlichen Glaubensgenossen auszubeuten. Ein gewisser Psaro aus Mykonos ward nach Sicilien gesandt, um Magazine und Proviant für eine russische Flotte vorzubereiten, welche von der Ostsee aus ins Mittelmeer bestimmt war. Er erhielt die Instruction, in Gemeinschaft mit Sotiri, einem der Primaten von Vostizza, zu handeln, der nach Epirus und Albanien gesandt ward, um seine griechischen Landsleute in Bewegung zu setzen. Sotiri wurde denn auch in Suli mit Begeisterung aufgenommen. Die Festungen am Acheron wurden der Sitz einer neuen Verschwörung. Man eröffnete eine freiwillige Subscription unter den eingeborenen und im Auslande ansässigen Griechen, um eine Flotte zu rüsten, welche mit der der Zarin cooperiren sollte. Man brachte ein Geschwader von 12 kleinen Schiffen zusammen, das im April 1790 unter Lampro Canziani zu kreuzen begann. Durch diese Verwickelungen bot sich für Ali eine willkommene Gelegenheit, seinen Diensteifer dem Sultan gegenüber zu entfalten und zugleich dem eigenen Ehrgeiz zu fröhnen. Er entsandte im Frühjahr 1790 eine Schar von 3000 Albanesen gegen die verwegenen Sulioten aus. Diese fanden in der Ebene alles verlassen und stießen nirgends auf Widerstand. Die Sulioten hatten sich nach ihrem gewohnten Kriegsbrauch in die Berge zurückgezogen, die Festung und Thürme am Acheron aber verproviantirt und ihre ganze waffenfähige Mannschaft zur Vertheidigung aufgeboten. Die Truppen Ali's wagten sich nicht in jene Bergwildniß hinein und

zerstreuten sich plündernd über die Ebene von Paramythia. Da brachen die Sulioten plötzlich aus ihrem natürlichen Bollwerk hervor, schlugen die überraschten und zerstreuten Feinde, verfolgten sie bis Janina und plünderten weit und breit das türkische Gebiet.

Nicht so rasch und energisch, wie der Instinct des Volks handelte, vollzogen sich die Plane der großen Politiker. Mit Psaro war man höchst misvergnügt. Er verwendete die russischen Unterstützungsgelder zum eigenen Nutzen, man beschuldigte ihn selbst, Waffen und Proviant den Kämpfern vorzuenthalten und aus der Noth des Vaterlandes Kapital gemacht zu haben. Im April 1770 begab sich deshalb eine Deputation der Sulioten nach Petersburg und reichte der Kaiserin eine Denkschrift ein, worin sie Psaro's Verfahren hart tadelten und auf die verderblichen Folgen wiesen, welche seine Schlechtigkeit wahrscheinlich über seine Landsleute herbeiführen werde. „Wir wollen", erklärten sie, „nicht die Schätze der Zarin, nur Pulver für unsere Kugeln." Sie legten die Krone „ihres alten Königreichs" zu Katharina's Füßen und baten um einen Fürsten, da die Rasse ihrer eigenen Könige dahin sei. [12]) Katharina nahm sie auf das zuvorkommendste auf. Sie gewährte jede ihrer Bitten und versprach schleunigen Beistand. Sie ließ die Gesandten zu den Gemächern Konstantin's führen, den dieselben als König der Griechen begrüßten. Nun erhielten sie Geldsummen von der Kaiserin, wurden zu Potemkin nach der Moldau geschickt, um mit ihm zu conferiren, und kehrten von da nach Griechenland zurück, von Tamara aus der Ukraine begleitet, der ihre Plane überwachen sollte.

Inzwischen war der Divan auf alle diese Vorgänge aufmerksam geworden. Lampro's Unternehmungen versetzten ihn in Aufregung, ein Theil der türkischen Flotte aus dem Schwarzen Meere erhielt Befehl, ihm entgegenzugehen.

Seinem kleinen Geschwader folgten zahlreiche Kaperschiffe, die unter russischer Flagge glänzenden Erfolg errangen. Lampro griff die Insel Zea an und errichtete in der Hauptstadt sein Quartier, wo er sogar einige Forts und Batterien und eine starke Garnison Albanesen niedersetzte. Nach dem ursprünglichen Plan der Sulioten sollten, wenn die russischen Hülfsmittel bei der Hand waren, zwei nationale Armeen gebildet werden, die eine in Macedonien und Thessalien einrücken, die andere durch Livadien ziehen, sich mit den Moreoten vereinigen, bei Euboä Lampro an sich ziehen und dann, gegen Norden vordringend, mit der ersten Armee vereint die Belagerung am Salonichi unternehmen. Doch infolge der totalen Niederlage, welche das griechische Geschwader am 18. Mai 1790 erlitt, ward der Plan aufgegeben. Lampro wurde von sieben algierischen Korsaren angegriffen, die sich mit den türkischen Schiffen vereint hatten. Seine Schiffe wurden durch die Zahl und das größere Metallgewicht der Gegner überwältigt und nach einer verzweifelten Vertheidigung entschlüpfte er nur mit zwei Begleitern in einem offenen Boot, während seine ganze übrige Flotte von den Korsaren in Grund gebohrt ward. In dieser Noth versagten ihm die russischen Emissare alle Hülfe. Auf eigene Kosten rüstete er ein Schiff und stach voll Kampflust wieder in See. Doch die Sendlinge Katharina's zeigten sich nun kleinlich genug, ihn wegen der Schulden, die er gemacht, festnehmen zu lassen. Erst eine neue Subscription in Venedig und Triest machte ihn frei, er kehrte in den Archipel zurück. Aber seine Macht war zu unbedeutend, um irgendeinen dauernden Erfolg zu erringen, und er ward von seinem ungroßmüthigen Alliirten völlig verlassen. Selbst als der Friede mit Rußland und der Pforte geschlossen war, fuhr er fort, auf eigene Faust das Aegäische Meer als irrender Ritter zu durchstreifen, bis

sein Schiff 1793 zerstört und er gezwungen wurde, nach Albanien zu flüchten. Später begab er sich nach Petersburg und erhielt eine Stelle in der Armee der Kaiserin. Ein ärmlicher Ersatz fürwahr! Zum zweiten mal im Laufe weniger Jahrzehnte erfuhren die griechischen Insurgenten die Wirkung russischen Undankes. Die reichen Versprechen Katharina's erfüllten sich nicht. Es zeigte sich, daß ihre Absicht, die Griechen gegen den Sultan zu bewaffnen, nur ein Theil des Planes der Eroberung von Konstantinopel war. Es war ein glänzender Schleier, der über ihre ehrgeizigen Plane geworfen wurde. Als die große europäische Politik es verlangte, schloß sie ohne Scrupel den Frieden zu Jassy am 9. Jan. 1792. Die alten Stipulationen zu Gunsten der christlichen Unterthanen der Pforte wurden erneuert. Russische Consuln wurden in jeder wichtigen Seestadt eingesetzt, jeder Grieche, der mit dem nöthigen Berat versehen war, oder die russische Flagge auf seinem Mast aufhißte, ward als Unterthan der Kaiserin angesehen. Aber weiter hinaus gingen die Bemühungen der Kaiserin nicht. Sie hatte, anstatt sich im Anfang des Krieges der griechischen Unterstützung zu bedienen, an dieselben erst da es zu spät war gedacht und sie, da sie in Waffen gegen ihren Unterdrücker standen, preisgegeben, dem Schutz eines Tractats überlassen, der, wie das bei den türkischen Zuständen zu erwarten war, niemals eine Realität ward. Am nächsten schienen die Sulioten durch den Frieden von Jassy bedroht. Ali bot alles auf, um die Schmach seiner Niederlage zu rächen; er machte nun selbst Ibrahim Friedensvorschläge, um dessen lästigen heimlichen Beistand nicht gewärtigen zu müssen. Die Solidarität der muselmanischen Interessen überwog. Der gemeinsame Haß gegen alles Christliche wirkte so stark, daß Ibrahim die Sulioten fahren ließ und sich mit Ali versöhnte. Er willigte in die Heirath

seiner jüngsten Tochter mit Beli-Bei, Ali's zweitem Sohn, und beging den Fehler, Ali ein Hülfscorps gegen die Sulioten zu senden. Nun sammelte Ali die zahlreichen Feinde, welche die Sulioten bei ihren Raubzügen gemacht, und zog am 1. Juli 1792 mit einer Armee von 10000 Mann von Janina aus. Um die Sulioten in Sicherheit zu wiegen, vermied er jeden Schein des Angriffs; er versammelte seine Truppen unter dem Vorwande, die unruhigen Bewohner von Argyro-Castro zu züchtigen, welche sich kürzlich geweigert hätten, einen Bei, den er ihnen gesandt, zu empfangen. Er schrieb an die beiden suliotischen Hauptleute Bojia und Tsavellas, sandte ihnen „Gruß und Kuß auf die Augen", rühmte ihre Tapferkeit und bat sie zu cooperiren. Bojia war zu klug, um in die Falle zu gehen. Tsavellas jedoch ließ sich verlocken, mit einer Schar von 70 auserlesenen Kriegern zu diesem selbst zu stoßen. Ali machte nun wirklich Anstalten, als ob er nach Argyro-Castro ziehen wollte. Nachdem er jedoch eine Strecke in dieser Richtung vorgerückt war, ließ er halt machen, um sich zu lagern. Kaum haben die Sulioten ihre Waffen verlassen, um ihre kriegerischen Spiele, Wettlauf und Springen, zu beginnen, so läßt sie Ali umzingeln und mit Ketten beladen. So werden sie nach Janina geschafft. Zwei aus ihrer Mitte fallen nach verzweifelter Gegenwehr, einem dritten gelingt es zu entkommen, unter einem Hagel von Kugeln den Kalamas zu durchschwimmen und seine Landsleute von Ali's Verrath zu benachrichtigen. So fand der Pascha, als er nun wirklich gegen „Schreckenssuli" vorrückte, dort alles zu seinem Empfange gerüstet. Er verzweifelte daran, mit offener Gewalt durchzudringen, und nahm seine Zuflucht abermals zu einem Stratagem. Er befahl, daß Tsavellas vor ihn gebracht werde, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, wenn er ihm zu der Eroberung

von Suli behülflich sei. Er versprach, ihn zum Commandanten von Albanien zu machen, falls er ihm die Festung in die Hände spiele. Im Weigerungsfalle aber drohte er, ihn lebendig rösten zu lassen. Tsavellas erwiderte, als einzelner Clanhäuptling vermöge er die geforderten Dienste nicht zu leisten, wenn man ihm jedoch gestatte, zu seinen Landsleuten zurückzukehren, wolle er alles thun, was Ali verlangen könne. Der Pascha stimmte dem Vorschlag bei unter der Bedingung, daß Tsavellas seinen zwölfjährigen Sohn Photo als Geisel der Treue zurücklasse.

Tsavellas wurde freigelassen und kehrte nach Suli zurück. Dort berief er eine Versammlung der Häuptlinge, setzte ihnen die Plane des Paschas auseinander und ermunterte sie zu energischem Widerstande, ohne an seine Familie zu denken. Als die Vertheidigungsanstalten beendet waren, schrieb er dem Pascha: „Ich freue mich, einen Schurken getäuscht zu haben. Ich stehe hier, um mein Vaterland gegen einen Räuber zu schützen. Mein Sohn wird sterben, ich fühle aber, daß er nicht ohne Rache sterben wird. Man wird mich als herzlosen Vater brandmarken, daß ich meinen Sohn geopfert habe, um mich zu befreien, doch ich antworte: hättest du unsere Berge erobert, so würde nicht nur er, sondern seine Familie und meine Landsleute geopfert werden. Keine Hand wäre übrig geblieben, ihn zu rächen. Laß uns jetzt nur siegen, und ich werde wieder Kinder haben, denn mein Weib ist jung. Mag mein Sohn, jung wie er ist, nicht freudig für sein Vaterland sterben, dann verdient er nicht zu leben und meinen Namen zu tragen, dann ist er kein würdiger Sohn unsers Vaterlandes, wenn er nicht muthvoll dem Tode trotzen kann. Komm denn heran, Verräther, ich dürste nach Rache. Dein geschworener Feind Tsavellas."

Mit Recht hat Niebuhr den Bericht des Perrhäwos über

diese Ereignisse als einen wahrhaft thucidydeischen hingestellt. Hier ist noch echte antike Gesinnung, es ist der großartige Opfermuth für das Vaterland, dem alle andern Interessen weichen, der unserm weichen, rührseligen Geschlecht als Muster hingestellt zu werden verdient. Hier ist mehr als Wilhelm Tell, wenn man das Geschichtliche mit dem Mythos vergleichen darf. Photo wurde nun vor Veli, Ali's Sohn, gebracht, der ihm sagte, er werde ihn auf des Paschas Befehl lebendig rösten lassen. „Ich fürchte dich nicht", erwiderte der Knabe, „mein Vater wird mich rächen." Solcher Heldenmuth in so junger Seele machte auf Ali-Pascha einen tiefen Eindruck; er schonte das Leben Photo's, der am Ende des Krieges befreit und später einer der hervorragendsten Helden des Befreiungskampfes ward. Dagegen bereitete der Pascha voller Wuth wegen seiner Ueberlistung einen Hauptschlag gegen Suli vor, musterte seine Truppen, versprach jedem Erstürmer der Felsenburg 500 Piaster, und am 20. Juli 1792 rückten seine Truppen in die Thalschlucht des Acheron ein. Sie drangen weiter vor, als sie je gekommen waren. Bojia, der die Sulioten befehligte, ließ den Feind nach einem kurzen Scheingefecht bis zum dritten Thurm vorrücken, welcher das Défilé beschirmte. Nun aber ward das Signal zu dem allgemeinen Angriff gegeben, 400 Mann unter dem Befehl von Bojia's Sohn brachen aus einem Hinterhalt über die Angreifer her. Tsavellas, wüthend über das Schicksal, dem er seinen Sohn verfallen glaubte, stürzte mit allen seinen Gefährten herbei, und sein Weib Moscho, von den Weibern ihres Stammes unterstützt, rollte Steinmassen von der Höhe, welche für diesen Nothfall bereit gehalten wurden. Ein gleichzeitiger Ausfall der Garnison von Tichos schnitt den Albanesen ihre Rückzugslinie ab. Das Gemetzel wurde nun allgemein. Von 2000 Mann, die der Pascha gedungen hatte, entkamen nur

140, der Verlust der Sulioten belief sich auf einige hundert Mann. Die Leichname der Muselmanen warfen sie in den Acheron und bildeten eine Trophäe von den abgeschnittenen Köpfen der Feinde. Ali hatte dem Kampf von einem nahen Hügel zugesehen und floh nun wuthknirschend nach Janina. Um die Scham über seine Niederlage zu verbergen, befahl er, daß jedes Fenster bei seinem Einzug geschlossen werden solle, und blieb 14 Tage lang in der Einsamkeit seines Palastes vergraben. Seine Soldaten waren von Müdigkeit und Schrecken erschöpft und kehrten nur in einzelnen Haufen zurück, die Sulioten drangen ihnen bis in die Vorstädte von Janina nach. Hier trafen sie den Bischof, der im Namen Ali's kam, um Frieden zu bitten. Ali mußte den Sulioten das ganze Gebiet bis Dervistana, sechs Meilen von Janina, übergeben, alle Gefangenen ausliefern und für die türkischen Gefangenen eine Entschädigung von 1000 Piastern zahlen. Die Artikel des Vertrags wurden freilich nicht von ihm eingehalten. Doch hinderten ihn die wichtigen Veränderungen, die nun in der Türkei eintraten, einen neuen Angriff gegen Suli zu unternehmen. Er machte aus der Geduld eine Tugend, was er trefflich verstand. Er sorgte für seine Finanzen, raffte soviel Gold wie möglich zusammen und überbürdete die Albanesen mit Steuern. Da Kara-Mustapha von Skodra zum „Fermanli" erklärt wurde, stellte er sich als getreuer Vasall der Pforte ein, um den Proscribirten zu bekämpfen, und trug bei der Gelegenheit Ochrida, den wichtigen Knotenpunkt zwischen Konstantinopel und Mittelalbanien, als gute Beute davon. Die Unruhen zur Zeit der Regierung Selim's, die Gärung, welche die Französische Revolution in die unfertigen türkischen Zustände geworfen hatte, wußte er meisterlich zu benutzen. Der Friede von Campo-Formio lieferte den Franzosen die Jonischen Inseln aus. Am 5. Juli 1797 pflanzte General

Gentili die Tricolore auf den Wällen von Korfu auf. Damit bot sich für Ali's Intriguen ein weites Feld. Die Republik Venedig hatte bisher durch Waffen oder durch List die Paschas des Festlandes vom Meere fern gehalten. Seit der Schlacht von Lepanto hatte kein türkischer Bairak den Kanal von Korfu passirt. Eifersüchtig wachten die Dogen über der Freiheit der Adria. Die Republik hatte einen Ferman von der Pforte erhalten, daß in der Entfernung einer Meile von der See keine Festung an der epirotischen Küste erbaut werden dürfe, selbst das Zollhaus Ali's in Sokagora mußte unter diesen Umständen unbeschützt bleiben. Ali's Bemühungen waren deshalb zunächst dahin gerichtet, sich die Gunst der neuen französischen Herrscher zu sichern. Aus den Instructionen Napoleon's an den französischen Commandanten von Korfu ersehen wir, daß ihm diese Bemühung erleichtert werden sollte. „Indem Sie Ali-Pascha hindern, in das, was uns gehört, einzugreifen, Bürger General", schrieb Napoleon aus Mailand unterm 10. Nov. 1797 [13]), „müssen Sie ihn, soviel an Ihnen liegt, begünstigen. Es liegt im Interesse der Republik, daß dieser Pascha einen großen Zuwachs erhalte, seine Nebenbuhler schlage, um ein so bedeutender Fürst zu werden, daß er der Republik Dienste leisten kann. Die Etablissements, die wir innehaben, liegen so nahe bei ihm, daß es nie möglich ist, daß er aufhören kann, ein Interesse daran zu haben, unser Freund zu sein. Schicken Sie Genie- und Stabsoffiziere zu ihm, um sich einen Ueberblick der Lage, der Bevölkerung und der Gewohnheiten von Albanien zu verschaffen, lassen Sie geographisch-topographische Beschreibungen von diesem ganzen, jetzt für uns so interessanten Gebiet von Albanien bis Morea anfertigen, und richten Sie sich so ein, daß Sie von allen Intriguen, welche diese Völker theilen, unterrichtet sind. Es ist nothwendig, Bürger Ge-

neral, daß Sie alle die Völkerschaften, die Prevesa umgeben, caressiren, sowie im allgemeinen alle die, welche unsere Besitzungen begrenzen, und schon so wohl zu unsern Gunsten eingenommen zu sein scheinen." Ali fand sich in die neue Nachbarschaft auf den Jonischen Inseln anscheinend gut hinein. Er bewillkommnete den Gesandten Gentili's, Rosa, einen Mann, dessen Schwächen er rasch durchschaute, mit den höchsten Ehren, ließ sich die Tricolore von ihm anheften und verschaffte ihm dafür die Hand der Griechin Zoitza, des schönsten Mädchens von Epirus, mit der er im Palast Ali's seine Hochzeit feierte. Zugleich erfreute der Pascha das Herz seiner neuen französischen Freunde durch die eifrigsten Betheuerungen politischer Gesinnungsgenossenschaft. Er versicherte dem französischen Commandanten von Prevesa, er sei der treue Schüler der Jakobinerreligion, und verlangte dringend, in den Cultus der Carmagnole eingeweiht zu werden. Doch nur ein politisch Unmündiger konnte sich durch die anscheinende Treuherzigkeit und Naivetät des Tyrannen gewinnen lassen. Für Ali waren die Ideen von 1789 nur ein Mittel der Machtvergrößerung, über das er selbst lächelte, sobald er seiner nicht mehr bedurfte. Er erlangte von Gentili die Erlaubniß, den Kanal von Korfu passiren zu dürfen, rüstete schnell und geheim eine Expedition im Golf von Arta, ankerte am Osterabend 1798 in der Bai von Loukovo, ließ um Mitternacht während der Osterfeier durch seine Albanesen die christlichen Gemeinden Sanct-Basili und Novitza Buba, auf die er es schon lange abgesehen, überfallen, die Kirchen plündern, die Häuser einäschern, die Bewohner niedermachen und im Kloster Sanct-Basili Forts errichten, durch welche er die Meerenge von Korfu beherrschte. Seine Agenten in Konstantinopel ermangelten nicht, den Handstreich im günstigsten Lichte darzustellen; die Pforte fand sich bemüßigt, seine Heldenthaten gegen die

Ungläubigen durch Verleihung des Titels „Arslan“ zu belohnen.

Er schmeichelte sich vollends in die Gunst des Divans ein, da er sich erbot, an der Spitze eines albanesischen Hülfscorps zum Großvezier Hassein zu stoßen und im Verein mit den großherrlichen Truppen wider den Abtrünnigen Paswan-Oglu ins Feld zu ziehen. Vierzig Paschas aus Asien und Europa fanden sich damals unter den Wällen von Widdin zusammen, seit lange hatte der Sultan keine stattlichere Armee zu seinen Befehlen gehabt. Ali erschien mit 8000 Elitetruppen und wußte sich rasch bei Feind und Freund in Respect zu setzen. Wenn er die türkischen Zustände nicht schon längst in ihrer ganzen Fäulniß gekannt hätte, so würde ihm dieser Feldzug die Augen geöffnet und die Ueberzeugung verschafft haben, daß es nirgends leichter für die Theile ist, sich vom Ganzen loszulösen, nirgends ein kräftiger Sonderwille bessere Aussichten hat wie in der Türkei.

Uneinigkeit und Meuterei brachen im türkischen Lager aus. Paswan-Oglu hatte als Vertreter der alttürkischen Interessen die Sympathien eines großen Theils der Belagerer für sich. Die Nachricht von der französischen Expedition nach Aegypten steigerte die Rathlosigkeit im türkischen Lager. Ali, der den Bruch zwischen Frankreich und der Pforte voraussah, zeigte dem Großvezier Depeschen seines Sohnes Muktar, welche eine bedenkliche Gärung unter den Griechen meldeten und eine durch die Franzosen genährte Insurrection in Aussicht stellten. Die Bauern, berichtete Muktar, begönnen ein von dem Thessalier Rhigas ins Griechische übersetztes Lied zu singen, das man den Marseiller nennt. Der Consul von Arta habe 4000 Tricoloren an sie vertheilt.[14]) Auf diese Nachrichten hin erhielt Ali von dem türkischen Oberfeldherrn die Erlaubniß, nach Janina zurückzukehren.

Anscheinend stand er mit den Franzosen noch auf dem besten Fuße. Von Malta aus hatte ihm Napoleon einen seiner Offiziere, Lavalette, zugesandt und ihm sagen lassen, daß er nach den Diensten, die er den Franzosen leisten würde, nach seiner Bravour und seinem Muth belohnt und erhöht werden würde. „Mein sehr ehrenwerther Freund", schrieb der französische Feldherr unter dem 17. Juni 1798 [15]), „nachdem ich Ihnen meine Wünsche für Ihr Wohlergehen und die Erhaltung Ihrer Tage dargebracht, habe ich die Ehre Sie zu unterrichten, daß ich Ihre Anhänglichkeit für die französische Republik seit lange kenne. Dies ließ mich wünschen ein Mittel zu finden, Ihnen meine Achtung auszudrücken. Da die Gelegenheit mir günstig schien, beeilte ich mich Ihnen diesen Freundesbrief zu schreiben, und beauftragte einen meiner Adjutanten, Ihnen denselben zu bringen und eigenhändig zu überreichen. Auch habe ich ihn beauftragt, Ihnen gewisse Eröffnungen meinerseits zu machen, und da er Ihre Sprache nicht versteht, so wählen Sie gefälligst einen zuverlässigen und sichern Dolmetscher für die Unterredungen, die er mit Ihnen haben wird. Ich bitte Sie, allem, was er Ihnen meinerseits sagen wird, Glauben zu schenken und ihn mir rasch mit einer Antwort zurückzuschicken, die türkisch von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist." Ali gab sich eine Zeit lang die Miene, als sei er von den Vorspiegelungen des französischen Generals völlig gefangen. Er erklärte, als er von Widdin zurückkehrte, den französischen Behörden auf Korfu, daß er gesonnen sei, die strengste Neutralität zu halten. Dem Adjutanten Rosa veranstaltete er in Philates ein glänzendes Fest, mitten unter Freundschaftsbetheuerungen ließ er jedoch den Arglosen festnehmen, in Ketten legen und nach Janina schleppen. Dort erpreßte er durch Drohung und Folter genaue Kunde über die französische Truppenstärke von ihm und ließ ihn dann

unter dem Vorwande, daß er ein Spion sei, nach Konstantinopel schaffen. Er warf nun die Maske ab und marschirte im October 1798 nach Prevesa, das nur von 400 Einwohnern und 300 Franzosen unter General La Salcette vertheidigt war. Ignatius, der Erzbischof von Arta, ein Agent Ali's, hatte Zwietracht unter den Vertheidigern gesäet; als Ali in der Nacht vom 23. Oct. mit 5000 Albanesen zum Angriff schritt, ließen die Prevesaner ihre bisherigen Alliirten im Stich. Die Franzosen wehrten sich auf das heldenmüthigste, mußten aber zuletzt der Uebermacht weichen und capituliren. Die Stadt wurde zwei Tage der Plünderung und Verwüstung preisgegeben, die Bewohner büßten ihren Verrath aufs härteste, sie wurden wehrlos niedergemetzelt, selbst 200 Flüchtlingen, die nach Vonizza geeilt waren und sich durch Ignatius überreden ließen, zurückzukehren, wurden bei kaltem Blut ermordet. [16])

Das Blutbad von Prevesa lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Pascha von Janina. Die Pforte verlieh ihm den dritten Roßschweif; Admiral Nelson ließ ihm zu seinem Siege Glück wünschen. Für Ali's Ehrgeiz war die Einnahme von Prevesa jedoch nur der erste Schritt zu weitern Unternehmungen; er unterstützte die Russen und Türken bei der Belagerung Korfus, um selbst auf den Jonischen Inseln Posto zu fassen. Sein Versuch, bei Plaja die Meerenge von Santa-Maura zu passiren und sich der Insel zu bemächtigen, mislang jedoch durch das rechtzeitige Eintreffen eines russischen Geschwaders, und auch die von ihm beabsichtigte Ueberrumpelung Pargas ward durch den russischen Admiral Okzakow vereitelt. Ali mußte sich mit der Besetzung von Ganenitza und Butrinto begnügen, der Tractat vom März 1800, der die Unabhängigkeit der Jonischen Republik unter russisch-türkischem Schutz garantirte, setzte seinen Fortschritten gegen Westen ein Ziel. Um so

fester wurzelte nun der Entschluß in ihm, den gefährlichen Feind im Innern seines Reichs selbst, die Sulioten, zu unterwerfen, ehe er weitere Unternehmungen angriff.

Er entflammte den Religionsfanatismus seiner Albanesen, indem er ihnen vorstellte, daß die türkische Macht im Verfall sei, daß sich aber auf ihren Trümmern die Macht Albaniens erheben werde und es deshalb ihre Pflicht sei, die Feinde ihres Glaubens auszurotten. In dem gemeinsamen Haß gegen die Giaurs, das wußte er, begegneten und berührten sich selbst die sonst disparaten Elemente der Sunniten und Schiiten. Er betheuerte vor seinen durch Derwische und Scheikhs elektrisirten Albanesen, daß er keineswegs nach den irdischen Gütern der Christen lüstern sei und sich den Lohn, den er in der andern Welt für das auf Erden geleistete Gute erhalten werde, genügen lasse. Wenn er gesiegt, wolle er sich zum „Hadgi“ machen, eine „Tekka“ bewohnen und als Derwisch leben und sterben; solange es aber Christen auf der Erde gebe, wollte er nicht ruhen. Er schwor auf den Koran, daß er die Waffen nicht niederlegen werde, ehe er die Sulioten zu Rajahs gemacht, oder sterben wolle, und die vornehmsten Häuptlinge Albaniens folgten seinem Beispiel.

Er sammelte eine Armee von 10000 Mann und ließ geflissentlich solche Gerüchte verbreiten, daß es gelte, den Russen Korfu zu entreißen, die Franzosen aus Aegypten zu verjagen, um die Sulioten in trügerische Sicherheit zu wiegen. Dann aber wandte er sich plötzlich gegen Suli. Es war im Juni 1800. Er hatte den Suliotenchef G. Botsaris mit 25000 Piastern bestochen, daß er jede Besorgniß vor einem Angriff verscheuchte und ihm die Munition des Stammes in die Hände spielte. Die Sulioten wurden überrascht, aber sie ließen den Muth nicht sinken. An ihrer Spitze stand jener Photo, dessen Mannesmuth sich schon

früh in schwerster Noth bewährte, der wie Hannibal schon als Knabe den Eid ewiger Feindschaft gegen die Feinde seines Volks leistete und als Mann durch Tapferkeit und Gerechtigkeit so hervorleuchtete, daß seine Landsleute beim „Schwert des Tsavellas" zu schwören pflegten.

Ali's erste Angriffe wurden abgeschlagen, er beschloß, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln, und ließ schleunig eine Reihe befestigter Thürme am Ausgang der Berge errichten. Meilenweit im Umkreise wurde das Land an den Ufern des Acheron wüst gelegt, um den Belagerten keine Möglichkeit zum Fourragiren zu bieten.

Ali bewarb sich um die Unterstützung der benachbarten Paschas, sein heimlicher Gegner Ibrahim von Berat erschien wiederum mit 2000 Mann zum Succurs.

Um eine Diversion zu machen und einen Theil der Sulioten zu beschäftigen, griff dieser Kurillo, eine feste Position vier Meilen von Kiafa, an. Tsavellas, der an den bedrohten Punkt geeilt war, wurde, da die Sulioten nach heißem Kampfe siegreich vordrangen, aus einem Hinterhalte verwundet und sank zu Boden. Die Türken glaubten er sei gefallen und sammelten sich zu erneuetem Angriff. Als die Sonne sank und der Kampf unsicher schwankte, beschwor der verwundete Häuptling seine Gefährten, ihm den Kopf vom Leibe zu trennen und nicht zu dulden, daß derselbe dem Vezier als Trophäe überbracht werde. Endlich trennte die Nacht die Kämpfenden, die ermatteten Sulioten trugen ihren Führer blutend und schwer athmend nach Kiafa zurück.

Der Winter nahte heran und noch war die Felsenburg Suli unbezwungen. Im türkischen Lager herrschten Hungersnoth und Krankheit, die religöse Verpflichtung, welche die Albanesen beim Auszug übernommen hatten, hielt sie kaum noch unter der Fahne beisammen. Auf Bundesgenossen wie Ibrahim durfte Ali nicht mit Bestimmtheit zählen;

unter seinen Hülfstruppen zeigten sich Symptome bedenklicher Art, die Beis von Paramithia und Margariti begannen mit den heldenmüthigen Bergbewohnern zu sympathisiren, deren Widerstand sie doch nicht brechen zu können glaubten. Ali sah sich daher genöthigt, Friedensvorschläge zu machen, auf welche die Sulioten, da die Noth auch unter ihnen hoch gestiegen war, bereitwillig eingingen und 24 Geiseln nach Janina sandten, welche für die Aufrechterhaltung des Vertrags bürgen sollten. Kaum hatte der Tyrann jedoch eine so große Anzahl der gefürchteten Gegner in seinen Händen, als die Rachsucht seine Klugheit überwand, er ließ die Waffen der Sulioten, welche sie bei ihrer Ankunft in Janina an den Thorpfosten der Kirche aufgehängt hatten, ergreifen, die Geiseln selbst ins Gefängniß werfen und nach Suli melden, daß er sie sämmtlich tödten werde, wenn die Sulioten sich nicht unterwürfen. Diese Handlungsweise steigerte aber nur die Erbitterung seiner heroischen Gegner, sie erklärten, lieber wollten sie auf ihren Felsen verschmachten, als sich einem Scheusal wie Ali unterwerfen. [17])

Auch die Bestechungsversuche, die Ali an einigen der hervorragenden Anführer machte, blieben erfolglos. Dimo Zerwas, dem er 800 Börsen und die höchsten Ehren in Janina anbieten ließ, wenn er sein Volk verriethe, ließ ihm sagen: „Ich danke dir, Vezier, aber, bitte, behalte dein Geld, denn eine so große Summe vermöchte ich nicht einmal zu zählen, auch reicht sie nicht aus, einen Stein meines Heimatlandes zu verkaufen. Deine verheißene Ehre lockt mich nicht. Mein Reichthum und meine Ehre sind die Waffen, damit will ich meinen Namen unsterblich machen und mein süßes Vaterland schützen und ehren.“

Der unerschütterliche Patriotismus, die unbeugsame Haltung [18]) der Sulioten vermehrte den Ruf und die Achtung, die sie selbst unter ihren Gegnern genossen. Nach achtzehn-

monatlicher Belagerung leuchtete ihnen ein Moment der Erholung und Hoffnung. Gegen Ende des Jahres 1801 sagten sich die meisten epirotischen Beis, Ibrahim von Berat und Mustapha von Delvino an der Spitze, von Ali los, lieferten den Belagerten Lebensmittel und Munition, ja schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen. Die ätolischen Armatolis, unter Paläopulo und dem energischen Patrioten Blachawas, machten gemeinsame Sache mit ihnen; auch Kolokotronis aus Messenien eilte zur Hülfsleistung herbei. Die Macht des Veziers von Janina schien in ihren Grundfesten zu wanken. Aber Ali kannte seine Gegner. Aeußerlich zeigte er sich ruhig, doch im stillen entfaltete er eine staunenswerthe Thätigkeit, den Sturm zu beschwören. Seine Agenten mußten in Berat einen Aufstand anzetteln, der Ibrahim nöthigte, rasch heimzukehren, in Paramythia und Chamouri säete er Zwietracht durch sein Gold, der Offizier, der das Castell Delvino bewachen sollte, verrieth seinen Herrn Mustapha und lieferte den Platz, in dem sich sechs suliotische Geiseln befanden, im April 1802 dem Pascha aus. Ali ließ sofort vier der Gefangenen tödten, den Sohn des Dimo Drakos und den Bruder des Tsavellas verschonte er mit Rücksicht auf ihre Verwandten. Als aber Tsavellas dies vernahm, ließ er für die sechs Gefangenen eine Todtenfeier abhalten, „denn wer sich in den Händen Ali's befindet", erklärte er, „ist todt für mich". [19])

Durch Ali's energisches Auftreten wurde der Gegenbund zur Unterstützung Sulis im Keim erstickt. Die Blokade ward mit größerm Eifer wieder aufgenommen, alle Schrecken des Hungers und der Entbehrung kamen über die Belagerten. Obwol sie einen großen Theil der Wehrlosen, der Frauen und Kinder nach Parga und den Inseln in Sicherheit gebracht hatten, reichten doch bald die gesammelten Vorräthe nicht mehr für die Zahl derer aus, die er-

halten werden wollten. Die Belagerer hielten die Brunnen besetzt, man mußte von den Festungsmauern Schwämme an langen Fäden herablassen, um die wenigen Tropfen Wasser, welche in den Felsritzen blieben, aufzufangen. Sie kochten Gras und Wurzeln mit einer Hand voll Mehl und suchten so ihre abnehmenden Kräfte zu erhalten. In Kälte, Schnee und Regen hielten sie bei dieser elenden Nahrung aus; halb verschmachtet, mit tiefliegenden Augen und eingefallenen Zügen schienen sie wandelnde Leichen zu sein und erkannten sich selbst kaum wieder. Doch unter allen Entbehrungen, erzählt Perrhäwos, blieb ihr Sinn ungebrochen, ihr Haß gegen den Tyrannen schien an Kraft zuzunehmen, da ihre Körper in Schwäche zusammensanken, und selbst die Frauen des Stammes, wie sie trauernd in das Gesicht ihrer verschmachtenden Gatten blickten, flüsterten: „Tod, keine Unterwerfung." In der ärgsten Noth verleugnete sich der lebhafte Sinn, ja der Humor des Volksgeistes nicht. Als Ali in einer Proclamation 500 Piaster für den Kopf eines Sulioten bieten ließ, boten die suliotischen Führer 10 Patronen Pulver für den Kopf eines Türken. Als sich einer ihrer Esel verirrt hatte und in die Hände der Belagerer gefallen war, ließen sie denselben zurückfordern, indem sie ein Aequivalent versprachen; da die Türken darauf eingingen, schickten ihnen die Sulioten einen vor wenigen Tagen gefangenen Türken zurück und bemerkten, sie hätten Werth für Werth gesandt.

Wie es zu geschehen pflegt, daß in außerordentlichen Zeitläufen die Kräfte und Leistungen der Menschen über das Gewöhnliche hinausragen, so erschien in jenem großartig wilden Verzweiflungskampf der Sulioten jetzt eine Persönlichkeit, deren ganzes Wesen den Charakter des Uebernatürlichen und Wunderbaren trug. Dies war der Basilianermönch Samuel, ein kühner und energischer Fanatiker,

der sich die Neubelebung des suliotischen Widerstandes und den Kampf gegen Ali zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Er nannte sich selbst das „Jüngste Gericht" und hielt dem Volk in Predigten voll schauerlicher Sterbelust, den Verlust des Lebens als den Weg vor, „wo der Tod und die Natur mit Staunen die Creatur in unvergänglichem Ruhm wiedersehen würden". Das Volk nahm ihn wie einen Gesandten Gottes auf. Er ließ Schanzen anlegen und in Sanct-Paraskewi, zwischen Suli und Kiafa, eine neue Festung als beste Zufluchtsstätte für die Noth errichten. Zuweilen verschwand er, um sich auf die benachbarten Märkte zu begeben, Lebensmittel zu beschaffen, die er gegen Rosenkränze, Reliquien, Bilder eintauschte, und man sah ihn nach seiner Rückkehr stets unter den Vorposten, an den Stellen, wo die Gefahr am größten war.

Unter der Führung dieses geheimnißvollen Priesters wandte sich das Glück noch einmal den tapfern Vertheidigern Sulis zu. Ali erhielt von Konstantinopel, wo man auf die Vorgänge in Thesprotien aufmerksam geworden war, Befehl, einen Vergleich mit seinen Gegnern einzugehen, und ließ ihnen durch K. Botsaris Frieden anbieten, wenn sie Photo Tsavellas verbannten. Die Verdienste Photo's waren durch das neue Gestirn des Mönches verdunkelt worden, man war allzu leicht bemüht, den kühnen Hauptmann zu opfern. Die Aeltesten des Stammes beschworen ihn in einer geheimen Berathung, seine etwaigen persönlichen Wünsche dem Gemeinwohl nachzustellen und ihre Berge zu verlassen. Vergebens wies er auf die Gefahren hin, sie blieben hartnäckig. Da sagte er ihnen schweres Elend voraus, nahm Abschied, zündete sein väterliches Haus an, damit es nicht vom Feinde entweiht würde, und verließ, von wenigen Getreuen begleitet, seine heimatlichen Berge. Jetzt hatte Ali seinen Zweck erreicht und brach die Unterhandlungen mit den Sulioten ab. Dagegen ließ er dem Photo, auf dessen gerechten Unwillen

er rechnete, die glänzendsten Anerbietungen machen, er lockte ihn nach Janina, drang in ihn, seine Landsleute zu verrathen. Die Vorstellungen Photo's, daß er, ein einzelner Mann, an dem sich eben noch die wandelbare Volksgunst erprobt hatte, keinen bestimmenden Einfluß auf seine Nation haben könne, fruchteten nichts. Da versprach Tsavellas endlich, die Vermittelung, welche Ali von ihm verlangte, zu übernehmen. Er wollte versuchen, seine Landsleute zu überreden, daß sie auch die härtesten Bedingungen annähmen, falls es ihm nicht gelänge, machte er sich anheischig, nach Janina zurückzukehren. Er eilte nach Kiafa, wo es seine erste Sorge war, die List Ali's zu enthüllen und sein Volk zu beschwören, nur wenn man ihm die Unabhängigkeit ließ, Frieden mit dem Tyrannen zu machen. Vergebens drangen seine reuigen Freunde jetzt in ihn, zu bleiben und sie zu führen wie sonst, er hörte noch einen Augenblick verlangend auf ihre Vorstellungen, aber sein Ehre war dem Pascha verpfändet, ein anderer Regulus, riß er sich von den Seinen los und kehrte nach Janina zurück, wo ihn der erzürnte Pascha ergreifen und in Eisen legen ließ.

Drei Jahre hatte der ungleiche Kampf zwischen Ali und den Sulioten gedauert, noch im Sommer 1803 errangen die Belagerten unter Samuel's Führung einen glänzenden Erfolg, indem sie eins der neuerrichteten albanesischen Forts bei Villa in die Luft sprengten. Ali gerieth in die höchste Wuth über die Erfolge seiner Feinde, er mishandelte sein Weib Emineh, die ein Wort zur Vertheidigung der Sulioten fallen ließ, daß sie vor Schrecken starb; er schalt seine Söhne Weichlinge, weil sie den Widerstand eines so kleinen Haufens nicht brechen konnten. Endlich erreichte sein Gold, was seine Waffen nicht erreicht hatten. Es fand sich ein Judas unter den Belagerten, Pilio Gusi, ein Mann, auf dem der Vorwurf der Feigheit lastete, da er in einem

Treffen die Flucht ergriffen hatte. Nach suliotischem Brauch war er damit einem socialen Bann verfallen, seine Frau durfte an dem gemeinschaftlichen Brunnen, wo die Suliotinnen nach der Tapferkeit ihrer Männer sich reihten, erst ganz zuletzt nach den andern Wasser schöpfen. Er brütete Rache, und das erste Vergessen seiner Pflicht führte ihn zum Verrath am Vaterlande. Gegen das Versprechen von 10 Börsen und die Befreiung seines gefangenen Sohnes führte er in der Nacht vom 25. auf den 26. Sept. 1803 200 Türken auf geheimen Pfaden nach Suli, wo sie sich in seinem Hause verbargen. Als Veli, Ali's Sohn, am Morgen des 26. Sept. von allen Seiten Sturm laufen ließ, brachen die Versteckten hervor und fielen den wenigen Vertheidigern in den Rücken; nach kurzem, heißem Kampfe mußten die Sulioten weichen und sich nach Sanct-Paraskewi zurückziehen, wo der Mönch Samuel die Kreuzesfahne entfaltet und alles zum letzten Verzweiflungskampf vorbereitet hatte. Da Ali die Belagerten nicht zum Aeußersten treiben wollte, so entließ er nun Tsavellas unter dem Beding aus dem Gefängnisse, daß er seine Landsleute zur gutwilligen Niederlegung der Waffen und Auswanderung bewege.

Aber Tsavellas benutzte die geschenkte Freiheit nur, um nach Parga zu eilen und mit den Parganioten zu unterhandeln, daß sie Weiber und Kinder seines Stammes bei sich aufnähmen. Er gedachte den Tyrannen zu überlisten und wenn er die Wehrlosen in Sicherheit wußte, den Kampf von neuem aufzunehmen. Allein die Unterhandlung mit den Parganioten zog sich in die Länge, man wies ihn nach Korfu, und ehe von dort Entscheidung kam, war es zu spät geworden, sein Plan ward an Veli und Ali verrathen, es blieb ihm nichts übrig, als nach Sanct-Paraskewi zurückzukehren, um im Verein mit dem Mönche die letzte freie Stätte in den Bergen zu behaupten. Hier kämpften diese Tapfern, bis

jede Möglichkeit des Widerstandes geschwunden war und ihnen Veli, der feindliche Führer, voll Verwunderung über ihren Muth, eine Capitulation bewilligte. Am 12. Dec. 1803 verließen sie die Heimat, die Hauptschar unter Tsavellas, Drakos und Serbas zog nach Parga, eine zweite unter Kutsonikas und Botsaris nach Tsalongo und eine dritte nach Reniassa.

In Paraskewi war nur der Mönch Samuel mit fünf Gefährten zurückgeblieben. Er sollte die Capitulation abschließen und die Summe in Empfang nehmen, welche der Feind für die noch in Sanct-Paraskewi vorräthige Munition versprochen hatte. Zwei Türken und ein Secretär Ali's waren zugegen, um den Handel abzuschließen. „Und nun", sagte der Secretär zu Samuel, da er ihm das Geld ausgezahlt, „welche Strafe, Mönch, glaubst du, daß der Vezier dir zugedacht hat, da du dich so thöricht in seine Hände geliefert?" „Er kann keine verhängen", erwiderte Samuel, „die einen Mann schreckt, der das Leben lange gehaßt hat und den Tod so verachtet." Zugleich sprang er auf, feuerte sein Pistol in den Pulverkasten, auf dem er gesessen hatte, eine furchtbare Explosion erfolgte, der Mönch und die Türken wurden in den Ruinen Sanct-Paraskewis begraben. Ein Grieche, der während der Verhandlungen an der Thür gestanden, entkam; vom Körper des heroischen Mönchs war keine Spur zu finden.

Für Ali ward die letzte Heldenthat Samuel's ein Vorwand, die Capitulation mit den Sulioten als gebrochen zu erklären. Eilig setzte er den Abziehenden nach, und nur dem Tsavellas, der seinen Zug in Ahnung des Kommenden beschleunigt hatte, gelang es, Parga ohne großen Verlust zu erreichen. Der zweite Haufe der Sulioten, der nach Tsalongo gezogen war, glaubte durch die feste Lage des Orts geschützt zu sein, der, wie Suli, auf einer Klippe hoch über dem Acheron gelegen und nur durch einen schmalen Pfad

zugänglich war. Zwei Tage lang schlugen sie in dieser vortheilhaften Stellung die Angriffe der Türken zurück. Aber ihre Lebensmittel und ihr Pulver gingen nun zu Ende, dem Feinde gelang es, sich der Quelle zu bemächtigen, von wo sie Wasser holten. Die Frauen waren die ersten, welche die Hoffnungslosigkeit der Lage durchschauten, 60 von ihnen nahmen ihre Kinder in die Arme und eilten auf einen Felsvorsprung, der in luftiger Höhe den Acheron überhing; tief unter ihnen schäumte der Strom, doch in solcher Tiefe, daß sein Rauschen kaum vernehmbar war. Hier hielten sie einen kurzen Rath, umarmten ihre Kinder zum letzten mal und schleuderten sie in den Abgrund, dann reichten sie sich die Hände, begannen die Romaïka zu tanzen, und singend sprang eine jede, wie die Reihe sie traf, von der schwindelnden Klipppe herab. Die in Tsalongo Zurückgebliebenen suchten sich durch einen nächtlichen Ausfall zu retten; aber der Feind war auf der Hut und überwältigte sie nach einem entscheidenden Ringen; von 800 erreichten kaum 150 das befreundete Parga.

Von Tsalongo wandte sich Ali gegen Reniassa, wohin die Weiber und Kinder von 20 Suliotenfamilien geflüchtet waren. Auch diese Wehrlosen wurden ein Opfer der über den Widerstand Sulis erbitterten albanesischen Soldateska; Despo, die Witwe des Sulioten Botzis, vertheidigte sich mit ihren Töchtern und Enkelinnen in dem Thurm Kula, und alle sprengten sich, da sie nicht lebend in die Hände des verhaßten Gegners fallen wollten, in die Luft. Der letzte Rest, eine Schar von 1000 Sulioten, die sich unter K. Botsaris nach dem Kloster Seltso zurückgezogen hatten, leisteten vom Januar bis zum April 1804 energischen Widerstand gegen Ali's Unterbefehlshaber; allein auch sie erlagen nach blutigen Kämpfen der Uebermacht, nur 45 schlugen sich unter Botsaris nach Parga durch, die andern kamen

durch das Schwert des Feindes und in den Wellen des Achelous um.

Der Vernichtungskampf, den Ali gegen die Sulioten geführt, verlieh ihm erneuen Ruf unter den Muselmanen. Sultan Selim ernannte ihn zum „Rumili Valesi“ und übertrug ihm die wichtige Aufgabe, Macedonien und Thrazien von den „Kersaliden“, den Räuberbanden, zu säubern, die bis Philippopolis und Pelagonien streiften und überall den Verkehr unterbrachen. Mit 10000 Albanesen rückte Ali im Frühjahr 1804 nach Monastir, scheuchte die Räuber aus ihren Schlupfwinkeln und erlebte die Genugthuung zu sehen, daß sich die Contingente von Delvino, Skodra, die Spahis von Thessalien, zwei Drittel der Paschas der Europäischen Türkei unter seinen Fahnen sammelten. Mit 80000 Mann erschien er vor den Thoren von Philippopel, statuirte ein strenges Exempel an den gefangenen Kersaliden und ließ die Paschas von Naskup und Smokova, welche das Banditenwesen unterstützt hatten, hinrichten. Doch eine Meuterei unter seinen Truppen, welche seine Feinde im Divan angestiftet hatten, zwang ihn, über den Verdar zurückzugehen, und er kehrte, mit Beute beladen, nach Janina heim.

Obwol er hinreichende Veranlassung hatte, sich über das Uebelwollen der Pforte zu beschweren, die nun eilig einem seiner Gegner, dem Vezier von Skodra, das Vezierat Rumili übertrug, so heuchelte er äußerlich den tiefsten Respect. Die Klugheit gebot ihm, eine Zeit lang den getreuen Diener des Divans zu spielen. Als solcher trat er den Unternehmungen der griechischen Klephthen entgegen, die im Sommer 1805 eine planmäßigere Gestalt gewannen. An der Brücke von Pravi bekämpften seine Truppen den Klephthenhäuptling Nikotsaras, der von Allassona aufgebrochen war, um sich mit den aufständischen Serben zu vereinigen. Die Griechen schlugen sich zwar nach dreitägigem Kampfe durch,

sie rissen die Ketten, an welchen die Brücke hing, los, schleuderten dieselbe in den Karasu und eilten weiter nach Norden. Aber am Rhodopegebirge verrannte ihnen eine andere Truppe Ali's den Weg, sie mußten unverrichteter Dinge zurückkehren. In weiter Ferne, von Saint-Cloud aus belobte Napoleon die Politik seines alten Bundesgenossen Ali. „Man muß sich bemühen", ließ er ihm durch Talleyrand schreiben, „die Serbier zu bändigen und die Griechen niederzuhalten, welche die wahren Hülfstruppen Rußlands sind." [20])

Ali durfte darauf rechnen, daß sein Diensteifer belohnt werde; der Krieg, der im December 1806 zwischen der Pforte und Rußland ausbrach, mußte den Werth seiner treuen Gesinnung erhöhen. Man verlieh seinen Söhnen Beli und Muktar auf Verwendung der französischen Gesandtschaft die Paschaliks Morea und Lepanto. Man litt es, daß er die türkische Garnison aus Prevesa trieb und die Stadt mit seinen Truppen besetzte, daß er Vorbereitungen traf, um sich mit Hülfe der Franzosen in den Besitz der Jonischen Inseln zu setzen. Die Belagerung Santa-Mauras, die er im Sommer 1807 unternahm, blieb freilich erfolglos, da der Friede von Tilsit Ali die gehoffte Beute entriß. [21]) Vergebens ließ er nun durch seine Agenten darauf antragen, daß Napoleon ihn als Vasall des französischen Reichs aufnehme, unter der Bedingung, daß ihm die Jonischen Inseln als erbliches Fürstenthum zugesprochen würden. Napoleon ließ ihm trocken zurückmelden, er wolle nichts mehr von ihm hören, falls er aber künftig wieder wage, die zwischen Frankreich und der Pforte bestehenden Capitulationen zu übertreten, so werde er ihn vom Großherrn züchtigen zu lassen wissen.

Ali ließ den französischen Consul Pouqueville rufen und suchte ihm seinen Ingrimm zu verbergen. „Bonaparte", sagte er, „ist böse über mich, schreibe, ich bitte dich, seinem Minister, daß, wenn dieser große Mann mich zur Thür hinaus-

jagt, ich durch das Fenster wieder hineinkomme, denn ich will als sein Diener sterben."

In seinen Hoffnungen auf die Jonischen Inseln getäuscht, machte Ali sich mit verdoppeltem Eife daran, seine Herrschaft auf dem Continent zu befestigen und auszudehnen. Er unterdrückte die nationale griechische Bewegung, die im Sommer 1807 unter Blachawa's Leitung auf dem Olymp begonnen hatte; den gefangenen Anführer selbst traf ein qualvolles Los. [22])

Da ihn Napoleon überlistet hatte, begann er sich jetzt den Gegnern Frankreichs zuzuwenden, um zu versuchen, ob er durch sie das Ziel seiner Wünsche erreiche. Im Sommer 1809 verabredete er mit englischen Agenten einen combinirten Operationsplan, er wollte, während die Engländer gegen die Jonischen Inseln vorgingen, Ibrahim von Berat angreifen, die Küste von Epirus sichern und so eine Unternehmung gegen Korfu unterstützen. Seit 40 Jahren hatte der Gedanke, Rache an Ibrahim zu nehmen, seine Seele erfüllt; er hatte sich so weit zu verstellen gewußt, daß er die Hand der Töchter Ibrahim's für seine Söhne begehrte und erhielt, aber er hatte es nicht vergessen, daß jener einst der begünstigte Brautwerber gewesen war und ihn, den misachteten „Liapen", verdrängte. Ohne auf die Vorstellungen seiner Söhne und die Drohungen der Pforte zu achten, ließ er Ibrahim durch einen albanesischen Condottiere, Omer Vrionis, in Berat belagern, die furchtbare Wirkung der Congreve'schen Raketen, die Ali von den Engländern erhalten hatte, zwangen Ibrahim zur Capitulation; Ali eilte unter dem Vorwande, er möchte zwischen ihm und Omer vermitteln, herbei, zwang den alten Mann, sich nach Aulona zurückzuziehen, und setzte Omer an seine Stelle ein. Bei der Ankunft eines Boten aus Konstantinopel mit einem drohenden Ferman spielte er dann eine treffliche Rührscene.

Er küßte den Ferman, legte ihn aufs Haupt und vergoß Thränen, als derselbe verlesen ward. Die Feinde des Sultans, so betheuerte er, seien in ihrer Bosheit so weit gegangen, Ibrahim zu belagern, da sei er zu Hülfe gekommen, habe die Belagerung aufgehoben und Ibrahim sicher nach Aulona gebracht.

Diese Auffassung eigneten sich alle Vorstände des Landes in einem Exposé an, worin sie dem Sultan berichteten, Ibrahim habe in Gemeinschaft mit den Franzosen Verrath gesonnen, sie hätten ihn deshalb belagert, aber Ali habe ihn aus ihren Händen gewonnen und nach Aulona geführt. Die Pforte sah, daß es sich um eine vollendete Thatsache handle, Ali's Gold that den Rest, sie schwieg.

Nicht so ruhig waren aber die Franzosen gewillt, dem Schalten Ali's zuzusehen. Während sich der Vezier mit den Engländern alliirte, entwarfen die französischen Generale einen Operationsplan, der von der Pforte sanctionirt wurde. Ali sollte zugleich von Korfu aus und von der dalmatischen Grenze durch Marmont angegriffen werden. Doch der Rückzug Masséna's aus Portugal, die Unfälle in Spanien bewogen Napoleon, die Truppen Marmont's zur Verstärkung nach dem Westen abzurufen.

Dem mistrauischen Herrscher von Epirus waren die Bewegungen der Gegner, die Plane, die man gegen ihn schmiedete, nicht entgangen. Der unglückliche Ibrahim mußte seinen Zorn entgelten. Ali ließ ihn in seinem letzten Asyl Aulona überfallen, bis in die Berge Liapuriens verfolgen, ergreifen und nach Janina schleppen, wo er bis ans Ende seines Lebens gefangen blieb. Ein Vezier in den Fesseln eines andern, das war in den Annalen des türkischen Reichs unerhört! Ali aber besänftigte den Zorn des Divans durch Geschenke, und schon war seine Macht eine so gewaltige geworden, daß man zu Konstanti-

nopel für räthlich erachtete, dieselben dankbar anzunehmen und die Strafe zu verschieben. Alle Paschas von Albanien, alle Häupter der griechischen Klephthen huldigten jetzt dem Satrapen.

Es blieben nur noch Mustapha-Pascha von Delvino, die Städte Argyro-Castro und Gardiki sowie die Liapenhäuptlinge zu unterwerfen, welche gemeinsame Sache mit ihnen gemacht hatten. Ali eroberte Delvino, nachdem er seine Gegner geschlagen, nahm zwei Söhne von Mustapha gefangen und zwang ihn selbst eine Zuflucht in Gardiki zu suchen. Dann wandte er sich gegen die Stadt Argyro-Castro, die durch ihre natürliche Lage gesichert zu sein schien, da die Häuser vereinzelt hoch über der Thalsohle auf den Abhängen und Vorsprüngen der umgebenden Berge lagen, und jedes für sich als eine Festung gelten konnte. Die Argyro-Castriten hatten denn auch den Paschas von Delvino gegenüber bisher ihre Unabhängigkeit als eine Art aristokratischer Republik stets gewahrt. Daneben aber hatten freilich die Privatfehden, welche vermöge der Erblichkeit der Blutrache überkommen oder von den Adelichen aus freiem Antriebe angezettelt wurden, nie unter ihnen geruht.

In einem jener vereinzelten Häuser, deren Bauart schon darauf hinwies, daß sie zum Schutz für schlimme Zeiten bestimmt seien, saß oft der Herr, welcher einem Mächtigern Blut schuldete, sein Leben lang, ohne es jemals zu verlassen, eine allgemeine Waffenruhe gehörte zu den Ausnahmen, selten verlief ein Tag, wo nicht zwei feindliche Häuser einander bekriegten. Zuweilen lief aber die Kriegsfurie auch durch die ganze Stadt; denn neben den Privatfeindschaften bestanden auch politische Parteiungen, in der Regel zwei; nur wenn es die auswärtigen Interessen der Stadt erforderten, schwiegen die Privatfehden, um nach Beendigung des äußern Conflicts von neuem zu beginnen.

So einigten sich auch alle Parteien, als Ali nach der Einnahme von Delvino im Jahre 1812 gegen ihre Stadt vorging. Er hatte schon lange vorher auf einem in der Ebene befindlichen Hügel Argyro-Castro gegenüber eine kleine Festung bauen lassen, deren Besatzung dazu bestimmt war, die Stadt zu plagen, ihr die Zufuhr aus dem Thal abzuschneiden, das Weidevieh wegzutreiben, den Ackerbau zu behindern. Sie trieb ihr Geschäft bald schärfer, bald lässiger, auch setzte sie es ganz aus. Solche Gewaltacte führten natürlich zu häufigen Scharmützeln zwischen den Angreifern und den herbeieilenden Städten, sodaß sich beide Theile in fortwährendem Kriegszustande befanden. Gleichwol löste man in der Stadt, wenn Ali das Thal passirte, stets ein paar Kanonen zu seiner Begrüßung als großherrlicher Wali, und viele Castriten traten in seine Dienste.

Diesen letzten Umstand benutzte Ali, um sich der Stadt zu bemächtigen. Als ihm der richtige Zeitpunkt gekommen schien, erhöhte er plötzlich unter dem Vorwande eines fernen Unternehmens den Kriegssold um das Doppelte und ließ dies besonders in Argyro-Castro bekannt machen. Er erhielt großen Zulauf aus der Stadt, und nun gelang es ihm, dieselbe ohne Schwierigkeit zu besetzen, weil die Zurückgebliebenen sich nicht stark genug fühlten, um Widerstand zu leisten.

Einmal im Besitz, suchte sich Ali nach gewohnter Art zu befestigen. Mehrere der angesehensten Familien wurden in entfernte Orte exilirt und ihnen der Tausch ihrer Güter gegen andere geringere aufgezwungen. Auf einem Vorsprung, welcher die beiden Hälften der Stadt voneinander trennt, erbaute Ali eine Citadelle im venetianischen Stil, die er mit ungeheuern Kasematten versehen ließ. Freilich baute er in seiner heftigen, nachlässigen Art, sodaß dies Werk das Schicksal seiner sämmtlichen Bauten hatte und rasch zur Ruine ward. Statt die Steine innerlich zu verbinden,

welche die Außenflächen einer Mauer bilden, ließ man jede Außenfläche sozusagen als Mauer für sich bestehen, schichtete die dazugehörigen Steine gesondert aufeinander und füllte den Zwischenraum durch kleinere Steine aus, ohne darauf zu denken, ob das Bindemittel Kalk oder mit Wasser genetzte Erde war. Man nahm zum Holz Zuflucht, um solchen Mauern einige Festigkeit zu geben, und mauerte gewöhnlich in einem Abstand von drei oder vier Fuß auf jeder Fläche eine fortlaufende Reihe dünner Balken ein, welche unter sich durch hölzerne Querbänder verbunden wurden; diese Holzleitern sollten das Gerippe der Steinmauern bilden. Oft genug fiel später die eine Fläche solcher Mauern ein, während die andere stehen blieb, oder die eine blieb glatt, während die andere Ausbauchungen zeigte.

Ali trieb den Bau der Festung von Argyro-Castro mit solcher Eile, daß dieselbe nebst einem großen Serail und den andern nothwendigen Gebäuden innerhalb ihrer Mauern in anderthalb Jahren fertig war. In den Bewegungen des alternden Tyrannen trat überhaupt eine krampfhafte Hast zu Tage, gleichsam als fürchte er, daß ihm nicht vergönnt sei, Dauerndes zu gründen und daß er das, was er begann, nicht zu Ende führen könne. Der Moment war nun gekommen, um die lange verschobene Rache an Gardiki zu vollziehen. Auch Gardiki hatte eine natürlich feste Lage. Es lag auf einem Berge von konischer Form und bestand aus Häusern, die solide in crenelirten Steinen errichtet und mit Schießscharten versehen waren; es waren ebenso viel kleine, gut verproviantirte Festungen, die man belagern mußte. Außer Mustapha befand sich ein geheimer Gesandter, der aus Konstantinopel geschickt war, in Gardiki, um zu Widerstand aufzuflammen. Chaïnitza, die in ihrem Serail Libakovo den Tod ihres Sohnes betrauerte, stachelte auf der andern Seite Ali an. Die Belagerung zog sich in die Länge,

aber die Gardikioten, gewohnt an ländliche Beschäftigung und freie Viehzucht in den Bergen, fühlten sich beengt, Symptome von Entmuthigung zeigten sich unter ihnen. Athanasi Baja, einer von Ali's tüchtigsten Offizieren, nahm durch Ueberfall eine strategisch wichtige Meierei, welche einen großen Theil der Stadt beherrschte. Die Gardikioten zogen sich in ein Stadtviertel, das vom Feinde noch unbesetzt war, zurück und unterschrieben hier eine Unterwerfungsurkunde. Zweiundsiebzig Geiseln, darunter Mustapha-Pascha, wurden unter guter Escorte nach Janina geführt. Ihr Weg war mit Blumen geschmückt. In Janina empfing man sie mit Musik und Freudenjubel. Ali, der sie erwartet, ging ihnen selbst entgegen, hob sie auf, da sie sich niederwarfen, und richtete nur einige Worte des schwachen Tadels an sie, um sie in trügerische Sicherheit einzuwiegen. Es war eine seiner gewöhnlichen raffinirten Listen. In der Nacht vom 6. auf den 7. März 1812 ließ er sie durch Meuchelmörder angreifen, sie aber rotteten sich zusammen, gaben Feuer an die Angreifer und jagten dieselben in die Flucht. Bei Tagesanbruch ließ ihnen Ali die Waffen abfordern und sie unter dem Vorwande, sie hätten versucht zu entweichen, in die Gefängnisse des Klosters Sotiras inmitten des Sees schaffen. „Mein Sohn“, äußerte er, Thränen im Auge, zu Pouqueville, „das Schicksal ist erfüllt, meine Feinde konnten ungeachtet ihres letzten Versuchs zur Flucht meine Gnade doch nicht erschüttern, ich behalte sie in meiner Gewalt, ohne sie zu verderben. Glaube mir, mein lieber Consul, und vergiß deine Vorurtheile gegen mich. Ich werde dich nicht mehr bitten, mich zu lieben, ich werde dich dazu nöthigen, indem ich von nun an ein ganz anderes System zu wählen entschlossen bin. Meine Feinde sind in meiner Gewalt, ich werde sie durch Wohlthaten demüthigen. Gardiki soll die Blume von Albanien werden, und in Argyro-

Castro will ich meine alten Tage verleben. Dies sollen meine letzten Entwürfe sein, und könnte ich Parga noch erlangen, so wären meine Wünsche erfüllt. Ich darf dich, mein Sohn, nicht bitten, mich auf der Reise, die ich vorhabe, zu begleiten, die Witterung ist zu schlecht. Schreibe alles, was du gehört hast, deinem Gesandten, denn meine Feinde werden mich in Konstantinopel verleumden, und es ist gut, wenn ihnen die Wahrheit zuvorkommt."

Der Consul machte sich keine Illusionen, da er diese schönklingenden Versicherungen erhielt. Nachdem Ali mit seiner Schwester in Libakovo Rücksprache genommen hatte, eilte er nach Gardiki, um seine großmüthigen Absichten auszuführen. Auf dem Schloß Chendria am rechten Ufer des Celydnus ließ er sein Tribunal errichten. Herolde verkündeten in seinem Namen den Gardikioten eine allgemeine Amnestie und forderte alle männlichen Bewohner von zehn Jahren an auf, sich nach Chendria zu begeben, um aus dem Munde des Veziers selbst die Acte zu vernehmen, die sie zum Glück zurückriefe. Trotz dieser schönen Worte herrschte Bestürzung in der Stadt. Die Moscheen waren mit Greisen und Jünglingen gefüllt, welche Gott und seinen Propheten anriefen, die Frauen jammerten und sagten ihren Männern ein schmerzliches Lebewohl.

Als die Gardikioten in Chendria erschienen und sich dem Tyrannen zu Füßen warfen, schien dieser weich zu werden, Thränen traten in seine Augen, er beruhigte sie, nannte sie seine lieben Kinder. Er forderte sie schließlich auf, sich in den Hof des benachbarten Chan Valiara zu begeben, wo er über ihr Schicksal definitiv entscheiden wolle. Dorthin wurden die Gardikioten, einer nach dem andern, von seinen Leibwächtern geführt. Ali prüfte den Hof mit den Augen, er versicherte sich, daß kein Ausweg möglich ist, und ließ dann 666 der Gefangenen in den geschlossenen Raum schaffen.

Hierauf eilte er an der Fronte seiner Truppen vorbei, entriß einem Soldaten den Carabiner und rief mit weithin hallender Stimme: „Vras!“ (Tödte!) Doch die Mohammedaner blieben unbeweglich, ja ein dumpfes Murren lief durch ihre Reihen, sie erklärten, daß sie ihre Hände nicht in das Blut von Muselmanen tauchen wollten. Auch das „schwarze“ Corps der Mirditen weigerte sich, den Befehl gegen die Wehrlosen auszuführen, sie verlangten, daß man den Gardikioten ihre Waffen zurückgebe. Dann wollten sie unter gleichen Bedingungen mit ihnen kämpfen. Ali schäumte vor Wuth, er glaubte auf die Rache verzichten zu müssen, da bot sich der Grieche Athanasius Vaja zum Werkzeug an und stürzte sich mit den griechischen Truppen gegen die Mauern des Chans. Plötzlich sehen die unglücklichen Gefangenen auf den Mauern des Hofs einen Schwarm Bewaffneter erstehen, die auf sie anlegen, und als Ali mit geschwungener Streitaxt das Zeichen gibt, eine mörderische Salve abgeben; andere sind am Fuß der Mauer mit Laden beschäftigt, und reichen den oben Befindlichen die Waffen, um ein vollkommenes Rollfeuer zu unterhalten.

Die Eingeschlossenen suchen sich jammernd einer hinter dem andern zu bergen, sie greifen nach Steinen, um ihr Leben theuer zu verkaufen, und verwunden auch wol einige der Mörder; aber allmählich verstummen Lärm und Widerstand, die Ruhe des Kirchhofs lagert sich über dem Hofraum, wo nahe an 700 Leichen die furchtbare Rache Ali's bezeugen. Man ließ sie unbeerdigt liegen, vermauerte die Thür und setzte die Inschrift darüber: „So mögen alle Feinde von Ali's Hause untergehen.“

Auch die Geiseln, die er im Kloster Sotiras gefangen gehalten, ließ Ali am selben Tage hinrichten. Den Frauen und Mädchen blieb das Schändlichste nicht erspart, sie wurden der rohen Soldateska preisgegeben, vor Chaïnitza geschleppt,

die ihnen unter Verwünschungen und Mishandlungen die Haare abschneiden und damit die Kissen ihres Divans stopfen ließ. Dann verkündeten öffentliche Ausrufer, daß niemand die Frauen und Mädchen Gardikis beherbergen dürfe, daß sie in die Wälder gejagt und dort den Raubthieren oder dem Hungertode preisgegeben werden sollten. Es liegt etwas Tragisches in diesem furchtbaren Vollzug alter Vergeltung, und dunkel gemahnt die Gestalt Chaïnitza's an die Chriemhieldens unserer nordischen Sage.

Nur eine befreundete Familie ließ Ali verschonen, doch er verbot, daß, solange seine Dynastie herrsche, ein einziges Haus an jener Stelle erbaut werde. Heutzutage sind die Spuren der Rache vertilgt, von neuem blüht der Ort, den das Anathem der Geschwister traf, durch die Nachkommen jenes verschonten Geschlechts und neuen Zuzug ergänzt, ein Beweis, daß der allgemeine Zug des Lebens in der Menschengeschichte stärker ist wie der Zerstörungstrieb einzelner. Auch das furchtbare Schicksal, welches eine ganze muselmanische Stadt betroffen, vermochte den Divan nicht zur Thätigkeit anzuspornen; vielmehr ließ er sich jetzt, wo die große europäische Politik einen Umschwung erlitt und Napoleon's Stern erblich, von den englischen Vorstellungen zu Gunsten des Tyrannen umstimmen. Ali hatte sich ihnen, wie Hughes [23]) berichtet, in der Noth allzu nützlich erwiesen, als daß sie ihn jetzt im Glück vergessen sollten. Dieser Gunst der englischen Regierung sollte Ali den letzten Punkt, der ihm auf dem epirotischen Festlande zu erobern blieb, Parga, verdanken. Parga liegt etwa in gleicher Höhe mit Cap Bianco, der Südspitze Korfus, auf einer felsigen Halbinsel, die das Meer von drei Seiten umspült. Nach der Landseite ist es von den blühendsten Gärten umgeben, Obstbäume, Orangen und Limonen erfüllten das ganze Weichbild der Stadt bis zu den Bergen von Thes-

protien. Die Bewohner hatten sich niemals unter den Halbmond gebeugt, sie hatten sich seit 1401 unter venetianischen Schutz gestellt und seitdem alle Angriffe der Türken und der benachbarten Paschas ebenso tapfer zurückgeschlagen wie die Sulioten. Ali hatte den französischen Generalen auf Korfu unter den verschiedensten Vorwänden das Ansinnen gestellt, ihm Parga auszuliefern, das seit der Besiegung Sulis ein Hauptgegenstand seiner Begehrlichkeit war. Gemessene Befehle Napoleon's verboten ihnen jedoch, diesen Eröffnungen Gehör zu geben. Ein Handstreich, den Ali im Februar 1814 gegen den Platz versuchte, blieb erfolglos, die Parganioten und Franzosen waren auf ihrer Hut und wiesen die Angreifer mit blutigen Köpfen zurück. Ali wälzte sich bei dieser Kunde wüthend auf dem Sofa hin und her, er beschwor den englischen Consul Foresti, ihn bei einem neuen Angriff mit britischen Truppen zu unterstützen, er wolle dann auch alle Bewohner des Orts niedermachen.

Doch Foresti handelte als Ehrenmann und machte mit dem englischen General Campbell aus, daß Parga, wenn es die Franzosen räumten, von den Engländern militärisch besetzt und politisch unabhängig erhalten bleiben sollte.

Da bald darauf die Ereignisse völlig gegen Napoleon entschieden, überlieferten die Parganioten ihre Stadt von selbst den Engländern und halfen denselben, die französische Garnison zu überrumpeln. Drei Jahre stand Parga unter englischem Schutz, man nahm allgemein an, daß es zu der Ionischen Republik gehöre. Freilich erwähnten die Verträge Pargas nicht ausdrücklich, aber man hätte füglich erwarten dürfen, daß England als christliche Macht sich selbst das Recht vorbehielt, Parga zu schützen, auch wenn man vom Rechtsstandpunkte ganz absah und es ignorirte, daß Parga wol venetianisch, aber niemals türkisch gewesen war. Allein was wogen Recht und Pflicht in der Wagschale einer

Politik, die sich nur nach den nächsten hausbackenen Interessen richtete? Der Hergang des Verkaufs von Parga, lange genug in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, liegt jetzt klar vor Augen. Ali's Gold war die bewegende Kraft, um die sich alles in diesem widrigen Handel drehte. Ali wußte es durchzusetzen, daß die Pforte in das englische Protectorat über die Jonische Heptarchie nur unter der Bedingung einwilligte, wenn ihr Parga ausgeliefert würde. Ein geheimer Vertrag setzte weiter fest, daß die Pforte Parga ihrem getreuen Vasallen Ali übergeben solle. Die Engländer, die von jeher nur dem greifbaren Nutzen, nur der Macht des Goldes gehuldigt haben, begnügten sich damit, Ali gegenüber eine Clausel zu Gunsten der Parganioten zu stipuliren, wonach denselben als Ersatz für das verlorene Vaterland eine Geldentschädigung zutheil werden sollte. Die englischen Sachverständigen schätzten den Gesammtwerth von Parga auf 500000 Pfd. St., Ali's Unterhändler nur auf 50000 Pfd. St., und nachdem man hin und her geschachert, wie es bei Krämergeschäften zu gehen pflegt, einigte man sich dahin, ohne die Parganioten zu fragen, eine Summe von 150000 Pfd. St. als genügend anzuerkennen. Als Tag der Räumung ward der 10. Mai 1819 anberaumt. „Von Prevesa her", heißt es im Volkslied, „drei Vögel flogen hin nach Stadt Parga, der dritte, der der schwärzeste war, der klagte laut und sang: «Die Türken, Parga, dringen an, die Türken dich umschließen, zum Kriege kommen sie nicht her, Verrath hat dich geopfert, dich hat besiegt nicht der Vezier mit seinen vielen Heeren, gleich Hasen flohen die Türken stets vor der Pargioten Flinten; du hattest tapfere Männer ja und hattest Heldenweiber, die Kugeln aßen sie wie Brot und Pulver gleich der Speise, wie Christus einst verschachert ward, wirst nun auch du verschachert.»"
Das Lied schildert dann die Stimmung des Volks, als das

Heranrücken von Ali's Truppen gemeldet ward, die in einem weiten Gürtel von allen Seiten gegen die Stadt vorrückten. In der That war die Lage der Parganioten eine verzweifelte. Sie warfen sich vor den Bildern der Heiligen, vor der Panagia, vor Sanct-Nikolaus Hülfe flehend nieder. Sie holten die Gebeine ihrer Vorfahren aus den Gräbern, wo sie bisher in freier Erde geruht hatten, und errichteten auf dem Markt einen Scheiterhaufen von Olivenholz, um dieselben zu verbrennen. Sie fassen den rasenden Entschluß, ihre eigenen Weiber und Kinder zu ermorden, sobald die Türken die Stadt betreten würden, und dann im Verzweiflungskampfe gegen Türken und Engländer zu fallen. Ein englischer Offizier eilt nach Korfu, um dem Gouverneur Maitland zu berichten, daß, wenn er Ali's Marsch nicht aufhalte, das Schauspiel von Sagunt sich vor den Augen des christlichen Europas erneuern werde. Maitland sendet den menschenfreundlichen, allgemein beliebten General Adams nach Parga herüber, seinen ernsten Vorstellungen gelingt es, das Vorrücken von Ali's Truppen aufzuhalten, seinem milden Zureden gelingt es, die Parganioten von dem äußersten Entschluß zu bringen, sie zur Einschiffung nach Korfu zu bewegen. Beim Schein der Flammen, welche die Gebeine ihrer Väter verzehrten, verließen die Unglücklichen ihre Heimat auf der englischen Fregatte Glasgow, um auf den Jonischen Inseln ein Asyl zu finden. Gleich nach ihnen rückten die Albanesen in Parga ein, die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt und ein Schwarm schiitischer Derwische ließ sich unter Ali's Auspicien in diesem fruchtbaren Blütengarten nieder. Das letzte Bollwerk christlicher Freiheit auf dem Continent war gefallen, die Entschädigungssumme, die Ali den Engländern schuldete, brachte er rasch durch eine außerordentliche Steuer auf, welche er über alle Bewohner seiner

Staaten, selbst Soldaten und die eigene Dienerschaft verhängte.

In Wahrheit befand er sich nach der Eroberung Pargas auf dem Höhepunkte seiner Macht. Seine Herrschaft erstreckte sich von einem Meere zum andern über die ganze Hämushalbinsel, Schätze und Truppen standen ihm reichlicher zu Gebote als dem Divan und sein Geleitsbrief ward weit und breit höher geachtet als ein großherrlicher Ferman selbst. Seine Hauptstadt Janina glänzte durch Reichthum und Bildung der Bewohner. Sie hatte treffliche Schulen und war der Sammelplatz aller derjenigen, die auf Geist und feinere Lebensart Anspruch machten. Gebildete Schmeichler aus allen Ländern fanden sich an Ali's Hofe ein, die seinen Namen und seine Verdienste in den Himmel erhoben. Man widmete dem „tugendhaften, hochherzigen" Fürsten Schriften in französischer und griechischer Sprache, in Wien wurde ein Gedicht zu seinen Ehren gedruckt. Die Engländer, die den Orient besuchten, die Byron, Hobhouse, Hughes, Douglas, North u. a. versäumten nicht, dem „großen Pascha" von Epirus ihre Huldigungen darzubringen. Man verglich ihn mit den bewundertsten Männern des Alterthums, nannte ihn den wiedererstandenen Pyrrhus, er hörte dann den Schmeichelreden gnädig zu und sprach wohlgefällig von seinem berühmten Vorfahren Burrhus, der die Römer geschlagen habe. Im Grunde aber sah Ali nach echter Tyrannenart auf die öffentliche Meinung mit Verachtung herab; Wissenschaft und Gelehrte betrachtete er nur als gefälligen Luxus und als brauchbare Werkzeuge der Macht. Es gewährte ihm besondere Freude, den derben Realisten zu zeigen und seine Ueberlegenheit über die Federfuchser zu betonen. Er gefiel sich darin, die Ideen der Gelehrten mit dem Köhlerglauben des Volks auf Eine Stufe zu stellen. Auf einer Reise, die er mit Pouqueville in die Chamuriberge unternahm, kamen sie

an den See Ogerovina, von dem die Griechen Wunderdinge erzählen, daß er keinen Grund habe, und alles was man hineinwerfe verschlinge. Lachend deutete Ali auf das Wasser und erzählte, daß er früher oft im Kahn darauf umhergefahren sei. „Consul“, sagte er zu Pouqueville, „wenn der See etwas verschlingt, das man hineinwirft, so könnten das höchstens Steine sein. Auch ist er nicht unergründlich. Ich habe die Tiefe mit dem Senkblei messen lassen, und am Ufer 30—40, in der Mitte 120 Klafter gefunden.“ Als nun Pouqueville erzählte, ein Professor am Gymnasium in Janina behaupte, der See laufe unter der Erde fort, brach Ali in ein unbändiges Gelächter aus. „Diese Menschenklasse“, äußerte er, „kann nichts natürlich sehen. Der Professor hat lange hier gewohnt, aber wie die Leute einmal sind, wollte lieber die alten Geschichten nachbeten, die in den Büchern stehen, als sich an die Thatsachen halten. Der Mensch da“, fuhr Ali fort, indem er auf einen seiner Adjutanten zeigte, „gehört auch zu denen, welche in Nebeln lesen. Denken Sie nur, er behauptet, daß die Pest aus einer Masse kleiner Thierchen bestehe, welche man mit einer Lupe sehen könne, wenn man eine habe, die scharf genug sei.“

Um die gutmüthige Beschränktheit seiner Umgebungen noch mehr zu verspotten, befahl der Pascha, Wein herbeizubringen, und stellte sich höchst unwillig, als der Adjutant an das Gesetz des Propheten erinnerte. „Schweig“, rief er ihm drohend zu, „in meinem Lande bin ich Prophet, und wenn ich wollte, würdest du das sofort bekennen.“ Im Vorhof des Palastes zu Janina war damals gerade ein halbes Dutzend von Köpfen ausgestellt, die nach Konstantinopel geschickt werden sollten, und der Adjutant beeilte sich zu gehorchen, um die Zahl derselben nicht unfreiwillig zu vermehren. Dieser charakteristische Trotz des Paschas gegen Glauben und Herkommen führt uns zu der merkwürdigen

Seite seines Wesens, ohne deren Kenntniß Ali ein psychologisches Räthsel bleiben würde. Man muß die freireligiösen Grundsätze der Türken stets vor Augen halten und sich erinnern, daß Muktar, Ali's ältester Sohn, sich offen für die Lehre der Schiiten aussprach und daß man den Pascha im Verdacht hatte, denselben Ansichten insgeheim zu folgen.

Stimmte doch die losere Auffassung, welche die Aliiten von dem Staatsorganismus hatten, vortrefflich mit Ali's Ideen überein, sobald es sich darum handelte, an die bestehenden Normen des türkischen Reichs zu rütteln. Wenn die orthodoxe Lehre die Nothwendigkeit um die göttliche Einsetzung der Souveränetät, wenn sie den unbedingten Gehorsam gegen die oberste Staatsgewalt vertheidigte, so bot sich die freiere Ansicht als ein trefflicher Stützpunkt für die politischen Bestrebungen eines einzelnen Ehrgeizes dar.[24]) Dieser Einfluß der schiitischen Ideen erklärt aber auch, weshalb Ali, der auf der einen Seite den Glauben und Brauch der Menge persifliren und orthodoxe Scrupel belächeln konnte, sich auf der andern Seite ihnen gegenüber beugte. Vor den Derwischen kroch er im Staube. Der stolze Herrscher verrichtete jeden Dienst, den sie von ihm heischten, er brachte ihnen auf ihr Verlangen Pfeife und Kaffee, er duldete, daß sie auf der Straße seinem Pferde in die Zügel fielen, daß sie ihn mit beleidigenden Reden und Strafpredigten verfolgten, ihn einen „Atheisten", ein „ungläubiges Schwein" schimpften, ja ihn mit Steinen und Erdklößen bewarfen. Es lag gleichsam eine Vergeltung für den Druck, den der Pascha nach andern Richtungen ausübte, in der Herrschaft, welche diese schmuzige Sekte über ihn behauptete. Wenn er sich in seinem Uebermuth an Ulemas, die von Konstantinopel nach Janina geschickt wurden, thätlich vergriff, so ward er durch den Uebermuth, den seine geistigen Peiniger an ihm übten, dafür bestraft.

Der Aberglaube, über den er bei andern spottete und den er sich überwunden zu haben rühmte, kam durch diese Thür wieder herein. Als junger Mensch hatte er seine Kleider verkauft, um einem armen bettelnden Derwisch aus Marokko zu helfen; den zerbrochenen Ring, den dieser ihm zum Dank dafür schenkte, trug er als Amulet um den Hals und schrieb ihm das Gelingen seiner Laufbahn zu. Er glaubte an den Stein der Weisen. Er behauptete steif und fest, daß er 150 Jahre alt und einst Herr von Korfu werden müßte, weil ihm dies ein persischer Derwisch vorausgesagt hatte. Freilich war ein solcher Glaube mit seiner Furcht vor Gewittern und vor der Pest schwer in Uebereinstimmung zu bringen. Aber um die innere Consistenz dieser religiösen Ideen kümmerte er sich wenig. Seine eigenthümliche Baulust rührte daher, daß ein syrischer Derwisch ihm gerathen hatte, stets zu bauen, weil die Sicherheit seines Lebens von der ununterbrochenen Construction von Baulichkeiten abhänge. Als ihn Ibrahim Mansur fragte, welch ein Zusammenhang zwischen dem Leben eines Menschen und einer Mauer bestehe, und ihm vorstellte, er brauche ja nicht zu bauen, da ihm jene andere Prophezeiung ein Leben von 150 Jahren garantirt hätte, erwiderte ihm Ali: „Die beiden Scheikhs können recht haben, es wäre eine europäische Hartnäckigkeit, das nicht zu glauben, was Männer sagen, deren Diener zu sein wir nicht würdig genug sind. Kann ich nicht dazu bestimmt sein, 150 Jahre zu leben und während dieser ganzen Zeit zu bauen?" Er ward förmlich aufgebracht, als Ibrahim sich nicht davon überzeugen lassen wollte, daß Gott zu seinen Gunsten eine Ausnahme von den Naturgesetzen, ein Wunder statuiren könne, wie zu Gunsten Mohammed's und anderer berühmter Personen geschehen sei. „Wenn ich auch nicht Prophet bin", erklärte er, „so bin ich doch ein Mann, der dazu bestimmt ist, über den andern

zu stehen, und Gott thut folglich für mich, was er nicht für andere thun würde." Da ihm aber Ibrahim bemerkte, er möge, wenn er durchaus den Lehren der Derwische folgen und bauen wolle, statt der Luxusbauten lieber Spitäler und gute Herbergen für arme Reisende bauen lassen, enthüllte Ali den echten Autokratendünkel, der ihn beherrschte. Solche Wohlthätigkeitsanstalten, meinte er, könne jeder Privatmann gründen, ein Mann wie er müsse künftigen Geschlechtern seine Macht offenbaren. Auch dürfte es nicht den Anschein haben, als suche er der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, er wolle gefürchtet, nicht geliebt sein.

Ali's Uebermuth und seine Verschlagenheit offenbarten sich nie charakteristischer, als da ihm zu Beginn des Jahres 1819 die Nachricht überbracht wurde, daß der Blitz in seinen Palast zu Tepeleni eingeschlagen und denselben in Asche verwandelt habe. Er eilte sofort an Ort und Stelle und überzeugte sich, daß die Keller unversehrt geblieben waren, in denen er seine Kostbarkeiten und Schätze aufbewahrt hatte. Dann ließ er eine Proclamation durch sein ganzes Reich verbreiten, er habe an seinem Geburtsort keine Stätte mehr, wo er das Haupt niederlegen könne. Er fordere alle, die ihn liebten, auf, dies nun zu beweisen und ihm beizustehen; er setzte einen Tag fest, wo er ihre Gaben in Empfang nehmen würde. An dem bestimmten Termin strömten Menschenmassen aus ganz Albanien nach Tepeleni, wo man mit Erstaunen am Außenthor des abgebrannten Palastes den Pascha von Janina im Bettlercostüm mit gekreuzten Beinen und entblößten Hauptes auf einer alten Fußdecke sitzen sah. Er rauchte aus einer kleinen schmuzigen Pfeife und hielt die rothe albanesische Mütze in der Hand, um die Almosen seiner Unterthanen zu empfangen. Seine Vertrauten hatten unter der Hand beträchtliche Summen erhalten, welche sie nun als freiwillige Gaben herbeibrachten,

um den Eifer der Reichern aufzustacheln. Fiel ein Beitrag geringer aus, als Ali erwartet hatte, so verglich er ihn mit dem jener Personen, die sich „des Nothwendigen beraubten", um ihre Ergebenheit zu beweisen. „Nehmt euer Geld zurück", sagte er mit einem Anflug von Melancholie in der Stimme, „behaltet es für euch selbst; welchen Nutzen kann eine solche Kleinigkeit für Ali haben, einen Mann, den der Zorn des Himmels getroffen hat. Es bleibt ihm heute kein Ort, wo er diesen alten Kopf mit seinem weißen Bart niederlegen soll. Doch wenn Gott gibt und wieder nimmt, so gibt er auch zurück, und dann werde ich auch meine Feinde von meinen Freunden zu unterscheiden wissen." Solche Worte bewirkten, daß man die Liebesgaben verdoppelte, verdreifachte, und Ali erhielt durch diese Komödie eine bedeutendere Summe, als er zum Wiederaufbau des Palastes bedurfte.

Die Erzählung dieser originellen Art der Steuererhebung beweist, wie tief die Furcht vor Ali's Macht und die Erinnerung an seine unersättliche Rachsucht im Volke wurzelte. Man darf aber in der That zweifeln, ob für die wilden, naturwüchsigen Zustände des Landes ein eiserner Arm nicht eine Wohlthat und die Tyrannei ein Segen war. Unbarmherzig genug griff Ali in die Eigenthums- und Familienrechte seiner Unterthanen ein. Er gestattete keinen Verkauf von Grundstücken, ohne 10 Proc. für seine Kasse in Anspruch zu nehmen. Er warf sich zum Universalerben aller derer auf, die keine männliche Nachkommenschaft hinterließen. Er zwang seine Unterthanen, das alte Korn aus seinen Magazinen zu holen und neues an dessen Stelle zu liefern. Er ließ sich zu dem Zehnten, den der Landmann dem Sultan schuldete, das Doppelte auszahlen; er plagte die freien Grundeigenthümer so lange, bis sie froh waren, wenn ihre Ländereien in Tschifliks verwandelt wur-

den. Er griff in die intimsten Privatverhältnisse ein, jede Heirath im Lande bedurfte seiner Genehmigung, oft genug nöthigte er solche, die keine Lust hatten, zu einer ehelichen Verbindung. Die geringsten Vergehen gegen die Sittlichkeit suchte er mit den furchtbarsten Strafen heim, während er selbst handelte, als ob er einen Freibrief zum Genusse habe. Europäische Reisende, die zum ersten mal nach Janina kamen, wandelte ein Grauen an [25]), wenn sie plötzlich an einer Straßenecke den Arm oder den Kopf eines Menschen hängen sahen. Es bedarf der vollen Abstraction des historischen Denkens, um zu erkennen, daß in diesem Uebel der Keim des Guten lag. „Du kennst die Albanesen und die Griechen nicht", sagte Ali zu Ibrahim, „während ich den einen Bruder an einen Platanenbaum hängen lasse, stiehlt der andere Bruder in der Menge unter dem Baum. Laß ich einen verbrennen, so stiehlt sein Sohn die Asche, um sie zu verkaufen. Sie sind bestimmt, durch mich beherrscht zu werden, und ich allein bin im Stande, sie durch Furcht im Zaum zu halten." In diesen Worten liegt eine tiefe Bedeutung. Bis zu Anfang des Jahrhunderts herrschte das Faustrecht in Albanien. Ein Theil der Bevölkerung lebte auf Kosten der andern. Erpressung und Bedrückung waren der Erwerbzweig des Adels. Von Straßenraub und Viehdiebstahl lebten die Geringern. Elend war das Los des friedlichen, christlichen Bauers. Ein großer Theil der waffenfähigen Mannschaft zog in die Fremde, um mit der Beute und dem rohen Sinn des Condottiere zurückzukehren. Ali-Pascha aber hat den Bruch mit dem Mittelalter und dem Feudalstaat vollzogen, hat der Civilisation in Form des modernen Absolutismus Bahn gebrochen. Er machte der Unabhängigkeit der verschiedenen Häuptlinge und Districte ein Ende. Er vernichtete die erblichen Dynastengeschlechter. Kein Demagog, so erzählt Pouqueville, konnte

heftiger gegen den Feudaladel und seine Privilegien declamiren wie Ali. So erinnerte Ali in der That an den Kampf, den das monarchische Element in Europa gegen Ende des Mittelalters mit dem aristokratischen zu bestehen hatte. Er bekämpfte die Raubritter wie die Straßenräuber mit ihren eigenen Mitteln. Seine durchgreifende Strenge machte ihrem Unwesen ein Ende, die Straßen wurden so sicher unter ihm, daß man, wie der schweigsame Albanese pantomimisch andeutete, indem er die Mütze über die Augen drückte, blind durch das ganze Land reisen konnte. Die Rajahs fanden unter ihm eine parteilose Gerechtigkeit; wenn man von der einen Ausnahme zu Gunsten des Selbstherrschers absah, herrschte Gleichheit vor dem Gesetz. Ali hat damit zugleich auch einen völligen Umschwung in den wirthschaftlichen und handelspolitischen Beziehungen des Landes eingeleitet. Während früher der Landhandel vorherrschte, und die albanesischen Kaufleute sich aus den Fabriken von Turnovo und Ambelakia, aus den Märkten von Seres, Salonichi, Konstantinopel versorgten und der Seehandel den Franzosen überlassen blieb, ward durch Ali die Richtung nach der Küste und nach den Jonischen Inseln eröffnet; seit dem Frieden von 1815 begann der Verkehr mit England und Oesterreich, Frankreich ward vom Markte verdrängt.

Ein solcher Umschwung war freilich auf dem Wege der friedlichen Ueberzeugung nicht zu bewerkstelligen. Nur auf dem Wege der Gewalt konnte ein Volk wie die Albanesen für die Wohlthaten der Civilisation empfänglich gemacht werden. Für Albanien wie für Griechenland sollte der aufgeklärte Despotismus den Uebergang vom Mittelalter in die Neuzeit vermitteln. Durch diese vorbereitende civilisatorische Wirksamkeit ist Ali's politische und militärische Bedeutung in Schatten gestellt worden. Der Gedanke der Begründung eines über den ganzen Süden der Hämus-

halbinsel sich erstreckenden albanesischen Staats, in dem kundige Reisende, wie Douglas, eine große Gefahr für die freiheitlichen Bestrebungen der Griechen sehen wollten, ist mit Ali untergegangen, während seine handelspolitischen und culturhistorischen Schöpfungen, Schöpfungen, von denen er selbst nicht viel gehalten, die er zum Theil nicht gewollt hat, seine Straßen, seine Wasserleitungen, Gymnasien und Schulen ihn überlebt haben. Um ein eigenes albanesisches Reich, um eine politische Schöpfung zu hinterlassen, hätte Ali einen großartigen nationalen Gedanken ergreifen und verfolgen müssen. Der Gedanke der Schia reichte hierzu nicht aus. Der Stamm der Albanesen war das lebenskräftige Substrat nicht, auf dem sich ein Neuorganismus des türkischen Reichs hätte errichten lassen. Ali selbst war der Mann nicht, um eine große nationale Idee zu vertreten. Er war kein systematischer Kopf. Alle seine Handlungen trugen den Charakter momentaner Inspiration und subjectiver Willkür. Um ein eigenes albanesisches Reich zu gründen, das allen Stürmen der Folgezeit trotzen konnte, gleich Mehemed-Ali's Reich, hätte Ali-Pascha seine Launen und seine Eifersucht ebenso im Zaum halten, er hätte sein wildes Temperament, wo nöthig, zügeln und mit den Mitteln der Gewalt, mit der Grausamkeit selbst so wirthschaften müssen, wie Mehemed-Ali von Aegypten. Jene Verstellung aber, in der er gegen alle alles spielte, vor Franzosen den Jakobiner, vor Türken den Orthodoxen, vor Griechen den Freund der Christen, ohne doch den Kern des Ganzen, die von Kindesbeinen an in ihm wurzelnde Neigung zu der Schia hervortreten zu lassen, jene Treulosigkeit, mit der er gerade die ihm am nächsten Stehenden und Höchstbegünstigten am ehesten überfiel und stürzte, jener Geiz, der sich selbst in der äußersten Bedrängniß nur schwer verleugnete, jenes System des Menschenhasses und Mistrauens endlich, in

welchem er sich wohlgefiel: alles das ließ keinen Raum für einen ernsten und nachhaltigen nationalen Gedanken, kehrte sich schließlich gegen ihn selbst und isolirte ihn mit jedem Jahre mehr. Er hatte, wie Metaxas, sein Arzt, äußerte, einen kürzern oder längern Strick um den Hals eines jeden gewunden. Deshalb hegten aber auch alle, mit denen er in Berührung kam, gleichen Argwohn gegen ihn, und er durfte nicht einmal auf die Treue seiner Söhne und nächsten Anverwandten rechnen. Hätte er verstanden, denen, die sich ihm anboten, ein aufopfernder Freund und Beschützer zu sein, so würde er eine zahlreiche, furchtbare Schar von Getreuen um sich versammelt und der Wall von Menschen würde ihn schließlich besser gegen den Sultan geschützt haben als die festen Mauern seines Felsenschlosses bei Janina und der tiefe See, der sie umspülte. Er hatte selbst das Vorgefühl einer drohenden Katastrophe, er machte sich keine Illusionen über die Dauerhaftigkeit seiner Werke und das Precäre seiner Lage. „Ein Vezier", sagte er zu seinen Söhnen, „ist ein Mann, der, mit Pelzwerk bekleidet, auf einer Pulvertonne sitzt, und ein Funke kann sie in die Luft sprengen." Gerade als er den Höhepunkt der Macht erreicht hatte, sollte es sich zeigen, daß dieselbe unterhöhlt war und daß ein falscher und selbstsüchtiger Tyrann zuletzt von allen verlassen und verrathen wird.

Die Katastrophe selbst hing in merkwürdiger Weise mit den von uns berührten religiösen Gegensätzen zusammen. Ismael-Pacho-Bei, obwol ein Verwandter Ali's und von ihm zum Seliktar bei seinem zweiten Sohne Veli, dem Statthalter von Morea, bestellt, war ein strenger Alttürke und fanatischer Anhänger der Sunna. Nun brachten es die Miswirthschaft Veli's in Morea und die Klagen der Moreoten 1812 dahin, daß der Divan einschritt und Veli befahl, sich nach Trikkala zu begeben. Ali hatte jedoch

zuvor von der Beschwerde der Moreoten Wind erhalten und ließ seinem Sohn melden, er solle dem Sultan nicht gehorchen, sondern unter verschiedenen Vorwänden seinen Abzug aus Morea verzögern. Er werde den Widerruf des Ferman schon bewirken und halte 10000 Albanesen bereit, die er ihm zu Hülfe senden könne. Gleiches meldete er an Pacho-Bei mit dem Beifügen, er werde jede Nachgiebigkeit als die größte Schuld ansehen. Allein Pacho-Bei hielt an dem orthodoxen Glauben fest, wonach die Souveränetät auf göttlicher Einsetzung beruht und der Souverän unbedingten Gehorsam von den Unterthanen zu fordern hat. Er stellte Veli vor, daß sein Vater Rebell werden und sich zum Stellvertreter des Propheten aufwerfen wolle. Ali's leidenschaftlicher Ausbruch rühre vom Alter her, das mitunter die Verstandeskräfte schwäche. Man dürfe sich nicht in eine so große Thorheit stürzen, damit nicht der Zorn des Sultans hereinbreche, „und kein Ort sei, wo wir uns verbergen". Der Sultan habe Veli das Bezierat von Morea in wohlwollendster Absicht genommen und ihm statt dessen ein anderes, reicheres in der Nähe der Heimat gesichert. Wenn er damit nicht zufrieden sei, so werde er ihm durch seinen Einfluß beim Divan irgendeine andere Provinz sichern.

Die sunnitischen Vorschriften überwogen in Veli's Sinn. Er gehorchte dem Sultan und begab sich, da der neue Pascha für Morea bereits in Nauplia war, selbst nach Larissa. Der Hergang konnte aber Ali nicht lange verborgen bleiben, er erfuhr, daß sein ketzerischer Ehrgeiz an der Orthodoxie Pacho-Bei's zu Schanden geworden war. Seine Wuth gegen Pacho kannte keine Grenzen. Er ließ ihn in Larissa am Hofe seines eigenen Sohnes überfallen, Pacho entging nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode, indem er sich im Augenblick, da die Mörder auf ihn schossen, unter den Bauch

seines Pferdes barg. Auch in Karysos bei Omer-Bei und in Thrazien bei Dermalis-Mohammed-Bei fand Pacho vor den Nachstellungen seines Feindes keine Ruhe. Endlich gelang es ihm, in Konstantinopel eine schützende Stätte zu finden, wo er sich zum Organ aller derer machte, welche Beschwerden über die Verwaltung Ali's oder seiner Söhne führten. Er wußte sich als ein Opfer der Tyrannei darzustellen und dergestalt in die Gunst des Sultans einzuschmeicheln, daß er zum Kaputsi-Pascha, zum Kämmerer des Divans ernannt wurde.

Zunächst wagte Pacho noch nicht, Ali geradezu anzugreifen, er erprobte seinen Credit gegen Ali's Sohn Veli, er brachte es dahin, daß der Sultan denselben seiner Würde als Pascha von Thessalien enthob und auf den niedern Posten von Lepanto versetzte. Ali gerieth in große Besorgniß, da er die Erhebung seines Todfeindes vernahm, der Schlag gegen seinen Sohn weissagte einen noch entscheidendern gegen ihn selbst. Er glaubte aber noch, den Sultan einschüchtern zu können, und entschloß sich zu einem jener Wagstücke, deren Erfolg bisher stets seinen Erwartungen entsprochen hatte. Er schickte zwei albanesische Banditen nach Konstantinopel mit dem Auftrage, Pacho-Bei zu ermorden. Sie erkundigten sich nach Pacho's Wohnung und ritten, da sie dieselbe erfahren, hin, ihm aufzulauern. Bald sahen sie ihn in einer Oberstube stehen, welche ein großes Fenster auf die Straße hatte. Sie ritten dicht unter das Fenster und feuerten hinein, aber Pacho duckte sich an der Mauer nieder, und die Kugeln flogen über seinen Kopf vorbei. Die Banditen suchten spornstreichs auf dem Wege nach Macedonien zu entkommen, aber Fermans und Schnellboten eilten hinter ihnen drein; während es dem einen gelang, glücklich nach Janina zu entkommen, ward der andere bei Adrianopel ergriffen und gestand auf der Folter, daß er von

Ali gedungen sei. Nun vereinigten sich alle Feinde Ali's und stellten den Mordversuch als ein frevelhaftes Attentat wider den Sultan dar. Welcher Schandthaten würde Ali nicht noch fähig sein, da er es gewagt habe, einen Flüchtling zu verfolgen, der sich unter den Schatten der Gnade des Sultans geflüchtet habe. In der That ward jetzt der Ruin Ali's am Divan beschlossen, und rasch genug bot sich die äußere Veranlassung, um den Beschluß auszuführen.

Dies ist der Punkt, wo die feinen Fäden zusammenlaufen, welche den griechischen Freiheitskampf mit der Erhebung Ali's verknüpfen. Es lagerte eine unheimliche Schwüle auf der Hämushalbinsel, die einen großen Aufruhr, eine Entfesselung aller politischen Elemente vorausahnen ließ. Die Hetärie der Philiker oder der Befreundeten, der auf energische That und Losschlagen gestellte politische Geheimbund unter den Griechen hatte gegen Ende des zweiten Jahrzehnts die ganze Hämushalbinsel durchwühlt. Ali vernahm vom Bestehen des Bundes, er wußte, daß die vornehmsten griechischen Kapitanys und Primaten geheime Beziehungen miteinander pflogen. Er war äußerst begierig, die nähern Details zu erfahren, er ließ die griechischen Kapitanys, die in seine Hände fielen, wie den Nikolaus, Vater des Diomantes Olympios und die Gioteï foltern und tödten, um aus ihnen das Geheimniß zu erpressen. Er beschloß, sich den Schein eines treuen Moslems zu geben, der seinen schiitischen Velleitäten sonst so wenig entsprach, er stellte die Sache in Konstantinopel vom religiösen Standpunkt dar und machte Anzeige von der Gefahr, welche dem Islam durch diese „tollen Kapitanys" drohe.

Als Ali's Anzeige einlief, ward ein Ministerrath berufen, dem der Großvezier und alle Großwürdenträger der Pforte beiwohnten. Die Widersacher Ali's behaupteten nun alle einstimmig, das seien Intriguen des ehrgeizigen

Ali, die sich nur gegen die getreuen Unterthanen der Pforte richteten. Ein Auftreten wie das gegen die griechischen Kapitanys müsse ihm untersagt werden. Diese Insinuationen überwogen die Einschläferung des Divans gegenüber der griechischen Bewegung und wachsendes Mistrauen gegen Ali.

Während sich der Unwille gegen Ali zu einer Wetterwolke verdichtete, konnten sich die Griechen in unbeachteter Stille zum Losschlagen rüsten. Das war die Bedeutung der sich hier eng verflechtenden und widerstreitenden Interessen früherer Gegner. Im Pfortenconseil wurde auf Rath eines Albanesen Bostinas der Beschluß gefaßt, daß man Ali nicht unmittelbar angreifen und zur Verzweiflung treiben, sondern allmählich einen District nach dem andern von ihm losreißen, die benachbarten militärischen Posten Albaniens besetzen und den alten Fuchs immer mehr einengen sollte, bis er auf seine Höhle Janina beschränkt sei. Bostinas begab sich selbst nach Janina, um den Tyrannen durch Vorspiegelungen zu täuschen und zur Nachgiebigkeit gegen die Pforte zu veranlassen. Ali, der die Gefahr noch nicht für so dringend ansehen mochte, ließ sich durch den schlauen Verräther hintergehen und in der Hoffnung auf Amnestie dazu bewegen, auf alle seine Besitzungen, außer Berat und Janina, zu verzichten. Da er sich aber vor der Möglichkeit eines Bruchs mit dem Divan nicht länger verschließen konnte, so traf er zugleich Anstalten, um, falls seine Nachgiebigkeit erfolglos wäre, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er entfaltete alle Hülfsmittel seines scrupellosen, gewaltsamen Genius. Er führte die religiösen Gegensätze ins Feld, jene Leidenschaften, zu deren Tummelplatz der Osten des Welttheils von jeher bestimmt scheint. Er gab den Schiiten und den islamitischen Freidenkern die besten Worte, er versprach den Griechen goldene Berge und nationale Unabhängigkeit. Er unterhandelte mit den Serben und Mon-

tenegrinern, mit allen Unzufriedenen knüpfte er Fäden des Einverständnisses und der Verschwörung an. Als die Pforte sich ihrerseits bemühte, die griechischen Häuptlinge zu gewinnen, ließ Ali die großherrlichen Sendboten aufgreifen und tödten. Er wandte sich mit den süßesten Schmeichelworten an die bisher von ihm verfolgten Klephthen. Vor den Griechen trank er auf die Gesundheit das Panagia der Mutter Gottes und versprach ihnen, Christ zu werden. Vor den schiitischen Derwischen erhitzte er sich für Ali und den Nachkommen der Fatime. Er berief im Mai 1820 die mächtigsten türkischen und christlichen Häuptlinge Albaniens zu einer Art Staatsrath nach Janina, stellte ihnen vor, daß es mit ihrer Hülfe ein Leichtes sein werde, die Heere des Sultans zu schlagen und den Frieden vor den Thoren Konstantinopels zu dictiren. Ließe man ihn jedoch fallen, so würden die Reiche bald an die minder Mächtigen fallen, Albanien würde seine Unabhängigkeit für immer verlieren, die Wahl stehe ihnen offen, entweder ehrenvoll unter Ali's Fahnen zu kämpfen oder nach ihm mit Schanden unterzugehen. Ali kannte seine Albanesen, und damit auch die Hebel nicht fehlten, welche auf jene wilden, lüsternen Naturen stets am eindringlichsten wirkten, so versprach er, seine Schätze mit ihnen zu theilen, da das Vaterland und die Freiheit höher stünden als alles Gold der Welt. Als der Tyrann nun gar zur Bekräftigung seiner weisen Sprüche ein Fäßchen mit Zechinen in die Mitte der Versammlung wälzen und öffnen ließ, erscholl der ganze Saal von Betheuerungen der Ergebenheit und Jubelrufen: „Es lebe Ali-Pascha, der Wiederhersteller der albanesischen Freiheit.“ Freilich durfte man nicht erwarten, daß die Sphäre politischer Einsicht sich unter jenen Naturkindern weiter erstrecken würde als die nächsten greifbaren Interessen. Es ist das Schicksal der Tyrannen, daß sie die Freiheit zu spät predigen, und

Ali, der diesem Volk das Beispiel willkürlichen Schaltens gegeben, durfte sich nicht beklagen, daß die Albanesen von der bisher unbekannten Lehre blos so viel verstanden, als wie einem jeden gut dünkte. Diese Wahrheit trat unverkennbar ans Licht, als Ali auf dem betretenen Wege fortfuhr, sich von den herrschenden Ideen des Jahrhunderts ergriffen stellte und verkündigen ließ, er werde den Epiroten eine Charte geben.

„Eine Charte", fragten die Türken verwundert untereinander, „haben wir nicht unsern Alkoran? Was soll das heißen? Der Unglückliche will doch nicht die heiligen Gesetze des Propheten umstoßen?" Die albanesischen Militärs unterhielten sich darüber, ob die Charte ihren Sold vermehren würde. Nur die Griechen freuten sich und riefen lachend: „Her mit der Charte! Wir können sie brauchen!" Ali schickte wirklich einen Agenten Kolowo nach Korfu und beauftragte ihn, dort die Elemente zu einem organischen Verfassungsstatut zu sammeln. Es ward auch Kolowo nicht schwer, einen Entwurf nach der üblichen constitutionellen Schablone aufsetzen zu lassen, da die Korfioten von ihren Beherrschern in einem kurzen Zeitraum mit verschiedenen Charten beglückt worden waren. Allein auf der Rückkehr fiel der Unterhändler in die Hände der Türken und die Lage änderte sich überhaupt so schnell, daß bereits nichts mehr durch constitutionelle Formeln, sondern alles nur noch durch die Waffen zu entscheiden war. Die ganze Hämushalbinsel war in stürmische Bewegung gerathen und die Wogen sollten über dem, der sie hervorgerufen, zusammenschlagen.

Die Pforte hatte in den von Ali aufgegebenen Besitzungen sofort neue Statthalter eingesetzt und Ali's Feinde, Pacho-Bei und Dramalis, zu Vezieren ernannt. Im Juli 1820 erschien der längsterwartete Hatti-Scherif, welcher Ali des

Majestätsverbrechens als schuldig und als Fermanli, als geächteten Reichsfeind erklärte, falls er nicht binnen 40 Tagen in Konstantinopel erschiene und sich vor „der vergoldeten Schwelle des Thores des Glücks" rechtfertige. Ali begriff jetzt, daß er durch das Amnestieversprechen hintergangen sei, er wußte, was die ominöse Phrase des Hatti-Scherif bedeute, es fiel ihm nicht ein, sich gebunden den Gegnern in die Hände zu liefern.

Als er die Kunde von dem Hatti-Scherif erhielt, rief er aus: „Ha, der Sohn der gefangenen Sklavin verlangt mein Leben, doch ich hoffe zu Gott, daß zwischen mir und ihm die Grenze in Adrianopel gesteckt wird." Die Politik der Großmächte hatte sich ihm bisher so günstig gezeigt, daß er auf eine Eimischung zu seinen Gunsten hoffen durfte. Er wandte sich an seine alten Freunde, die Engländer, die ihm noch vor kurzem Parga so willfährig preisgegeben; er glaubte mit Sicherheit auf ihre Unterstützung rechnen zu können. Allein die Briten erwiesen sich als seine Meister in den Künsten des Eigennutzes und der Treulosigkeit, sie gaben auf sein Schutzgesuch den wenig tröstlichen Bescheid, seine Schätze würden sie gern in schützenden Gewahrsam nehmen, doch im übrigen sei es ihr Princip, sich nicht in die innern Angelegenheiten der Türkei einzumischen. In seiner Noth wandte sich der alte Tyrann nun an das bisher so bitter gehaßte Rußland, er ließ den griechischen Hetäristen Paparrigopulos zu sich bescheiden und gab ihm Aufträge an die russischen Minister Kapodistrias und Nesselrode, er machte sich anheischig, eine Armee von 40000 Hülfstruppen aufzustellen, wenn Rußland dem Divan den Krieg erkläre. Ein wunderbarer Zufall wollte, daß derselbe Grieche von den Mitgliedern der Hetärie nach Petersburg geschickt werden sollte, um sich dort über das Wesen und die Ziele der höchsten Leitung des Bundes zu unterrichten. Anfangs

wollte er deshalb nicht auf Ali's Vorschläge eingehen, schließlich aber ließ er sich von dem Erzbischof Germanos in Patras überreden, die Mission anzunehmen, und ging zugleich als Sendbote des epirotischen Tyrannen und der griechischen Freiheit. Auf das geheimnißvollste und engste verfolgten sich so die Beziehungen Ali's und der griechischen Nation. Ali hatte früher, als man ihm die Lebensbeschreibungen von Plutarch vorlas, zu seinem Grammatiker geäußert: „Bei dem Andenken an solche Vorfahren, meine Kinder, müßt ihr euch wol sehr unglücklich fühlen. Verbrennt eure Bücher!" Wie wunderbar hatten jetzt die Rollen gewechselt! Ali sollte den neben ihm aufstrebenden neuen Gewalten dienen und ein Mittel nationaler Zwecke, die Tyrannei des modernen Pyrrhus sollte in wahrhaft providentieller Fügung die Mutter der griechischen Freiheit werden.

Die Armee, die Ali gegen den Divan aufstellte, bestand zum großen Theil aus Griechen, in ihren Reihen fochten die spätern Helden des Befreiungskampfes, die Odysseus und Marko Botsaris. Für ihn selbst ward aber diese Verbindung gerade so verhängnißvoll, wie sie für die Griechen Vortheil brachte. Ali beging jetzt den Fehler, mit unzureichenden und unzuverlässigen Kräften einen Operationsplan in Angriff zu nehmen, den ihm ehemals einige kühne englische Offiziere angerathen, die seine Hülfsmittel überschätzten. Er sandte Omer Brioni nach Trikkala, um gegen Larissa und Salonichi vorzugehen, ein anderes Elitecorps unter Selichtaris ließ er in Macedonien einrücken, um ebenfalls auf Larissa und Salonichi zu operiren. Das Gros der Armee unter Basiaris ließ er nach Berat vorgehen, um dort zu rekrutiren und nach dem allgemeinen Rendezvous Larissa aufzubrechen, von wo er mit gesammten Kräften gegen Adrianopel vorzugehen dachte.

Allein nun zeigte sich, wie rasch die Tyrannei in der

Stunde der Noth verlassen ist. Die Anführer, auf deren Energie Ali bei Ausführung seines Plans rechnen mußte, waren insgeheim gegen ihn verschworen. Sie unterhandelten mit den Türken, Omer Brioni forderte Pacho-Bei und Dramalis zu einem Einfall nach Thessalien auf und da sie nicht recht trauten, zog er sich selbst aus Thessalien zurück, indem er an Ali meldete, daß gewaltige türkische Heeresmassen heranrückten, und daß er sich vor der zahlreichen türkischen Reiterei zurückziehe. Selichtaris fiel offen von dem Tyrannen ab und erließ einen Aufruf zur Empörung wider ihn. Vastaris blieb bewegungslos in Berat liegen; er unterhandelte mit dem Vezier von Skodra und überredete Ali's Sohn Muktar, seinen Vater zu verlassen und sich dem Vezier zu überliefern. Auch die Treue Veli's, des andern Sohnes, wankte; als eine türkische Flotte, welche Ali's Besitzungen von Westen angreifen sollte, vor Prevesa erschien, übergab er sich selbst und die Stadt, die beiden Söhne des Fermanli wurden in sichern Gewahrsam nach Anatolien geschafft. „Unglücklicher Ali, du hast nur Hennen aufgezogen!" klagte er jetzt mit Recht. In Mistrauen und Menschenverachtung aufgewachsen, fand Ali nirgends mehr einen sichern Verlaß. Die bisherigen Träger seiner religiös-politischen Plane, die Derwische, gaben sich zu Werkzeugen seiner Gegner her. Die Verschworenen unter Omer ließen ihm durch den Derwisch Hassan vorstellen, daß er die Soldaten persönlich ermuthigen müsse, und ließen ihn so in das Lager Omer's locken. Dort stifteten sie Streitigkeiten bei der Vertheilung des Lohnes an, ihre Absicht war, sich des Tyrannen im Tumult zu bemächtigen. Doch Ali entkam durch die Schnelligkeit seines Pferdes, es gelang ihm, von einem Haufen getreuer Leibgardisten gefolgt, das Castell von Janina zu erreichen, wo er sich alsbald einschloß und zur hartnäckigen Gegenwehr anschickte.

Die Verschworenen unter Omer gingen nun offen zum Sultan über; sie vereinten sich mit den vom Divan wider Ali ins Feld gerufenen Sulioten, die aus der Verbannung herbeigeeilt waren, da sich die Gelegenheit bot, ihr Vaterland wiederzugewinnen, und die ihre Vorposten schon bis Rapsista, nahe bei Janina, vorgeschoben hatten. Pacho-Bei, der Thessalien ohne Schwertstreich verlassen hatte, folgte nach, und bald war das Castell Janina allenthalben von feindlichen Massen berannt. In dieser kritischen Lage mußte Ali's ganze Hoffnung sich auf die zuwiderlaufenden Interessen und auf die Fehler seiner Gegner beschränken. Die feindlichen Streitkräfte, die sich in und bei Janina concentrirten, waren aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, Pacho-Bei schwindelte der Kopf über dem Erreichten, er nahm alle bisherigen Erfolge als die Frucht seiner Weisheit an. Durch sein übermüthiges Gebaren stieß er ebenso die Albanesen Omer's wie die Sulioten ab. Schon begannen jene wie diese mit sich zu Rathe zu gehen, wie weit es klug sei die Loyalität gegen die Pforte zu treiben. Als nun Ali die Zwietracht seiner Gegner benutzte und den Sulioten gute Worte gab, sie möchten zu ihrem Vater und Wohlthäter zurückkehren, sie sähen wol jetzt an der Geringschätzung, die sie erfahren müßten, wie sehr sie gegen ihr eigenes Interesse gehandelt hätten, da begannen diese zunächst im tiefsten Geheimniß mit dem belagerten Pascha zu unterhandeln. Botsaris fuhr bei Nacht in einem Kahn über den See und brachte dem verzweifelnden Pascha Hoffnung, daß die Sulioten sich für ihn und für ihre Unabhängigkeit erheben würden. Er empfing dagegen Ali's schönste Verheißungen und zärtliche Liebkosungen. Aber die schlauen Griechen vergalten dem Tyrannen jetzt, was sie vor zwei Jahrzehnten von ihm erlitten. Er ward nur ein Mittel, seine Intriguen wurden nur ein Vorwand für sie, um unter

dem bergenden Schutz dieser fremden Anstiftung die Selbständigkeit und Gefährlichkeit der eigenen Bestrebungen vor der Pforte zu verhüllen.

So kam es, daß, als der griechische Aufstand ausbrach, die Pforte in demselben nur ein Werk Ali's sah und alle Kräfte zur Besiegung Ali's anspannte, da sie wähnte, nach seinem Fall würden auch die von ihm aufgewiegelten Rajahs nicht mehr gefährlich sein. Und als die Sulioten am 20. Dec. 1820 infolge der geheimen Verabredungen Ali's mit Botsaris das türkische Lager verließen, schob man alles auf Ali's List, ja man beharrte auf diesem Wahne, da sie sich gewaltsam die Rückkehr in ihre alte Heimat Suli erzwangen und dort als die ersten Griechen die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten. Der Sultan wie Ali wurden in gleicher Weise durch eine dritte Macht überlistet.

Da Ali von den Waffenerfolgen hörte, welche die Sulioten jetzt errangen, schöpfte er neuen Muth, er bildete sich ein, daß sie in seinem Auftrage handelten und ihre kräftige Diversion ihm Luft verschaffen werde. Er unterhandelte mit Omer und den andern abtrünnigen Albanesen, versprach ihnen goldene Berge, wenn sie zu ihm übergehen und ihn bei einem Ausfall, den er gegen die Belagerer beabsichtigte, unterstützen würden. Fanden sich nun noch die Sulioten bereit, für den Fall, daß die Türken vom Castell und vom Mittelpunkt der Stadt, wo sich die Albanesen sammeln sollten, angegriffen wurden, denselben in den Rücken zu fallen, so schien die Niederlage, ja die Vernichtung der Belagerer unausbleiblich. Es war ein inhaltsschwerer Augenblick, als im Kriegsrath der Sulioten über Ali's Vorschläge berathen wurde, und es mangelte nicht an solchen, die darauf hinwiesen, wie man sich den Tyrannen durch eine große Wohlthat für immer verbinden und zu einem treuen Alliirten machen müsse

Doch die Einsichtsvollsten unter den Kapitanys wollten von einem treuen Bunde der Freiheit mit der Tyrannei nichts hören. Sie betonten vor allem die nationale Sache und erinnerten daran, wie Ali, wenn er erst aus der augenblicklichen Noth heraus sei, danach streben müsse, sich dem Divan durch verdoppelten Eifer gegen die Griechen zu empfehlen, wie man also im Begriff stehe, den Mann zu erretten, welcher die größte Gefahr für die griechische Unabhängigkeit sei. So überwog in einem Augenblick, wo es in die Hände der Sulioten gelegt war, den Geschicken der ganzen griechischen Nation eine neue Wendung zu geben, die sittliche Idee jede Rücksicht auf einen momentan blendenden Erfolg. Man beschloß, Ali's Plan fehlschlagen zu lassen. Man ließ ihn in dem Wahne, daß das türkische Lager an dem Tage, den er bestimmt hatte, im Rücken angegriffen werde. Man sandte einen Boten an ihn ab, der einen Aufschub verlangen sollte, der jedoch erst nach jenem anfänglichen Termin im Castell des Tyrannen eintreffen durfte. Mittlerweile unternahm der getäuschte Pascha seinen Ausfall, seine Getreuen kämpften auf das tapferste, aber vergebens blickte Ali nach den Bergen von Suli, wo ihm Feuerzeichen das Anrücken der Sulioten melden sollten, vergebens hoffte er auf energische Unterstützung der Albanesen; die Belagerten wurden nach heißem Kampfe in das Castell zurückgeworfen und die Belagerung mit erneuetem Eifer aufgenommen.

Von diesem Augenblick an mußte Ali auf jede Offensive verzichten, er sah seine Hülfsmittel von Tag zu Tag schwinden und die Reihen seiner Getreuen sich lichten, er sah seinem Untergang entgegen. Selbst der allgemeine Ausbruch des griechischen Aufstandes im Frühling 1821 vermochte seine Lage nicht zu bessern. Vielmehr spannte die Pforte jetzt alle Kräfte an, um den gefährlichen Vasallen zu vernichten, dessen Intriguen die ganze Bewegung hervorgerufen

zu haben schienen. Noch immer stand es in der Hand der Griechen, ihren ehemaligen Gegner zu befreien und ihm den Dienst, den er ihrer Sache unwillkürlich geleistet hatte, zu vergelten. Die Sulioten ließen gegen Ende des Jahres 1821 in Mesolonghi durch Tahir Ambasis einen Plan vorlegen, dem zufolge ein starkes griechisches Heer in Epirus einfallen, im Verein mit den Albanesen die Belagerung von Janina aufheben, sich Ali-Pascha's bemächtigen und denselben in einen sichern Gewahrsam nach Morea bringen sollte. Dann gedachte man in Thessalien einzufallen und den Krieg in das Herz der Türkei zu spielen.

Dieser Plan hatte den Vorzug, daß er die Möglichkeit einer Unterstützung des Sultans durch Ali's Kriegserfahrung abschnitt und dadurch, daß man sich der Person Ali's versicherte, den Haupteinwand beseitigte, der gegen die Rettung des Tyrannen vom nationalen Standpunkt erhoben werden konnte. Allein es scheiterte an der Lauheit der Moreoten, vor allem aber auch daran, daß man den Albanesen Tahir unbesorgt nach Albanien zurückkehren und dort über das, was er in Morea und Mesolonghi gehört, berichten ließ. Aus diesen Berichten entnahmen die Albanesen, daß es sich nicht sowol um eine Diversion zu Gunsten Ali's wie um eine selbständige griechische Erhebung handle, und letzterer waren sie keinesfalls gewillt Hand und Schwert zu leihen. Von diesem Augenblick an löste sich das Bundesverhältniß zwischen Griechen und Albanesen, das, ungewöhnlich an sich, nicht zum wenigsten durch die eigenthümliche epirotische Verwickelung bewirkt worden war.

Die Pforte, entschlossen, koste es was es wolle, Janina zu nehmen, beschloß, dem prahlerischen, aber unentschlossenen Pacho-Bei das Commando zu nehmen, und setzte gegen Ende des Jahres 1821 einen alten erfahrenen Militär, Churchit-Pascha, an dessen Stelle, der nicht mehr, wie Pacho-

Bei, durch persönliche Beweggründe der Rache oder die Gier nach Ali's Schätzen, sondern lediglich durch die Interessen seines Hofs bestimmt war. Ein längeres Bombardement entmuthigte die Belagerten, Ali's Magazine gingen in Flammen auf, alles war zum entscheidenden Sturm bereit, da lieferte Verrath des Gouverneurs Charis Giaskas das Castell in die Hände der Belagerer. Ali fand noch eine letzte Zufluchtsstätte, er rettete sich auf die Akropolis Itschkale, wo seine Schätze, sein Harem und die Pulverkammer lagen. Er schwankte, ob er sich mit seinen Schätzen in die Luft sprengen oder den Betheuerungen Churchit's trauen sollte, der ihm sagen ließ, Ali möge nichts befürchten, der Sultan habe befohlen, den Gefangenen seinem Range gemäß zu behandeln, er selbst habe nach Konstantinopel wegen Amnestie geschrieben.

Jene Verzweiflung, jene intensive Lebenslust, die sich an das letzte rettende Bret klammern, unbekümmert darum, daß dasselbe die Qual des Sterbens höchstens verlängert, verleiteten jetzt Ali dazu, den Vorschlägen der Feinde Gehör zu geben. Er verlangte nur eine erneuete Zusicherung Churchit's, die ihm gestattete, sich nach Konstantinopel zu begeben und mit dem Sultan zu reden, dann sei er zufrieden damit, geköpft zu werden. Er mochte sich mit der Hoffnung tragen, durch gewichtige Enthüllungen über den griechischen Aufstand Verzeihung zu erlangen. So ließ er sich von Churchit aus seinem letzten Schlupfwinkel heraus auf eine Insel des Sees von Janina locken, er beruhigte sich damit, daß während seiner Abwesenheit in dem Castell alles auf dem alten Fuß und daß die brennende Lunte des Pulvermagazins in den Händen seines erprobten Dieners, eines lahmen Tschamenoffiziers, bleiben sollte. Er hatte diesem Getreuen strengstens anbefohlen, keine türkischen Soldaten in die Akropolis zu lassen, außer wenn dieselben ein geheimes,

zwischen beiden verabredetes Zeichen überbrächten. In jedem andern Fall sollte er die Akropolis in die Luft sprengen.

Churchit ließ den gefangenen Pascha auf der Insel mit den äußersten Ehrenbezeigungen behandeln, er redete ihm vor, daß er schon siebenmal nach Konstantinopel geschrieben habe, um die Erlaubniß zu Ali's Reise auszuwirken, in der That aber war sein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, der Verabredung zwischen Ali und dem Tschamen auf die Spur zu kommen. Durch Bestechung gelang es ihm zu ermitteln, daß das Geheimniß auf einer Schnur aus Korallen beruhte, die Ali bei sich führte, und deren Uebersendung dem Tschamen als Zeichen dienen sollte, daß alles gut stehe und daß er die Akropolis verlassen dürfe. Man verdoppelte nun Ali gegenüber die Versicherungen aufrichtigster Theilnahme und stellte eine baldige günstige Entscheidung des Divans in Aussicht; aber eines Tages fand sich plötzlich, daß die Korallenschnur verschwunden war, und der finsterste Verdacht stieg in Ali auf, als dieselbe trotz aller Nachforschungen nicht aufgefunden werden konnte.

Bald darauf erschien der lahme Tschame und wies, als Ali ihn voller Bestürzung fragte, weshalb er den ihm anvertrauten Posten verlassen habe, die verhängnißvolle Schnur. „Weh!" rief Ali aus, „die Verräther haben mich mit List gefangen!" Er traf nun alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, doch es war bereits zu spät.

Der Adjutant Churchit's, Mehmet, besuchte ihn täglich, ohne daß von der Korallenschnur oder der Uebergabe der Akropolis zwischen ihnen die Rede war. Er verstärkte aber die Wachen fortwährend, bis er eine hinreichende Anzahl von Truppen auf der Insel concentrirt hatte, um jeden Widerstand überwältigen zu können. Endlich ließ er am 16. Jan. 1822 (a. St.) eine Abtheilung Soldaten in das Parterre von Ali's Wohnung einrücken, begab sich selbst in

das Gemach des Paschas und donnerte ihn an: „Bete und gehorche dem kaiserlichen Befehl, der dein Haupt verlangt.“ Zugleich zog er den Ferman hervor und hielt ihn Ali hin. Doch der Pascha, wild und frech, wie er gelebt, spottete auch in der letzten Stunde des ihm gebotenen religiösen Trostes, er griff nach seinem Pistol, feuerte und verwundete Mehmet am Arm. Dieser flüchtete aus dem Zimmer und dem Hause, ließ aber die Thüren von außen schließen, und seine Soldaten folgten dem Beispiel, indem sie Ali's Anhänger einsperrten und ihnen zuriefen nicht zu feuern, sie müßten sonst wider Willen Gewalt gegen sie brauchen. Nun begannen Mehmet nnd seine Gefährten von außen gegen Ali zu feuern, der ihr Feuer von innen erwiderte. Aber auch von den im untern Stock aufgestellten ward er jetzt angegriffen, bis er tödlich getroffen zusammensank.

Am 23. Febr. 1822 brachte der Adjutant Churchit's Ali's Kopf nach Konstantinopel, wo derselbe unter dem Jubel des Volks durch die Straßen getragen und endlich vor dem großen Thor des Serails ausgestellt war. Wenige Wochen später erlitten seine Söhne das gleiche Schicksal, ihre freiwillige Unterwerfung und ihre geringe Bedeutung hatten sie nicht geschützt.

So endete der Mann, der Albanien aus dem Mittelalter in die Neuzeit geführt, die Epoche des Faustrechts und der Feudalität mit eiserner Hand geschlossen hat. Der individuelle Versuch, ein epirotisches Reich auf freireligiöser Grundlage zu errichten, war mislungen, gleichsam um das Gelingen jener nationalen Bewegung in noch glänzenderm Lichte erscheinen zu lassen, die mit Ali-Pascha's Leben in geheimnißvoller Weise verknüpft war. Auf den Trümmern der albanesischen Tyrannei triumphirte die griechische Freiheit.

Anmerkungen.

---

1) Die Relationen von Marino Cavalli aus dem Jahre 1560 stellen den Sturz der türkischen Herrschaft bei der innern Uneinigkeit und schlechten Verwaltung für den Fall, daß ein kräftiger König von Persien im Verein mit den christlichen Mächten „das Seine wiedererobern" wolle, in Aussicht. Nur müßten die Christen einig sein und aufhören für den Großherrn zu beten. Die Türken würden nicht so groß geworden sein, se non che per li nostri delitti Dio esaudisce troppo le orazioni di essi Turchi, iquali ogni giorno cinque fiate pregano per la vittoria del Gran Signore e per la disunione dei cristiani e senze fine ringraziano Dio delli beni che loro dà; e fiu nelli mercati prima che comincino a vendere cosa alcuna fanno pubblica orazione per la divisione de' christiani. Die Relationen von Lorenzo Bernardo aus dem Jahre 1592 nennen als die drei Grundpfeiler der türkischen Herrschaft: Religion, Sparsamkeit und Gehorsam. Diese aber seien erschüttert. Religiöse Sekten seien hervorgetreten. Die Prädestinationslehre, welche die Türken im Kampf mit Todesverachtung, ja Todeslust erfüllt habe, beginne zu wanken. Bei der Pest habe sich das deutlich gezeigt. Die alte Einfachheit und Sparsamkeit des türkischen Lebens beginne unter dem Einfluß der europäischen Civilisation zu schwinden. An Stelle unbedingten Gehorsams trete die Eifersucht der großen Würdenträger des Reichs. Die Person des Sultans sei in Deconsideration gefallen. Onde ragionevolmente si puì discorrere, che siccome l'Impero Ottomano ha facilmente potuto, con l'autorità e presenze sempre

del Gran Signore nelle importanti imprese, e per il concorso e la speranza de' premii e degli onori far così mirabili progressi in così poco tempo, così ora possa aver quelche principio la sua declinazione. Alberi, Relazioni degli ambasciatori Veneti (Florenz 1844), Serie II, Bd. 2.

2) Κατ' ἐμὲ δὲν ὑπάρχει οὐδέ ἡ ἐλαχίστη ἀμφιβολία ὅτι ἡ φύλη αὕτη εἶναι ἐκ τῶν Πελασγικῶν. Κουτσονίκας, Ἱστορία τῆς Ἀλβανίας (Athen 1863). Das Verhältniß der jetzigen Griechen zu den Albanesen stellt sich somit als analog zu dem Verhältniß zwischen Pelasgern und Hellenen heraus. Sprache nud Sitte waren verschieden, doch nicht so verschieden, daß sie nicht als gemeinsamen Hintergrund die arische Stammesverwandtschaft hätten durchblicken lassen. Freilich lag das Uebergewicht in den geistig beweglichern Hellenen. Und wie einst ein Theil der Pelasger von den Hellenen überwunden und geistig so vollkommen verdaut wurde, daß die pelasgische Sprache zu Herodot's Zeit wie ausgestorben war, so steht gegenwärtig den in das Königreich Griechenland eingewanderten Albanesen das gleiche Schicksal der Hellenisirung bevor; naturgemäß erliegt das culturlose Element in ungleichem Kampf, einer von den Kämpfen, bei welchen der Besiegte am wenigsten auf allgemeinmenschliche Theilnahme rechnen darf. Vgl. Hahn, Albanesische Studien, S. 215 fg.

3) γ̇jάκου ούjε σ'bενετε.

4) Die Liapen in dem Chimaragebirge am Adriatischen Meere (gemischt) und die Tschamen im Süden von Laperi (sunnitisch) erheben sich zu keiner selbständigen Bedeutung, obwol sie von einzelnen, z. B. Ibrahim Manzour, als den Tosken und Gegen ebenbürtige Stämme aufgeführt werden.

5) Ἱστορία τοῦ Ἀλῆ Πασσᾶ Μουτσοισάτη ὑπὸ Δ. Κουτσονίκα (Athen 1863). Macht einen großen Theil der frühern Darstellungen überflüssig, vgl. meinen Aufsatz: „Zur griechischen Historiographie" (Heidelberger Jahrbücher, 1866). Relativ sehr wichtige Notizen verdanke ich Pouqueville's Voyage en Morée, à Constantinople et en Albanie (Paris 1805). Histoire de la régéneration de la Grèce (übersetzt von Hornthal, 1824). Mémoires sur la Grèce et Albanie par Ibrahim-Manzour-Effendi (Ali's ehemaligem Geniecommandanten) (Paris 1827). Dazu die Berichte der Reisenden Hobhouse, Hughes, Douglas, Holland, Bartholdy u. a. A. de

Beauchamp, Vie d'Ali-Pascha (Paris 1822), ist eine Compilation. Graf Alcaini's Biographie des Veziers Ali-Pascha (1823) ist ganz liederlich gearbeitet. Für einzelne Partien, wie den Suliotenkrieg, sind Perrhäwos' Ἱστορία Σουλίου καὶ Πάργας (Venedig 1815) und Philimon's Δοκίμιον ἱστορικόν (Athen 1834) relevant. Vgl. übrigens meinen Aufsatz: „Die Hetärie" (Sybel's Zeitschrift 1866).

6) Vgl. Manzour-Effendi, S. 7. Chamko hieß fortan καπαλόγλου. Pouqueville, I, 43. Kutsonikas sagt nur: ἔνθα τοὺς μετεχιρίσθησαν πολύ ἀνοικείως οἱ Γαρδικιῶται.

7) Koran, S. XXIII, V. 95.

8) Epirot, V, 261.

9) Ibrahim-Manzour-Effendi, S. 18 fg.

10) Il., XVI, 234.

ἀμφὶ δὲ Σελλοὶ σοι ναίουσ'
ὑποφῆται ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι.

11) Δουκ. II, Kap. 95.

12) Νεῦσον οὖν Κυρία διδόναι ἡμῖν σὸν ἔγγονον Κωμσταντίνον διὰ ἄνακτα ἡμῶν τοῦτο μόνον τὸ γένος ὅλον ἡμῶν ἀιτεῖ δεόμενον (γένος γὰρ τῶν ἡμῶν Αὐτοκρατόρων ἀπεσβέσθη) καὶ ἔσεται ὡς τοὺς προγόνους αὐτοῦ.

13) Correspondance de l'Empereur Napoléon, III, 557.

14) Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων, vgl. meinen Aufsatz: „Die Hetärie" (Sybel's Zeitschrift, October 1866).

15) Correspondance de l'Empereur Napoléon, IV, 230.

16) Bellaire, Précis des opérations générales de la division française du Levant, Kap. 18, und Dufey, Histoire de la régénération de la Grèce, V, 101, sind nach Kutsonikas und Pouqueville zu berichtigen.

17) Bartholdy, Reise in Griechenland, s. S. 273.

18) Auf die durch Kitzo Botsaris vermittelten Vorschläge, gegen 2000 Börsen auszuziehen und sich tributfrei, wo sie wünschten, in Ali's Lande niederzulassen, erwiderten sie: „Ἡ πατρὶς μας εἶναι ἀπείρως γλυκυτέρα καὶ ἀπὸ τὰ ἄσπρα σου καὶ ἀπὸ τοὺς εὐτυχεῖς τόπους, ὁποῦ ὑποσχέσαι νὰ μᾶς δώσῃς. ὅθεν ματαίως κοπιάζεις, ἐπειδὴ ἡ ἐλευθεριά μας δὲν πωλεῖται, οὔτε ἀγοράζεται σχεδὸν με ὅλους τοὺς θησαύρους τῆς γῆς, παρὰ με το αἷμα καὶ θάνατον ἕως τὸν ὕστερον Σουλιώτην." Perrhäwos, a. a. O.

19) Vgl. das Volkslied:

Σύγνεφον μαῦρον σκέπσε τὸ Σοῦλι καὶ τῆν Κιάφαν
Οὔτε ὁ τύραννος ζωὴν τῶν Σουλιωτῶν χαρίζει
Οὔτε Σουλιώτης ζωντανὸς ’ς τὰ χέρια τον λογᾶται.

20) Correspondance, XIII, 577. Napoleon an Talleyrand, 19. Juli 1806.

21) Die Einzelheiten in K. Mendelssohn-Bartholdy, Gra fKapodistrias (Berlin 1864), S. 16 fg.

22) Mein Aufsatz: „Die Hetärie“, a. a. O.

23) Travels in Greece, III, 404 fg.

24) Ibrahim-Manzour-Effendi, Notice sur l’Albanie, S. XIX. Les Ulémas sont en exucration auprès les Aliites. Mouctar-Pascha se déclaroit ouvertement pour être de cette secte, et l’on accusoit avec beaucoup de raison son père de suivre les mêmes principes quoiqu’il ne l’avouât pas par des motifs de politique. D’ailleurs Ali-Pascha étant né à Tépéléni dans le tribu des Toskes il eût été difficile que dans sa jeunesse il n’eût pas été imbu des maximes dangereuses propagées par les derviches corrupteurs de la morale publique.

25) Hobhouse, I, 52.

Die sagenhafte und symbolische Thier-geschichte des Mittelalters.

Von

Eduard Kolloff.

Ist der Mensch von Gottes Gnaden Herr und König der Thiere, so ist er ein Regent, der seine Unterthanen lange mit sehr befangenen Augen angesehen hat. Für den noch unwissend rohen oder geistig beschränkten Menschen hat das Thier etwas Unheimliches und Unbegreifliches. Die Wahrnehmnng der verborgenen Kraft, die ein solches Gliederthum belebt und bewegt, macht ihn seltsam verlegen und bange. Er hält das Thier für ein übermenschliches, dämonisches Wesen und betet es an. Rabengekrächz, Hundegebell, Wolfsgeheul sind ihm Laute von höchster Bedeutung, Geister- und Götterstimmen. Auch unterscheiden sich in seiner Vorstellung die Götter dadurch von den Menschen, daß sie anstatt des Menschenhauptes Thierköpfe haben. Nicht blos Widder und Stiere, Wölfe und Löwen müssen ihre Köpfe für die Ausstattung der Göttergestalten hergeben, auch Adler, Sperber und andere Vögel, ja sogar Insekten, Fliegen, Bienen, Käfer werden zu Götterköpfen verwendet. Was in einem höhern Zustande der Gesittung als ein Ungeheuer erscheint, das gilt auf einer niedern Stufe der Bildung für einen Gott. Bekanntlich sind diese wunderlichen Verbindungen des Menschen mit einem Vieh oder mehrern Thieren in unförmlichen Göttergestalten ein charakteristischer Zug der ägyptischen Religion. Beispiele solcher Verbindungen

finden sich jedoch, obschon seltener, im ganzen Orient; selbst im alten Griechenland begegnen uns noch, freilich als vereinzelte Erscheinungen, die roßhäuptige Demeter in Arkadien und der Minotauros, der stierköpfige Gott auf Kreta, die aus Asien dahin gekommen waren. Von einem so misgestalteten, monströsen Göttergeschlecht ließ die griechische Phantasie thiermenschliche Ungethüme herstammen: Giganten, Gorgonen, Harpyien, Centauren, Tritonen, Nereiden, Sirenen und Satyrn, dachte sich aber dabei nicht den Thierkopf auf den menschlichen Körper gesetzt, sondern den menschlichen Kopf und Rumpf mit dem Thierleibe verwachsen. Nur die alten Griechen besaßen das Geheimniß solcher doppelter, zugleich befremdender und reizender Halbbildungen; mit feinem, poetischem und naivem Sinne wußten sie die heterogensten Formenhälften zu einem wahrscheinlichen organischen Ganzen zu verschmelzen und die kühnsten Uebertretungen der Naturgesetze in der Kunst einzubürgern. Wir Neuern sind viel zu altklug für dergleichen ungeheuerliche Schöpfungen, zu deren lebendiger und lieblicher Gestaltung eine Zeit gehörte, wo die noch im Gebiete der Wissenschaft wie im Reiche der Dichtung schaltende und waltende Poesie zum Erklären der Naturgeheimnisse zugelassen wurde und die Naturmetamorphosen auf ihre Art schildern konnte. Die Thiermenschen erhielten einen Zuwachs von Zwitterthieren, die aus dem Orient nach Griechenland hinüberwanderten und infolge ihrer dortigen Aufnahme classisches Leben und Ansehen erlangten: Drache, Greif, Basilisk, Schlangengeier, Einhorn, Seepferd. Andere Ungethüme endlich waren das Erzeugniß des priesterlichen Hanges zum Symbolisiren, der eine Ideenverbindung durch eine äußerliche, roh materielle Formenzusammensetzung auszudrücken und durch mystisch Ungeheuerliches der abergläubischen Menge zu imponiren sucht. Solcher Art sind die ägyptischen Sphinxe, die in

riesiger Größe abgebildet und in langen Doppelreihen aufgestellt, zum Eingange der Tempel des alten Theben hinführten; die kolossalen menschenhäuptigen Flügelstiere und adlerartigen Löwen, welche als Portalwächter an den Eingängen der Königspaläste zu Ninive und Persopolis angebracht waren. Die Sphinxbilder am Throne des olympischen Zeus von Phidias und die vier geheimnißvollen Thiere, welche in der bekannten Vision des Ezechiel den Thron des Allerhöchsten tragen, erinnern noch an jene altorientalische Sitte und Anschauungsweise.

Trotz seiner heiligen Scheu muß sich jedoch der Mensch der feindlichen Thierbrut erwehren, die in frühester Zeit um ihn herum wimmelt und in seinem Kopfe spukt. Alsdann erscheinen gewaltige Helden und Jäger, Nimrod, Hercules, Theseus, und befreien die Welt von der Plage wirklich vorhandener oder erdichteter Ungeheuer, von dem Gefühl der Hülflosigkeit. Die Vernichtung der gewöhnlich als Repräsentanten dämonischer Mächte gedachten wilden Thiere und fabelhaften Bestien ist nun eine von den Wohlthaten, welche die Kunst in kräftigen und naiven Darstellungen zu verherrlichen beliebt. Auf den alten ägyptischen und assyrischen Denkmälern werden immer von neuem solche Thierjagden geschildert, und Scenen aus den Heroensagen von Hercules und Theseus, Kämpfe mit Centauren und Giganten sind das häufige Thema der griechischen Tempelreliefs, selbst im Perikleischen Zeitalter. Ist nun auch der Mensch seiner überlegenen Macht und höhern Stellung gegen die Thiere inne geworden, so behält er doch noch eine Art Rückerinnerung von der abergläubischen Furcht, die ihm jene räthselhaften Wesen einflößten, welche er vergötterte, weil sie für ihn der Ausdruck unbekannter Kräfte waren. In den Kunstwerken, wo er die Angstgebilde seiner Seele in die Welt der sinnlichen Anschauung heraustreten läßt, schildert er

das Thier mit Zugrundelegung der Naturbeobachtung, aber mit solcher Abänderung der Formen, daß die seltsamsten Misgestalten daraus entstehen: man erkennt noch deutlich das von der Wirklichkeit dargebotene Vorbild, hier einen Löwen oder Stier, dort einen Hirsch oder Ziegenbock; aber diese Vorbilder scheinen wie in qualvollen Fieberträumen umgeschaffen, das Gefühl des Unheimlichen drängt sich mit ergreifenden Charakterzügen hinein, und die Erfindsamkeit im Hervorbringen der abenteuerlichsten Creaturen ist erstaunlich. Die alterthümlichen Vasen von schwarzer Erde, namentlich diejenigen des sogenannten asiatischen Stils, und die etrurischen Steinsculpturen liefern sehr merkwürdige Proben dieser phantastischen Auffassungs- und Behandlungsweise des Thieres. Auch bei den assyrischen und persischen Kunstwerken trifft man davon zahlreiche Beispiele, wie sie viel später ebenso häufig in dem plastischen Schmuck unserer gothischen Kirchenbauten vorkommen und sich weiter durch die Grauenbilder des Hieronymus Bosch, die Kupferstiche von Martin Schongauer und Albrecht Dürer bis zu den Phantastereien des Höllen-Breughel und Teniers hin erstrecken.

Jedes Land des Alterthums hatte für irgendein Thier eine besondere Vorliebe und äußerte sie mit gefühlvoller Betonung. In der ältesten Poesie Indiens ist die Kuh ein Gegenstand eigenthümlicher Bewunderung, die jeden Augenblick in blühende und schmeichelnde Worte ausbricht: der Dichter der Hymnen des Ritsch-Veda vergleicht die Morgenröthe, die ihren Busen enthüllt, mit einer Kuh, welche ihr strotzendes Euter aufdeckt. Aegypten vervielfältigte ins Endlose die Darstellung der Thiere, die in seiner Religion eine so wichtige Rolle spielen, und die einheimischen Künstler haben sie mit großem Verständniß des anatomischen Baues und leidenschaftlichen Ausdrucks wiedergegeben. Man kann ihnen zwar

nicht nachsagen, daß sie dieses oder jenes Thier am liebsten und besten behandelten; aber gewissen, sonst wenig geachteten und so gut wie beiseitegesetzten Thieren, dem Schakal, dem Affen und der Katze, ließen sie die Ehre häufiger Abbildung widerfahren. Die Griechen, weil sie das Studium der Menschengestalt vor allem betrieben und zur höchsten Vollkommenheit brachten, hatten darum keine geringschätzige Meinung von den Thieren. Unter ihren übriggebliebenen Kunstwerken finden sich Löwen, Panther, Eber, Wölfe, Stiere, in welchen die thierischen Formen ebenso wahr, fein und großartig gegeben sind, als die menschlichen in Göttern und Heroen; doch das Thier, welches sie vor allen zu ihrem Liebling erkoren und mit unvergleichlicher Meisterhaftigkeit schilderten, ist das Pferd. Ihre Pferde zeigen Feuer und Adel, und der Ausdruck ihrer Leidenschaften grenzt ans Menschliche. Schon bei Homer ist dieses innige Verhältniß zwischen Roß und Reiter lebendig angedeutet. Die Wunderpferde des Achilleus betheiligen sich an dem unbändigen Schmerze ihres Herrn und jammern mit ihm um seinen gefallenen Freund Patroklos. Pindar besang die Rosse der olympischen Sieger, und in dem mit Weihgeschenken der alten Kunst prachtvoll geschmückten Tempelhain des Zeus zu Olympia waren eherne Reiterstatuen und Renngespanne neben den Standbildern und Altären der Götter aufgestellt.

Auch hatten die Künstler und Dichter des Alterthums ihre Lust an der Darstellung von Thieren, die sich wie Menschen gebaren und beschäftigen, und verfuhren dabei, scheint es, ohne alle symbolische Nebenbeziehung, nach dem bloßen Anstoß heiterer und scherzhafter Laune. So sieht man an den Wänden der ägyptischen Hypogäen musicirende oder kriegführende Thiere. Ein Löwe schlägt die Laute neben einem harfespielenden Esel. Ratten belagern eine

von Katzen vertheidigte Festung, wobei der Rattenkönig auf einem mit Hunden bespannten Streitwagen heranfährt. Eine dem Homer zugeschriebene altgriechische Dichtung schildert den Krieg zwischen Mäusen und Fröschen. Diese letztern, nebst Wespen und Vögeln, bringt Aristophanes sogar auf die Bühne. Ein pompejanisches Wandgemälde zeigt uns eine mit einem Papagai kutschirende Heuschrecke, und auf geschnittenen Steinen sieht man Schmetterlinge oder Bienen vor den Pflug gespannt, und andere dergleichen Erfindungen.

In barbarisch wilden Zeiten gebraucht man die Thiere, dem Menschen edle Gesinnung und Gutherzigkeit vorzupredigen. Der lesbische Sänger Arion, um mordgierigen Schiffern zu entrinnen, springt ins Meer, wo ihn ein Delphin auf seinen Rücken nimmt und ans Land trägt. Die arkadische Heroine Atalante, von ihrem Vater auf dem Berge Parthenion ausgesetzt, wird von einer Bärin gesäugt, und die Zwillinge der Rhea Sylvia haben bekanntlich eine Wölfin zur Amme. Herrscht hingegen milde Sitte, so breitet sich die überfließende Liebe des menschlichen Herzens auf die Thiere aus. In einem solchen Augenblick schildert die indische Poesie einen Helden, der sich weigert, die Schwelle der Himmelspforte zu überschreiten, wenn man nur ihn allein und nicht auch seinen Hund einlassen will. Gleichzeitig spricht Sakontala so traulich, so zärtlich mit ihrer Lieblingsgazelle, und lehrt Pythagoras, es sei abscheulich, das Fleisch von Thieren zu essen.

Wir finden demnach im Alterthum mancherlei Arten von Interesse an den Thieren, man berücksichtigt sie aus religiösen, moralischen, plastischen, humoristischen, sentimentalen Beweggründen; doch zu einer rein realistischen, naturwissenschaftlichen Auffassung der Thierwelt gelangte man nur ausnahmsweise und vorübergehend. Von so vielen

Eroberern, deren große oder glänzende Thaten uns die alten Geschichtschreiber berichten, dachte allein Alexander an etwas anderes als ans Umbringen armer Schelme, die ihm nichts zu Leide gethan, und ans Knechten wackerer Leute, die ihn nicht zum Herrn haben wollten. Zweiundzwanzig Jahrhunderte vor Bonaparte's ägyptischem Feldzuge kam ihm auf seiner indischen Heerfahrt der geniale Gedanke, sein Waffenglück zur Bereicherung der Wissenschaft dienen zu lassen. Hatte er auch nicht, wie der moderne Alexander, in seinem Heere eine ganze Mannschaft von Gelehrten und Künstlern, die zwischen Marsch und Schlacht ihre Untersuchungen anstellten und auf ihre Art das Land eroberten, so sorgte er wenigstens dafür, daß sein Lehrer Aristoteles seltene, in Griechenland unbekannte Thiere zugeschickt erhielt. Diese Sendungen brachten der Erfahrungswelt reichen Zuwachs, und Aristoteles wurde der Begründer der Zoologie. Cäsar ausgenommen, der in seine Militärberichte Schilderungen merkwürdiger Thiere einstreut, scheinen die römischen Feldherren kein zoologisches Interesse gehabt zu haben. Sie ließen freilich alle wilden Bestien der Tropenländer und nordischen Wälder nach Rom hinschaffen, aber blos in der Absicht, Kampfspiele und Thierhetzen von grausigem Maßstabe im Circus und Amphitheater damit zu veranstalten; anstatt sie dem Prosector abzuliefern, gab man ihnen Gladiatoren zu verspeisen oder ließ sie sich untereinander zerfleischen, womit der Zoologie ebenso wenig gedient war als mit der hergebrachten Liebhaberei an Thiergärten und Wildgehegen, die zum Luxusapparat der römischen Villen gehörten. Wir stürzen jählings aus den lichten Höhen der Wissenschaft in die finstere Untiefe des Aberglaubens, wenn wir von der Thiergeschichte des Aristoteles zur Naturhistorie des Plinius hinkommen. Nachdem die griechische Naturforschung von der strengen Aristotelischen Methode sehr bald

wieder abgegangen war, verschwand aus der Naturgeschichtschreibung alle verständige Skepsis und Kritik. Das Umherschwärmen im fernen Osten hatte die Lüsternheit an den Schüsseln orientalischer Teratologie geweckt, und die Diadochenzeit verdarb sich allen Sinn und Geschmack durch Naschen aus der chaotischen Büchermasse, welche in die alexandrinische Bibliothek wie in ein eigens dafür gegebenes Strombett hineinfloß und alle Köpfe des Abendlandes mit Schwindeleien von seltsamen Naturspielen anfüllte. Bei Plinius finden wir sämmtliche Wundergeschichten aus der ältesten Länder- und Völkerkunde, nebst umständlichen Nachrichten über die fabelhaftesten Kräfte und Eigenschaften der Thiere, Pflanzen und Steine. Gleichwol hatte man, als das Christenthum aufkam, an den vorhandenen naturhistorischen Schriften eine Menge Beobachtungen und Forschungen, die, von den damit vermengten Träumereien aller Art gereinigt, ein ziemlich achtbares, wissenschaftliches Ganzes abgeben konnten. Allein die ersten Begründer der christlichen Lehre setzten sich eine ganz andere Aufgabe als die kritische Umarbeitung der Naturgeschichte. Für sie existirte nur eine Quelle des Wissens, die Bibel, und diese wurde daher auch die Grundlage der christlichen Naturgeschichte.

Nach biblischer Vorstellung ist das Thier dem Menschen unterthan, an sein Schicksal gebunden, mit in seinen Sündenfall verwickelt und ihm in gewisser Beziehung gleich, es leidet mit ihm auf Erden und harrt der Erlösung. „Alle Creaturen seufzen", sagt der Apostel Paulus. „Gott wird alle Thiere mit seinem Segen erfüllen", heißt es in den Psalmen. „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen", prophezeit Jesaias. Einige Mystiker, die, wie der heilige Franz von Assisi, von überschwenglicher Liebe beseelt und zufolge gewisser Schrifttexte an die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden

zu glauben geneigt sind, finden in den eben angezogenen Bibelstellen die Verheißung einer schließlichen Versöhnung der Thiere unter sich und mit den Menschen ausgesprochen. Was für eine Bewandtniß es auch mit dieser Meinung haben mag, nach der Ansicht biblischer Schriftsteller soll das Thier dem Menschen gleichsam als symbolischer Spiegel dienen, in welchem er sein eigenes Bildniß und Schicksal stückweise abgespiegelt sehen kann. Wie der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, so sind die Thiere in gewissem Sinne nach dem Ebenbilde des Menschen geschaffen. Wegen dieser Aehnlichkeit wird in der Heiligen Schrift, von der Genesis bis zur Apokalypse, überall der Symbolismus angewendet; auch erklärt sich daraus die Eintheilung der Thiere in reine und unreine, indem die einen das Gute, die andern das Böse vorstellen, und hiernach sehen wir die Gottheit, soweit sie sich in der Endlichkeit offenbart, das Lamm zu ihrem Sinnbilde erwählen und in Gestalt einer Taube erscheinen, während der Teufel die Gestalt der Schlange annimmt und Herodes ein Fuchs heißt. Der heilige Mann im Lande Uz schickt den Menschen zu den Thieren in die Schule und empfiehlt ihm das Studium derselben als ein Mittel, hochwichtige Aufschlüsse zu erlangen. „Frage das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen.“ Wirklich ergriffen die christlichen Religionslehrer diese Art der Naturforschung. Anstatt aber, wie Hiob gemeint hatte, die Thiere selbst zu fragen, studirten sie, was von denselben in der Bibel geschrieben stand und auf die Person des Heilands bezogen werden konnte. Vielleicht ist diese Erklärungsweise nicht einmal eigenthümlich christlich, sondern nur ein Nachhall der in den Rabbinerschulen üblichen Exegese; denn nach Justin's „Gespräch mit Trypho“ wie nach dem Briefe an die Hebräer zu urtheilen, drehte sich fast die ganze Controverse zwischen

Juden und Christen um die prophetischen und geheimen Namen des Messias. Moses, die Psalmen und Propheten sind in der That voller Winke und Blicke auf die Erscheinung eines Löwen aus Juda, auf die Zeichen des Widerspruchs in der zweideutigen Gestalt seiner Person, seiner Friedens- und Freudenbotschaft, seiner Erniedrigung bis zum Tode am schmachvollen Kreuzesholz und seiner Erhöhung aus dem Erdenstaube eines Wurmes bis zum Thron unvergänglicher Herrlichkeit. Diese Fingerzeige wurden von beiden Theilen gleichmäßig angenommen, aber in der jüdischen Geheimlehre anders gedeutet als in der christlichen. Letztere fand das Auftreten des Messias in vielen naturhistorischen Angaben der Bibel mit der Aehnlichkeit eines Vorbildes angezeigt und gebrauchte solche vermeintliche Christustypen gleichsam als Pronomina. So entstand eine christliche Bildersprache hieroglyphischer Art, die nur den Eingeweihten sagte, daß Löwe, Lamm, Kalb, Panther, Hirsch, Adler, Haushahn, Pelikan, Delphin und andere Thiere in gewissen Beziehungen Symbole Christi und als vorbildliche Träger seiner Verheißungen zu betrachten und zu verehren seien.

Die Scheu vor Anthropomorphismen führte zu Zoomorphismen, und die altchristliche Kunst bediente sich dieses Aushülfsmittels bei ihren Darstellungen, die für den ersten Anblick sehr befremdlich sind. Mehrere Wandgemälde in den römischen Katakomben zeigen Christus als Orpheus unter wilden Thieren, die er durch die Töne seines Leierspiels und Gesanges anlockt und zähmt: damit ist Bekehrung der Heiden und Barbaren, nebenbei vielleicht noch die Bändigung der Leidenschaften und Sinnengelüste gemeint. Nicht blos Christus und die Apostel, sondern auch der Durchgang durch das Rothe Meer, das Herausschlagen der Quelle aus dem Felsen, die keusche Susanne mit den beiden Alten,

die Taufe Christi, die Vermehrung der Brote, die Auferweckung des Lazarus und andere Geschichten des Alten und Neuen Testaments sind an altchristlichen Sarkophagen durch Thierfiguren dargestellt. In den häufigen Abbildungen des Paradiesgartens, welche die ältesten christlichen Mosaiken in den Kirchen von Rom und Ravenna schmücken, sehen wir Christus unter dem Sinnbilde des Lammes Gottes auf einem Hügel, aus welchem die vier Paradiesesströme Pison, Gihon, Tigris und Euphrat (Symbole der vier Evangelien) hervorquellen, die sich in einen heiligen See ergießen, wo alle Fische der Welt herumschwimmen, und Lämmer, Hirsche, alle Thiere der Schöpfung ihren Durst stillen: eine sinnbildliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums. Anderwärts begegnet uns derselbe mystische Hügel, bewachsen mit Palmen, auf welchen Pfauen und Phönixe, als Sinnbilder der Unsterblichkeit, sitzen; auf dem Hügel steht das Lamm der Offenbarung, und unten an jeder Seite sind je sechs Schafe, welche aus den Thoren der ganz aus Juwelen erbauten Städte Bethlehem und Jerusalem (als Anfang und Ende der zeitlichen Geschichte des Herrn) heranschreiten: ein Symbol Christi und seiner 12 Jünger, oder auch der Gläubigen überhaupt.

Auf Bildwerken kommt diese symbolische Auffassungs- und Darstellungsweise erst seit dem 4. Jahrhundert vor, in Schriftwerken aber findet sie sich viel früher. Sinnbildliche Schrifterklärung war ein Hauptheil der urchristlichen Katechese und schon im 2. Jahrhundert Gegenstand eines ausführlichen und systematischen Werkes. Die ursprünglich in griechischer, jetzt aber nur noch in lateinischer Version vorhandene „Clavis“ des heiligen Melito, Bischofs von Sardes unter Marc Aurel, erläutert in sehr bestimmter und umfassender Weise die Bibelworte, die aus buchstäblichem Verstande in figürlichen Sinn übergegangen sind, und belegt

den jedesmaligen Commentar mit den dazugehörigen Schriftstellen. Sie ist der Schlüssel zu dem unermeßlichen „Schatz“ dunkler Symbolik, der in der nächsten christlichen Zeit bis gegen das Ende des Mittelalters angehäuft wurde, und bildet zugleich die Grundlage der mystischen Naturgeschichte, welche in der patristischen Literatur einen so ansehnlichen Platz ausfüllt und bis ins 16. Jahrhundert einen so hohen Grad der Popularität behält. Als das charakteristischste und wichtigste Actenstück dieser mystischen Naturgeschichte muß ein sehr altes christliches Schulbuch betrachtet werden: es führt den Titel „Physiologus“ (der Naturkundige) und erlitt in seinem mehr als tausendjährigen Leben mannichfaltige Schicksale und Wandlungen. In seiner natürlichen Nacktheit, nämlich ohne die schmückende mystische Einkleidung, ist das griechische Original nur ein kurzer Auszug aus dem vielen Wunderlichen, was die Alten von den Kräften und Eigenschaften gewisser Thiere, Pflanzen und Steine fabelten, sein Gewebe ist so dürftig und locker angelegt, daß man allenthalben die groben Fäden des gemeinen Aberglaubens sieht, dessen Grillen und Hirngespinste kein anderes Creditiv und keinen zureichendern Grund haben, als curiose Erzählungen morgenländischer Sagen und Gerüchte, einheimische Volksmärchen, Ahnungen, Träume, Räthsel und dergleichen Kindereien mehr. Der gelehrte französische Benedictiner Dom Pitra, dem wir die erste kritische Ausgabe des griechischen Urtextes verdanken (im 3. Theil des „Spicilegium Solesmense“, Paris 1855), hält es, sonderbar genug, für ein altheidnisches, im christlichen Sinne umgearbeitetes Mysterienbuch, weil fast alle darin abgehandelten Thiere heilige Wappenthiere altgriechischer Götter sind und zu diesen in Cultusbeziehung stehen. Freilich fehlen darin nicht der Adler des Zeus, der Rabe des Apollo, der Widder des Hermes, der Hahn des Ares, der

Löwe des Hercules, der Tiger und Panther des Dionysos, die Hirschkuh der Artemis, die Eule der Athene, die Tauben der Aphrodite, die Drachen der Demeter; aber diese Thiere gehören auch zur biblischen Thierwelt, die bei der Wahl des „Physiologus" ausschließlich berücksichtigt ist. Vermuthlich war der „Physiologus" ein sehr verbreitetes naturgeschichtliches Werk der ältern griechischen Literatur, welches auszugsweise von einem christlichen Kirchenlehrer commentirt oder, wie man später sagte, „moralisirt" wurde, und dieser Commentar fand nachher so allgemeinen Eingang, daß von dem ursprünglichen Buche nichts übrigblieb als der Titel. In den gedruckten Schriften des heiligen Epiphanius sowie in alten Manuscripten wird der griechische „Physiologus" als Glosse bezeichnet, und die Art, wie derselbe angelegt und abgefaßt ist, läßt überall den Geistlichen und Prediger hervorsehen, der zum Behuf seiner Lehrzwecke und nach den Regeln seiner Auslegungskunst arbeitet. Er will ein göttliches Geheimniß, eine Heilswahrheit darthun, und verwirft darum alles, was nicht in seinen Kram taugt; wenn er die Mystik mit einem Beweise, die Doctrin mit einem schulgerechten Schluß verstärkt, so meint er genug zu sagen. Seine Beschreibung macht die Prämissen, die Nutzanwendung ist der Schluß, und die ganze Erzählung nur ein Sermon, ein Predigttext. Damit aber die Geschichte bloßes Argument bleibt und in ihrer Anlage das Didaktische von selbst hervortritt, ist sie knapp gehalten und beschränkt sich auf die Angabe des Deutsamen und Zweckdienlichen. Seine Erzählung ist daher eine bloße Wiederholung seiner Moral. Er sagt zweimal dasselbe, zuerst in Form von Bericht, nachher in Form von Sentenz, und ist anscheinend Historiker, eigentlich aber nur Didaktiker. Die Thiere, ihre Körper- und Charaktereigenschaften, liefern ihm Stoff zu mystischen Vergleichungen und erbaulichen Betrachtungen; sie sind für

ihn blos Laster, Tugenden, Sinnbilder, mit denen er Unbegreifliches begreiflich und Moralisches eindringlich machen will. Dünn und substanzlos, lassen sie die hineingelegte Idee durchscheinen, je leerer, desto durchsichtiger. Um sich in Argumente zu verwandeln, dürfen sie keine rechte Wesen mehr sein: ein lebendiges Thierporträt könnte die Aufmerksamkeit fesseln und der didaktischen Wirkung schaden; ist der Fuchs zu anziehend geschildert, so denkt man nur an ihn, oder, was noch schlimmer, er wird der Held der Geschichte. Der Verfasser läßt deshalb keine Quelle von Interesse, keine Gelegenheit zu Misverstand, und wählt für jedes einzelne Thier und seine Beschreibung nur ein paar Züge, meistens aus der gefabelten Naturkunde. Alles Zoologische wird abgekürzt, um rascher auf die Moral hinzusteuern. Die kürzesten Beweise sind die besten, und wer blos ankommen will, der eilt sich.

Bei aller Schlichtheit und Einfachheit des Inhalts fehlt es dem Buche nicht an Künstlichkeit und schlau versteckter Feinheit. Es wird zwar nicht ausdrücklich versichert, daß alles Erzählte authentisch und kanonisch sei; aber jedes Kapitel hebt an: „Der «Physiologus» sagt", und schließt: „Schön also sagt der «Physiologus»", als ob zu verstehen gegeben werden solle, man dürfe sich auf ihn verlassen und auf seine Worte schwören. Zu dem Buche hatte sich kein Verfasser genannt. Die Folge davon war, daß es unter den Namen berühmter Kirchenlehrer in Umlauf kam: hauptsächlich wurde es dem heiligen Epiphanius, Bischof von Konstantia (Salamin) auf der Insel Cypern, am Ende des 4. Jahrhunderts, oder seinem Zeitgenossen, dem Johannes Chrysostomus zugeschrieben. In neuerer Zeit hat man sich viel bemüht, den echten Vater dieses Buchs, die Zeit und Stätte seiner Geburt auszumitteln. Was den Verfasser anlangt, so ist bisher nur gerathen und ohne überzeugende

Gründe bald dieser, bald jener vorgeschoben worden. In Bezug auf die Entstehungszeit des „Physiologus“ weisen schriftliche Zeugnisse bis ins 3. Jahrhundert zurück. Fragen wir, wo wir uns hinzuwenden haben, um seiner Heimat auf die Spur zu kommen, so nützt es nichts, die Fährte der einzelnen Thiere zu verfolgen, da hier der arabische Wildesel, der äthiopische Strauß, der indische Elefant, der ägyptische Ichneumon, der pontische Biber in Einer Heerde beisammen sind. Das Ganze läßt auf Alexandria vermuthen, wo Altägyptisches, Griechisches, Jüdisches zusammentraf und die größte Werkstätte des damals modernen Sammelns, Forschens und Wissens bestand. Im alexandrinischen Studienbereich hatte zwar die Naturforschung nicht ihre Pflege, dagegen beschäftigte man sich in der neuen Weltstadt viel mit Wunderbarkeiten der Natur. Es war starke Nachfrage nach alten Naturgeschichten, und der Nationalstolz der daselbst ansässigen Juden fühlte sie nicht wenig geschmeichelt, den griechischen Gelehrten und griechisch Gebildeten das kostbarste Schaustück dieser Art vorweisen zu können, nämlich ein Buch der Natur, welches sie geradezu dem Adam beilegten; denn dieser müsse ein gründlicher Naturkenner gewesen sein, weil er sonst die Thiere, die Gott zu ihm brachte, nicht jegliches nach seiner Art und Eigenthümlichkeit hätte benennen können.

Wo, wann und durch wen aber auch der „Physiologus“ entstanden sein mag, er fand im Orient sehr frühe Verbreitung. Was der Alexandriner Clemens von der Hyäne und Turteltaube sagt, stimmt ganz mit dem „Physiologus“ überein, der zuerst von Origenes als Buch genannt und vielfach angezogen wird. Die spätern griechischen Kirchenlehrer gebrauchten ihn unbedenklich zur Rechtfertigung und Begründung ihrer christlichen Doctrinen. Mehr oder weniger in der Aber- und Wundergläubigkeit ihres Zeitalters befangen,

waren sie keineswegs gesonnen, dem Glauben an fabelhafte Thiere und Thiergeschichten mit wissenschaftlichen Gründen entgegenzutreten; sie wollten nur, daß man den rechten Sinn nach christlichen Begriffen damit verbinde. Wie heutzutage orthodoxe Katholiken und Protestanten die in unsere Geistesbildung übergegangenen Resultate der neuesten naturwissenschaftlichen Forschung als Beweise für die Glaubwürdigkeit der Offenbarung geltend machen, so suchten damals die christlichen Theologen in den ohne Widerspruch um sie herum verbreiteten Meinungen von der Natur gewisser Thiere Argumente und Anknüpfungspunkte für die neue Moral und Dogmatik; sie bekümmerten sich dabei weit mehr um die Reinheit der entwickelten Glaubenssätze als um die Richtigkeit der zoologischen Vorstellungen, die ihnen für ihre Lehrzwecke brauchbar dünkten, und der heilige Basilius gesteht ganz offenherzig, es komme nicht darauf an, zu untersuchen, ob Greif und Einhorn in der Natur wirklich vorhanden wären, sondern zu erklären, was sie rechtgläubigerweise bedeuteten.

Die römische Kirche witterte Ketzerei in dem „Physiologus“ und sträubte sich dagegen so lange, als sie die Schlange im Grase versteckt glaubte. Die erste Erwähnung davon verlautet am Ende des 5. Jahrhunderts (494) in einem von der römischen Synode unter dem Papst Gelasius I. erlassenen Decret, welches den sogenannten „Physiologus“ mit dem vorgesetzten Namen des Ambrosius für ein untergeschobenes, häretisches Machwerk erklärt und seinen Gebrauch verpönt. Wenn diese Censurmaßregel vorläufig sein Aufkommen verhinderte, so fand er dafür einen desto geneigtern Gönner an Gregor dem Großen (590—604), der ihn mit vollen Händen in seine Schriften, zumal in seine moralischen Auslegungen des Buches Hiob hineintrug und in der lateinischen Kirche einbürgerte. Der „Physiologus“ wurde

hier vom 7. bis zum 12. Jahrhundert das classische Compendium der Naturgeschichte und ein orthodoxes Lehrbuch der Moral. Lateinische Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen des griechischen „Physiologus“ gehörten zu den am meisten verbreiteten und gebrauchten Büchern jenes Zeitraums, aus welchem noch jetzt keine andern Werke auf großen Bibliotheken in so vielen Handschriften erhalten sind als die sogenannten „Bestiarien“. Von den bisher zum Druck beförderten Versionen reichen die ältesten ins 11. Jahrhundert hinauf, nämlich der „Physiologus“ in Versen, wozu sich Theobald, Bischof von Siena oder Piacenza, als Verfasser nennt (von dem Benedictiner Antoine Beaugendre irrigerweise unter den Werken Hildebert's, Erzbischofs von Tours, herausgegeben, Paris 1708), und der „Physiologus“ in Prosa, welchen Dr. Gustav Heider nach einer Handschrift aus der Bibliothek des Klosters Göttweih veröffentlicht hat, im dritten Jahrgange des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen“ (Wien 1850); beide sind, was die naturhistorischen Beschreibungen und symbolischen Deutungen anlangt, bloße Auszüge und Wiederholungen des griechischen Originals, welches den damaligen Geistlichen in der Ursprache nicht mehr verständlich, aber durch Uebersetzungen allgemein zugänglich war. Nicht blos Prediger, Schullehrer und theologische Schriftsteller, auch Künstler im Kleinen und Großen entnahmen aus den Bestiarien eine Menge Angaben und Motive für ihre wechselseitigen Zwecke. Schon in den lateinischen Handschriften des 7. Jahrhunderts sind die großen Anfangsbuchstaben häufig aus Tauben, Fischen und dergleichen symbolischen Thieren zusammengesetzt. Ein besonders merkwürdiges Beispiel der Thiersinnbilderei und mit der obenerwähnten altchristlichen Mosaik des Paradiesgartens verwandt, ist eine Miniatur in dem berühmten, jetzt auf der großen pariser Bibliothek befindlichen „Evangeliarium“,

welches zu Anfang des 9. Jahrhunderts wahrscheinlich für Karl den Großen geschrieben und von Ludwig dem Frommen der Abtei des heiligen Medardus in Soissons geschenkt wurde. Wir sehen hier einen Brunnen in der Form eines prachtvollen byzantinischen Baptisterienbaues und um denselben herum allerlei Bewohner der Lüfte, Wälder und Gewässer: Pfauen, Schwäne, Reiher, Störche, Falken, Tauben, Rebhühner, Hirsche, Rehe u. s. w. Der Brunnen ist Christus und sein Wort, nämlich sein Evangelium, der Born des Heils, welcher die Erde bewässern und ihre Bewohner laben soll; diese Bewohner, die Menschen, sind mit den zahlreichen Thieren bezeichnet, die sich von rechts und links, von oben und unten nach dem lebendigen Quellwasser, welches Christus seinen Gläubigen spendet, hinbewegen. Ausnahmsweise herrscht in dieser Darstellung noch der harmlose Ton, welchen die früheste christliche Symbolik mit der idyllischen Scenerie ihrer Lämmer und Schafe angeschlagen hatte und der aus den Kunstwerken dieser Periode so ziemlich verschollen ist. Das phantastische Element hatte sich der schon in den ersten christlichen Jahrhunderten vielgelesenen Offenbarung des Johannes bemächtigt und sollte auch die Kunst ergreifen. Bisher waren aus der Apokalypse vorzugsweise die Sinnbilder der Verherrlichung Christi und seiner Gemeinde verwendet worden; jetzt wird auch der Sieg der christlichen Kirche über Satan, den großen Drachen und die Thiere des Abgrundes, die Widersacher des Lammes, in zahlreichen Darstellungen gefeiert. Zunächst der Erzengel Michael, der, in kriegerischer Rüstung vom Himmel herabschwebend, entweder einem fürchterlichen Drachen mit gewaltigem Schwertstreich den Kopf abhaut oder den drachenartig gestalteten Satan mit kräftiger Lanze in seinen Flammenpfuhl zurückstößt; sodann der Ritter Georg, der, geharnischt, die rothe Kreuzesfahne in der Hand und die Lanze

eingelegt, zu Pferde heransprengt und mit mächtigem Stoß den Lindwurm durchbohrt. Diese Streiter Christi kämpfen, wie die antiken Heroen, mit der Stärke ihres blank bewaffneten Arms und erringen den Sieg erst nach schwerer Anstrengung. Die spätern Nothhelfer befreien die Bevölkerungen von Drachen und Lindwürmern mit dem Unterschiede, daß in den christlichen Legenden nicht mehr wie in den heidnischen Mythen die materielle Körperkraft, sondern die reine Geistesmacht waltet: der Heilige, der jene Satansthiere durch bloßes Vorhalten des Crucifixes oder Besprengen mit Weihwasser bändigt, begnügt sich, ihnen sein Scapulier oder seine Stola als Kette um den Hals zu werfen, um sie nach irgendeinem Abgrunde zu ziehen und da hinunterzustürzen. Dergleichen Ungethüme, ursprünglich Symbole für den unterworfenen Teufel, wurden nachher phantastisch verleiblicht, und ihre Bilder bei großen Processionen umgetragen, zur Erinnerung an die Drachenkämpfe, welche die Sage erdichtete, als die symbolische Bedeutung geschwunden war. In dem verschlungenen Blätter- und Rankenwerk, womit die Kalligraphen der karolingischen Epoche so gern und so glücklich die Initialen ihrer Handschriften verzieren, nehmen die Drachen und anderes greuliches Gewürm eine Hauptstelle ein: geübte Federn lassen diese Drachenbuchstaben in den vielfältigsten Windungen spielen und verbinden damit sicherlich symbolische Ideen.

Mit dem Eindringen des apokalyptischen Elements in die künstlerischen Darstellungen beginnt der ungeheuerliche Formenmischmasch, dessen sich die mystisirende Kunst des christlichen Alterthums enthalten hatte. In Miniaturgemälden handschriftlicher Bibeln des 10. Jahrhunderts sind die Evangelisten als Menschen mit Thierköpfen, oder auch als Thiere mit Menschenhäuptern abgebildet: schreibende, lesende, wandelnde Misgestalten, die sehr lebhaft an die Personifi-

cationen der ägyptischen Gottheiten erinnern. Die mittelalterliche Kunst bleibt, wie die ägyptische, in solchen barocken Gebilden bei der roh materiellen, zu der hier waltenden religiösen Anschauungsweise passenden Zusammensetzung stehen, geht aber darin noch weiter. Mehrfach begegnet uns in Miniaturhandschriften und an Kirchenportalen eine summarische Darstellung der vier Evangelisten, nämlich das sogenannte „Tetramorph", ein vierleibiges und vierköpfiges Ungeheuer, aus Mensch, Ochs, Adler und Löwe gebildet. Zu diesem Abenteuerlichsten aller Wunderthiere hat weder die ägyptische noch die assyrische Kunst ein Seitenstück aufzuweisen, und selbst unter den excentrischen Ungethümen an den etrurischen schwarzen Thonvasen findet sich keine so phantastische Zusammensetzung.

Die Plastiker des 11. Jahrhunderts brachten den symbolischen Thierschwarm in die kirchliche Ornamentik hinein. Zunächst wurde es Sitte, den Geräthen und Gefäßen, die, theils in Messing gegossen, theils in Email gearbeitet, als Meßkannen, Salbflaschen, Weihrauchsbüchsen dienten, die Form von Greifen, Straußen, Kranichen, Delphinen und sonstigen mit ihrer Gestalt und Bedeutung dafür geeigneten Thieren zu geben. Während man für das heiligste Cultusgeräth, das zur Bewahrung geweihter Hostien bestimmte Ciborium, die dafür schon von alters her meistens gebräuchliche Gestalt einer Taube behielt, bekamen die Reliquienladen nicht selten liegende Löwen zum Untersatz und die Weihwasserkessel zwei sich begegnende Drachen zum Henkel. Dem ähnlich verzierte man bei den Stand- und Handleuchtern das Untergestell aufs abwechselndste durch eine künstlich verschlungene Verbindung von Rankenwerk und Ungethümen gewöhnlich der Art, daß die Beine und Köpfe der Unthiere die Leuchterfüße bildeten. Gewiß verknüpfte sich mit dieser Ornamentik ursprünglich ein symbolischer Sinn, wenn er

auch jetzt unverständlich oder problematisch ist. Es wäre jedoch übertrieben, bei allen derartigen Verzierungen an Gegenständen des gottesdienstlichen Gebrauchs dieser Zeit eine bestimmte und tiefe Bedeutung voraussetzen zu wollen, z. B. bei den Thierfiguren, womit die kirchlichen Gewänder und Prachtstoffe, größtentheils von orientalischer Herkunft, gemustert sind, und die entweder überhaupt gar keine emblematische Bedeutung oder eine solche nur im heidnischen Sinne zulassen. Dasselbe gilt von einzelnen phantastischen Thierbildern, welche die Plastik, als sie sich bei der monumentalen Decoration des Kirchenbaues zu betheiligen anfing, an den Säulencapitälen anbrachte. Die paarweise einander oder einem mittlern Gegenstande zu- oder abgekehrten Löwen, Greife und Adler, die mit dem Vorder- und Hinterkörper ineinander verschlungenen Thiergestalten, die aus einem gemeinsamen Kopfe hervorwachsenden oder in Blattwerk auslaufenden Thierbilder und dergleichen aus der orientalischen Kunst entlehnte Darstellungen verkündigen schon durch ihre symmetrische Anordnung oder architektonische Profilirung vorherrschend decorativen Charakter. Unzweifelhaft symbolische Bedeutung haben dagegen die wirklichen und fabelhaften Thiere, die ohne Rücksicht auf Schönheit und Regelmäßigkeit der Bauformen an denselben Stellen in bestimmten Handlungen abgebildet sind, wie das Einhorn, das in den Schos eines Mädchens flüchtet, der Pelikan, der seine Jungen mit dem eigenen Blute tränkt, der Phönix, der sich in seinem Neste verbrennt, der Löwe, der seine todten Jungen anbrüllt, der Adler, der in einen Brunnen eintaucht oder seine Jungen in die Sonne hält, die Otter, die ihre Ohren verstopft, der Fuchs, der sich todt stellt u. s. w. Diese Thierbilder bedeuten Christi Menschwerdung, Opfertod und Auferstehung, Verjüngung durch die Taufe, Prüfung echter Kirchlichkeit, Verstocktheit der Pharisäer, Arglist des Teufels:

so erklärt sie der „Physiologus", welcher die Motive dafür hergegeben hat. Am häufigsten sind die Drachen, Centauren, Sirenen, Satyrn; sie kommen aus derselben Quelle her und pflegen ihrem symbolischen Charakter gemäß in Jagd- und Kampfscenen aufzutreten, bei welchen der Mensch eine Rolle mitspielt. Diese Art der Ornamentik, bisher hauptsächlich auf die Ausschmückung der Säulencapitäle des Innern eingeschränkt, gelangt im 12. Jahrhundert zu einer umfassenden Anwendung und verbreitet sich nicht blos vor den Portalen, sondern auch über alle Façaden der romanischen Kirchen, wo sie ihre mystischen und apokalyptischen Gebilde zwischen die symbolisch-historischen Darstellungen einmischt. Biblische Geschichten, göttliche Personen, Engel, Heilige wechseln mit Thieren und Unthieren ab. Für den klaren, einfachen, künstlerischen Sinn ist dieses Bildergewirr sehr wunderlich und abstoßend, aber das Mittelalter hatte den entgegengesetzten Geschmack, und nur ausnahmsweise war jener ungeheuerliche Schmuck schon damals ein Stein des Anstoßes und Aergernisses. Der heilige Bernhard (gestorben 1153), in der oft angeführten Stelle seines Briefes an den Abt Wilhelm von Saint-Thierry, eifert gewaltig gegen solchen plastischen Luxus zu Cluny, dem in der Revolution abgebrochenen Mutterkloster des berühmten Cluniacenserordens, wo in dem Kreuzgange, vermuthlich an den Säulencapitälen, der ganze Rudel des „Physiologus" abgebildet war.

„Was sollen im Klosterhofe vor den Augen der lesenden oder nachdenkenden Brüder jene lächerlichen Ungeheuerlichkeiten, jene erstaunlich misgestalteten Schönheiten und verwunderlich schönen Misgestalten? Zu was die unflätigen Affen, zu was die wüthigen Löwen, zu was die greulichen Centauren, zu was die wilden Männer, zu was die fleckigen Tiger, zu was die fechtenden Streiter, zu was die blasenden Jäger? Du siehst an einem Kopfe viele Leiber

und hinwiederum an einem Leibe viele Köpfe. Hier wird an einem Vierfüßer ein Schlangenschwanz, dort an einem Fische ein vierfüßiger Thierkopf sichtbar. Da trägt ein Vieh vorn ein Pferd und schleppt hinten eine halbe Ziege, hier führt ein gehörntes Thier das Hintertheil eines Pferdes. Kurz, überall zeigt sich eine ebenso vielfältige als wundersame Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Bildungen, daß man mit mehr Vergnügen in den Steinen als in den Büchern liest, und den ganzen Tag lieber jene Sonderbarkeiten anstaunt als Gottes Gebote beherzigt. Großer Gott, wenn man sich der Possen nicht schämt, warum scheut man wenigstens nicht die Unkosten?"

Hundert Jahre später klagt der Prior Gauthier von Coinsy, daß „wilde Katzen und Leuen" mit den Heiligen fast gleichen Rang und Zutritt im Gotteshause haben, und am Ende des 15. Jahrhunderts fragt der bairische Abt Rumpler, was Löwen, Drachen und andere Thiere in der Kirche thun. Man begreift solche Aeußerungen aus Zeiten, wo die alte Thiersymbolik manchen Geistlichen schon unverständlich und den Künstlern nur noch ein Vorwand war, um sich in fratzen= und possenhaften Zusammensetzungen zu ergehen; allein die Mönche, die während der romanischen Epoche den Kirchenschmuck bis ins einzelnste besorgten oder angaben, meinten es mit jener Symbolik ganz ernst, und es hat etwas sehr Befremdliches, ihre Darstellungen als läppische Dinge rügen zu hören von dem angesehensten Geistlichen des 12. Jahrhunderts, welcher den herkömmlichen Sinn und Gebrauch derselben kennen mußte. Vielleicht sträubte sich das feinere mystische Gefühl des Abtes von Clairvaux gegen dieses gröbere kirchliche Lehrmittel, welches die Sinne des Volks verwirrte, denn gerade aus solchen phantastischen Gebilden erbaute sich der Aber= und Wunderglaube des Mittelalters eine dämonische Welt, wo das ganze

Alltagsleben, jeder Weg und Steg voll grinsenden Spuks oder lockenden Zaubers war. Der böse Feind und seine Gesellen, als Thiere verkleidet, schwärmten scharenweise herum und suchten ihre Weide in der Verderbniß. Man dachte sich daher die Anfechtung unter dem Bilde eines Kampfes zwischen Menschen und Satanscreaturen. Die Sünden und Laster, selbst diejenigen, welche der Apostel unter den Christen nicht genannt haben wollte, wurden als Thiere dargestellt, für welche die Schultradition ziemlich feststehende Typen ausbildete und die mit Menschen in Verbindung gesetzt wurden. So erscheinen die sieben Todsünden nicht selten in menschlicher Gestalt, auf ihren symbolischen Thieren reitend, der Stolz zu Pferde, der Geiz auf einem Wolf, die Wollust auf einer Geiß oder Sau, die Gefräßigkeit auf einem Fuchs, die Lässigkeit auf einem Esel, der Zorn auf einem Eber oder Bären, der Neid auf einem Hund oder Drachen, alle der Hölle entgegenziehend, welche in Gestalt eines Ungeheuers mit weit aufgesperrtem Rachen ihrer harrt; auch sehen wir sie bisweilen als Missethäter am Pranger stehen und die Vergeltungsstrafen erleiden von Schlangen, Molchen, Kröten, Skorpionen und dergleichen höllischen Thieren, welche an den Frevlern die sündhaften Theile des Körpers zerbeißen und benagen, bei der Hoffart den Kopf, beim Neide das Herz, beim Zorne die Nase, beim Geize die Hände, bei der Trägheit die Füße, bei der Völlerei den Mund und Bauch, bei der Unkeuschheit die Brüste und Geschlechtstheile. Selbst wenn die Darstellungen ins Obscöne fallen, erkennt man darin die moralische Absicht, das Böse und seine unseligen Folgen so abschreckend als möglich auszumalen. Für unsere zartere religiöse und ästhetische Gefühlsweise ist freilich diese garstige Menagerie der Bestialitäten und Lasterhaftigkeiten von widerlichem oder lächerlichem Eindruck; aber auf den plumpen gläubigen Sinn des mittelalterlichen Men-

schen verfehlte sie gewiß ihre ergreifende Wirkung nicht. Gegen das Ende der romanischen Periode behielten solche moralische Schreckbilder, wenn sie auch im allgemeinen den hieratischen Traditionen noch ziemlich gehorsam verblieben, doch im einzelnen nicht mehr ihren ursprünglichen Ernst und Charakter; schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts erdreisteten sich die südfranzösischen Steinmetzen, bei ihren Darstellungen des Jüngsten Gerichts an Kirchenportalen Eulenspiegeleien anzubringen, z. B. Teufel, welche sich an den Balken der fürchterlichen Wage, in deren Schalen der Erzengel Michael eine Seele wägt, anhängen und ihn auf ihre Seite herabzudrücken suchen. Das 13. Jahrhundert, die Zeit der lustigen Lieder, der Märchen, der Romane, der gereimten Erzählungen, des Thierepos, ist im Anzuge, und der skeptische Witz läßt sein höhnisches Gelächter erschallen. Während die provenzalischen Minnesänger in beißenden Gedichten die Verkehrtheiten und Habsüchtigkeiten der Mönche und Pfaffen geiselten, rüsteten sich die französischen und deutschen Steinmetzen, sie mit ihren Spott- und Strafbildern bis in die Kirche hinein zu verfolgen. Im 14. Jahrhundert, als die Leitung und plastische Ausschmückung der Kirchengebäude aus den Händen der Kleriker völlig in den Besitz der Laien, der bürgerlichen Meister überging, sehen wir die grotesken oder monströsen Thier- und Menschengestalten von einiger Verwandtschaft mit denjenigen, welche die romanische Ornamentik als Sinnbilder entarteter Menschennatur überall angebracht und der reinere Geschmack des frühgothischen Stils verbannt hatte, wieder zum Vorschein kommen, diesmal aber nicht mehr zu ernstem Lehrzweck, sondern in rein humoristischer oder in sarkastischer Absicht gegen den Cultus selbst und vorzüglich gegen seine Diener. Trotz der betrübten, jammervollen Zeit scheinen Spottsucht und Faschingslaune alle Gemüther ergriffen zu

haben, und es würde kein Ende nehmen, wenn man blos in Frankreich und Deutschland die gothischen Kirchen aufzählen wollte, die solche Zerrbilder besitzen, als Affen mit Chorrock, Schweine mit bekapuzten Köpfen, singende oder orgelspielende Esel mit Mönchsgesichtern, Sirenen als Nonnen verschleiert, die ihren Hinter- und Mitteltheil zeigen, Füchse auf der Kanzel, welche den Gänsen predigen und in ihrer Mönchskappe die gestohlenen Hühner versteckt haben. Ebenso große Willkür riß bei der Darstellung der ungeheuerlichen Thierfiguren ein, die bisher in der charakteristischen Zeichnung ihres anatomischen Baues eine entschiedene Uebereinstimmung untereinander zeigten und gewissermaßen kirchlich vorgeschriebene Formen zur Grundlage hatten. Die gothischen Steinmetzen ergingen sich dagegen in den freiesten, muthwilligsten Schöpfungen, wobei sie zugleich aus der Natur und Phantasie ihre Stoffe und Anregungen herholten. Die Mannichfaltigkeit der verarbeiteten Motive ist beinahe unglaublich, und beim Anblick einer so erstaunlichen Fruchtbarkeit sollte man meinen, daß die Künstler sich vorgesetzt, alle möglichen Verbindungen thierischer und menschlicher Formen zu erschöpfen. Die gothische Auffassungsweise, wie sehr sie sich auch von der romanischen unterscheidet, drückt indeß noch häufig dieselben symbolischen Gedanken aus. Der sogenannte „Hexentanz" in den Friesen des strasburger Münsters und die Reliefs an den Portalen der Kathedrale von Lyon haben mit den Bildwerken der Kreuzgänge des Klosters von Cluny und des Großmünsters von Zürich im einzelnen einerlei Motive und im ganzen gleichen Inhalt, die Versinnbildlichung der Nachstellungen Satans gegen den Menschen, und ebenso liegt der alte Gedanke des Sieges der Kirche über die Bestien der Hölle noch den zahlreichen Drachen- und Unthiergestalten zu Grunde, welche die gothischen Steinmetzen mit allerlei Grimassen und

Krümmungen als Wasserspeier an den Dachrinnen und als Schemel unter den Füßen göttlicher und heiliger Personen dienen lassen.

Gelehrte Forscher haben sich viel Mühe gegeben, die Genealogie dieser Thierungeheuer aufzuspüren. Die einen wollen die Knochengerippe davon in der alten Religion und Symbolik Persiens und Indiens vorfinden; andere halten sie für Abkömmlinge der Mythologie Skandinaviens. Die altasiatischen Religionsvorstellungen blieben jedoch dem Bewußtsein des Mittelalters völlig fremd, und die altnordischen Sagen hatte das Christenthum daraus vertilgt oder bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Die Eddalieder waren längst verschollen, und als im 13. Jahrhundert das Nibelungenlied wieder erklang, wurde es weder für die Gebildeten noch für das Volk, was die Ilias den Griechen war, ein wahrhaft religiöses, historisches Buch, also auch für den Künstler keine Quelle der Begeisterung. Alle mittelalterliche Kunst lebte und bewegte sich auf dem Hintergrunde christlicher Glaubensanschauungen, und nirgends anderwärts haben wir die Entstehung und Erklärung der grauenhaften Thiergestalten zu suchen, welche damals die menschliche Brust beherbergte. Drache, Basilisk, Centauren, Onocentauren, Sirenen, diese Ungethüme sind biblisch und von symbolischer Bedeutung, welche durch Prophezeiungen begründet ist; andere Fabelwesen, als Antholops, Hydrus, Serra, Coquatrix, Salamander finden sich in einem altchristlichen Schulbuche beschrieben und mit ihren sinnbildlichen Beziehungen ebenfalls auf Bibeltexte zurückgeführt. Diese mystische Zoologie, so viel auch das Heidenthum dazu beigesteuert, ist dennoch specifisch christlich, sie hatte ihren ursprünglichen Anlaß oder rohen Grundstoff in der Bibel, ihre ersten Ansätze und Umrisse in der Melito'schen „Clavis", ihren weitern Zuwachs im „Physiologus" und ihren vollen

Abschluß in den Bestiarien. Predigten, Bibelcommentare, theologische Abhandlungen, moralische Lehrbücher sind voll davon. Den mittelalterlichen Geistlichen wie ihren Lehrern, den Kirchenvätern, war die Natur ein großes Buch Gottes, anstatt der Buchstaben in lauter Gestalten geschrieben, die sie aus der Bibel und andern kirchlich gültigen Schriften erklärten. Sie erstrebten dabei nichts weniger als naturwissenschaftliche Genauigkeit, sondern suchten lediglich nach dem Bedeutsamen und fanden es auf ihre Weise, d. h. auf theologische Art, die nicht fragt, wie sich die Dinge verhalten, sondern was sie bezwecken, und ihnen dabei, so gut es gehen will, vorgefaßte Ideen unterschiebt. Aus dieser Richtung konnte für die Naturwissenschaften nicht viel Ersprießliches erblühen; aber jenen Männern von lebhafter Phantasie lag wenig daran, ob die Kritik künftiger Naturforscher sich zustimmend oder verwerfend aussprechen werde über das factische Vorhandensein von Dingen, welche sie auf die Autorität des hochweisen Salomo, des hochherrlichen Aristoteles, des hochgelehrten Doctors Plinius, des hochehrwürdigen Bischofs Isidorus und anderer trefflicher Gewährleister berichteten. Die außerordentlichsten Thiere, die wunderbarsten Geschöpfe und Ungeheuer, die ihre Einbildung sich als lauter unzweifelhafte Wirklichkeiten vorstellte, waren ihnen eigentlich nur eine Art Thema, man könnte sagen, ein Vorwand, zu Gott hinzukommen. Für die Wissenschaft wie für die Kunst war alles Beispiel, Sinnbild, Gleichniß. Im weiten Raum der Luft, im tiefen Schos des Meeres, auf allen Punkten des Erdballs war keine Erscheinung, kein Stern, kein vierfüßiges Thier, kein Vogel, keine Pflanze, kein Stein, die nicht biblische Erinnerungen weckten, Stoff zu moralischen Nutzanwendungen, Gelegenheit zu mystischen Vergleichungen und Aufschluß über göttliche Geheimnisse gaben.

Wie spielend aber auch die Phantasie sich in Zusammenstellungen und Gleichnissen erging, blieb doch der Bibeltext dafür ein fester Anhaltepunkt und bildete gleichsam die fortlaufende Scherung, wo die Mystik ihre Andachtsfäden von allen Farben und Schattirungen als Einschlag verwebte. Daß zu der frühern einfachen Deutung mehr Krauses und Buntes hinzugefügt wurde, war dem Geiste der spätern Grübelzeit gemäß, und mit dem Fortschreiten der mystischen Auslegungen gingen die lateinischen Bearbeitungen des „Physiologus" mehr ins Weite und Breite. So der in den „Mélanges d'archéologie" (Paris 1849—50) bekannt gemachte „Bestiarius" vom Anfang des 13. Jahrhunderts und das „Buch von den Thieren und andern Dingen", das gewöhnlich unter den Werken des Hugo von Saint-Victor mit abgedruckt ist, aber gewiß nicht dazu gehört. Bei dem letztern verschwimmt das Naturhistorische ganz in mystischer Exegese, die eine merkwürdige Fülle von Beziehungen und Feinheit von Unterscheidungen zu entwickeln weiß. Besonders charakteristisch dafür ist die auf die Taube bezügliche Stelle. In der alten Symbolik sinnbildete die Taube seit urchristlicher Zeit den Heiligen Geist und war ebenso das Bild der Herzensunschuld, denn sie hat keine Galle; der Reinheit, denn sie berührt kein Aas und flog darum wieder zur Arche zurück; der Behutsamkeit des Mundes, denn sie zerreißt nichts mit ihrem Schnabel; des demüthigen Leidens, denn ihr Girren ist Klagen und Seufzen; der Liebe und Erbarmung, denn sie füttert fremde Jungen; der Unterscheidungsgabe, denn sie wählt die besten Körner; der Sanftmuth, denn sie ist ein argloses Thier. Da im Hohen Liede der Bräutigam, der von jeher auf Christus gedeutet wurde, seine Braut eine Taube nennt, so ist die Taube auch ein Sinnbild der Kirche, bezeichnet aber gleichfalls die Leichtsinnigen und Thoren, weil ihre Arglosigkeit oft Unbehutsamkeit gegen Nach-

stellungen wird und der Prophet Hoseas deshalb Ephraim einer verlockten Taube vergleicht, die keine Einsicht, kein Nachdenken hat. Dieser immerhin beträchtliche Umfang der symbolischen Bedeutungen der Taube erhielt von dem mystischen Ausleger folgende Erweiterung:

„In der Heiligen Schrift werden drei Tauben genannt: die Taube Noah's, die Taube David's, die Taube Christi. Die erste bedeutet die Ruhe, die zweite die Kraft, die dritte das Heil. Die Taube ist die Kirche; der zweispaltige Schnabel der Taube, Sinnbild des Predigens, scheidet die Gersten- und Weizenkörner, d. h. die Lehren des Alten und Neuen Testaments; sie hat zwei Augen: mit dem einen faßt sie den moralischen, mit dem andern den mystischen Sinn; mit dem rechten Auge betrachtet sie sich selbst, mit dem linken betrachtet sie Gott; die beiden Flügel bezeichnen das thätige und das beschauliche Leben. Die Taube ist die schlichte und treue Seele: die zwei Augen sind das Gedächtniß, das auf vergangene Ereignisse zurückblickt, und der Scharfsinn, der zukünftige Dinge vorhersieht. Die zwei Flügel sind Nächstenliebe und Gottesliebe. Barmherzigkeit läßt den ersten nach dem Nächsten und Beschaulichkeit den zweiten nach Gott ausstrecken. Die Taube mit silberfarbigen Flügeln und goldglänzendem Gefieder ist das Abbild des Kirchenpredigers: das Silber auf den Flügeln ist Gottes Wort, der Klang des Silbers die Süßigkeit göttlicher Rede, seine weiße Farbe die Reinheit religiöser Lehre; das Gold bezeichnet Unschuld des Herzens, seine Blässe Abtödtung der Sinne. Die rothen Füße der Taube sind die Füße der Kirche selbst, welche die ganze weite Welt durchwandert, und mit dieser rothen Farbe ist das Blut vorbedeutet, das für ihre Begründung auf Erden die Märtyrer vergossen haben. Die über dem Wasserspiegel schwebende Taube sieht darin den Schatten des Geiers, der oben aus der Luft auf

sie herabschießt, und kann sich dadurch vor seiner Raubgier bergen; ebenso entgeht die von dem Evangelium geschützte Kirche den Nachstellungen und Anfeindungen des bösen Geistes. Gelb schimmern ihre Augen: ein Gleichniß des durch Ueberlegung gereiften Gedankens, denn gelb ist die Farbe der zur Reife gelangten Frucht. Ihr übriger Leib schillert von mannichfach wechselnden Farben, wie die Wellen des stürmisch bewegten Meeres: ein Bild der Unruhe des von Leidenschaften wogenden Gemüths."

Hier sind die symbolischen Beziehungen über die maßen zur Hauptsache geworden, sodaß sie den naturhistorischen Stoff ganz überwuchern. Man sieht darin den Klostergeistlichen, der sich freut, den Thieren seine spitzfindige Schulweisheit anzudeuteln. Bald nachher tritt der theologisch spielenden Auslegungsweise eine andere Richtung entgegen, die auf mystische Deutungen und Vergleichungen keinen so hohen Werth mehr legt, sondern an den Erzählungen von den wunderbaren Eigenschaften der Thiere größeres Wohlgefallen findet. Bei dieser schließlichen Umgestaltung der mystischen Naturgeschichte ereignete sich sonderbar genug fast dasselbe, was sich zur Zeit ihrer Entstehung zugetragen hatte. Wie einst die Alexanderfahrten, so bewirkten die Kreuzzüge im westlichen Europa eine Aufregung, welche die Phantasie aus allen Fugen riß und für jede noch so seltsame, noch so wunderbare Geschichte empfänglich stimmte. Die neuen Ptolemäer, die Hohenstaufen, ließen emsig aus dem Griechischen und Arabischen übersetzen und sammelten mit vollen Armen echte und unechte Schriften des Alterthums; die heimkehrenden Kreuzfahrer erzählten was sie gesehen, gehört und gelesen hatten; andere Geschichten und andere Zeiten, die ältesten Sagen von den Seltsamkeiten der Fremde wurden aufgefrischt, und die ehemals an Alexander's Geschichte angeknüpften Wundererzählungen

von den Enden der Welt lebten auf zu neuer Verbreitung in weitern Kreisen der westlichen Völker. Das 13. Jahrhundert, wo das auf dem Gipfel angelangte Mittelalter das Bedürfniß empfand, von seinen Kenntnissen eine Gesammtübersicht, gleichsam das Facit zu besitzen, mußte natürlich encyklopädische Sammelwerke, sogenannte „Summen", hervorrufen. Der Naturgeschichte ward dabei ein großer Antheil eingeräumt. Die Etymologien des Isidor von Sevilla und dergleichen kleine encyklopädische Grundrisse, die seit dem 7. Jahrhundert in den Klosterschulen gebräuchlich waren, genügten hinfort nicht mehr, und Albert der Große entsprach dem Verlangen seiner Zeit, als er das Zerstreute und Verwirrte zu einem umfangreichen, übersichtlichen und zusammenhängenden Ganzen verarbeitete. Obwol in seinen Anschauungen ganz entschieden ein Kind seines gottesfürchtigen, wundergläubigen Zeitalters, ohne strenge Methode und ohne den sichern, kritischen Blick, der zum Glück und zum Unglück nur das Eigenthum skeptischer Generationen ist, beseitigt er jedoch die ausschweifendsten Meinungen mit seinem natürlichen Verstande und bekämpft nöthigenfalls mit guten Gründen die Irrthümer der gröbsten Art, wovon seine Originalschriftsteller voll sind. Nicht viel später schrieb der Dominicaner Thomas von Cantimpré sein „Buch von den Beschaffenheiten der Dinge" („Liber de naturis rerum"), das in ziemlich systematischer Aufeinanderfolge alles, was damals in den drei Naturreichen merkwürdig schien, enthält. Als Schüler Albert's des Großen hat Thomas etwas von dem Geiste seines Lehrers angenommen, er läßt nicht alles mit blinder Leichtgläubigkeit gelten, sondern verwahrt sich manchmal mit Schlußbemerkungen, welche die Glaubwürdigkeit seiner wunderbarsten Nachrichten beanstanden. Sein Buch ist im lateinischen Urtext niemals gedruckt worden, allein die noch davon vorhandenen zahlreichen Handschriften

sind ein Beweis seiner einstigen Beliebtheit, die auch dadurch bezeugt wird, daß Jakob van Maerlant, ein flandrischer Dichter des 13. Jahrhunderts, seine „Naturen Bloeme", und Konrad von Megenberg, Domherr in Regensburg, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, sein „Buch der Natur" danach bearbeiteten. Vincenz von Beauvais, der französische Plinius des Mittelalters, scheint für alles, was er andern nacherzählt, volle Gläubigkeit zu haben, und verschweigt daher die Bedenklichkeiten, die seine Vorgänger über manches geäußert hatten. Sein „Naturspiegel" („Speculum naturale"), eine Abtheilung seines großen „Weltspiegels" („Speculum universale"), ist eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaften, aber ganz unkritisch aus allen damals verbreiteten naturhistorischen Büchern zusammengetragen und mehr eine ungeheuere Materialiensammlung, als eine pragmatische Naturgeschichtschreibung. In gleichem Geiste verfaßte der englische Franciscaner Bartholomäus von Glanvil sein „Buch von den Eigenheiten der Dinge" („Liber de proprietatibus rerum"), das, ungeachtet seines geringen Werthes, viel gebraucht, ins Englische, Französische, Niederdeutsche übersetzt und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankfurt neu aufgelegt wurde. Die ebengenannten vier Werke haben, außer dem altgriechischen „Physiologus", alles in sich aufgenommen, was den Inhalt der lateinischen Bestiarien, Aviarien, Lapidarien, Herbarien und anderer solcher Bücher bis zum 12. Jahrhundert ausmacht: sie sind Hauptbelegstücke für den encyklopädischen Geist des Mittelalters und sein rastloses Sammelwesen. Das Grundthema des alten „Physiologus", die Darlegung der Allmacht und Weisheit Gottes aus dem Buche der Natur, ist darin beibehalten; aber die schlicht und knapp angelegte Beispielsammlung ist in ihren weitern Ausführungen und Ausschmückungen zu einem kolossalen Lehrgebäude angewachsen, das in der theo-

logischen Welt des Mittelalters ebenso großes Ansehen genoß als die Heilige Schrift.

Als der literarische Geist im Verlaufe der Kreuzzüge sich von den blos religiösen und kirchlichen Formen losriß und die fremdartige Einkleidung der hierarchischen Sprache abwarf, um sich in dem bequemern Gewande der Nationalsprache freier bewegen zu können, wurde der lateinische „Physiologus" die Unterlage für Bearbeitungen im Volksdialekt, am frühesten in Deutschland. Hier begegnet uns schon im 11. Jahrhundert eine Uebersetzung in althochdeutscher Mundart, wenn die Herausgeber, Hoffmann im ersten Theil seiner „Fundgruben" (1830) und Maßmann im dritten Theil der „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur" (1837), sie nicht zu hoch hinaufdatiren. Die älteste französische Version in gedichtlicher Form, von Philippe von Thaun, einem anglo-normännischen Trouvère, ist zu Anfang des 12. Jahrhunderts abgefaßt; man findet sie unter den von Thomas Wright veröffentlichten „Popular treatises on science written during the middle age" (London 1841). Ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert besitzen wir von einem unbekannten Dichter eine metrische Bearbeitung des „Physiologus" in althochdeutscher Sprache, die Herr von Karajan in seinen „Deutschen Denkmalen des 12. Jahrhunderts" (Wien 1846) herausgegeben hat. Die genannten drei Werkchen haben in ihrer Art zu moralisiren etwas Derbes und Kräftiges, das für Sitte und Geist der frühmittelalterlichen Zeit sehr charakteristisch ist, und unterscheiden sich in beiden Beziehungen von dem etwas später gereimten altfranzösischen „Physiologus" mit dem Titel „Das göttliche Thierbuch" („Bestiaire divin"). Der Dichter ist Guillaume, Kleriker aus der Normandie; wie er selbst berichtet, entstand sein Werk unter der Regierung des Königs Philipp August, nach dem Jahre 1208 und auf Veranlassung eines vornehmen Herrn und Gönners,

Namens Rudolf, dem er seine Dankbarkeit bezeigt. Die große Anzahl der noch aufbewahrten Handschriften (die kaiserliche Bibliothek zu Paris besitzt davon beinahe ein Dutzend, wonach der Professor Hippeau in Caen, 1852, eine vollständige Ausgabe veranstaltet hat) beweist, wie beliebt dieses „Göttliche Thierbuch" einst gewesen und wie genau der Dichter den verfeinerten Geschmack seines Publikums zu treffen gewußt. Ein gleichzeitiger französischer Bestiarius von einem Geistlichen der Picardie, Namens Pierre, ist in den „Mélanges d'archéologie" (1850) abgedruckt. Philipp von Dreux, Bischof von Beauvais, in den Jahren 1175—1217, gab den Auftrag zu der Arbeit, deren Verfasser in der Einleitung um Nachsicht bittet, daß sein Buch nicht in Versen geschrieben sei, so allgemein wurde damals die Dichtkunst geschätzt und ihre Anwendung für wesentlich und nothwendig gehalten. In diesen für die Laien abgefaßten Thierbüchern waltet durchgängig ein freies Verfahren; nur die ältesten sind den zu Grunde liegenden lateinischen Texten Satz für Satz nachgearbeitet, die jüngern hingegen aus Lehrbüchern für den Schulunterricht zu Lesebüchern für den Zeitvertreib umgeschmolzen, in welchen Altes und Neues, Heimisches und Fremdes, Erzählungen aus dem classischen Alterthum, aus Herodot, Ktesias, Aristoteles, Plinius, mit dem frisch aus Osten herübergekommenen Zuschuß von Sagen und Geschichten zusammengemischt sind. Nach dem Prunkregister der angezogenen Quellenschriften zu urtheilen sollte man bei den Verfassern die größte Belesenheit und ein polyhistorisches, universelles Wissen voraussetzen; allein was ihnen ihr Grundtext nicht an die Hand gab, das fanden sie in den vielfach verbreiteten encyklopädischen Werken ihrer Zeit. Sie stützen sich besonders auf das Alte und Neue Testament und sagen selbst, daß der Hauptschatz ihrer Weisheit aus der Bibel gehoben sei. Sie citiren bisweilen

heidnische Autoren, häufiger jedoch die heiligen Glaubensmänner und Schriftgelehrten, von den ältesten an bis auf die jüngsten; alle aber rühmen ganz vorzüglich und einstimmig den großen „Meister Fisiolog, einen guten Geistlichen aus Athen", kannten also ihre griechische Urschrift nur noch aus der Sage, die seltsamerweise den alten Buchtitel in einen Autornamen umgewandelt hatte. Sie möchten uns freilich weismachen, daß ihnen die Sprache des Aristoteles geläufig ist, und bemerken oft, wie die Thiere, die sie abhandeln, chrishin oder im chriesken heißen; sicherlich aber wußten sie davon nicht mehr und nicht weniger als die meisten gleichzeitigen Theologen, und wenn sie mit naiver Zuversicht asida und kinam als die griechischen Benennungen für Strauß und Hyäne angeben, so können wir ihnen hellenistische Sprachkenntnisse nicht wohl ohne Lächeln zugestehen.

Obgleich die populären Bearbeiter des „Physiologus' den naturhistorischen Stoff gern erweitern und mit den letzten Nachrichten aus dem Gebiet der Thierkunde bereichern, so suchen sie jedoch im Erzählen nicht ihr alleiniges Verdienst, sondern bemühen sich auch, durch eingewebte Sittensprüche ebenso zu belehren, als durch anmuthige Geschichten zu unterhalten. Der Geschmack an Mysticismen und Scholasticitäten war um diese Zeit noch so herrschend, daß die „Figuren", die erbaulichen Deutungen und Vergleichungen selbst da nicht fehlen, wo das Weltliche mit Vorliebe ausgemalt ist. Die Thiere und die Erzählungen von ihren Eigenschaften werden nach wie vor benutzt, um die Einschärfung christlicher Glaubens- und Lebensregeln daran zu knüpfen, und die Moralisirungen sind immer voll strenger Warnungen vor dem schlimmen Ende, vor dem Hineinkommen in die Bratpfanne des Teufels oder in den Schwefelpfuhl der Hölle. Bleibt aber auch die allgemeine Richtung

des Zeitalters und seine ausgesprochene Hinneigung zur Didaktik, zur scholastischen Betrachtung, so bekommt jedoch dieselbe eine andere Farbe, einen weniger mystischen Anstrich. Allegorisirende Beziehungen und Anspielungen auf das Leben und die Sitten der Zeit mischen sich hinein; die Moral ist gegen die Geistlichkeit gerichtet und tadelt die Abweichungen derselben von dem rechten Pfade; die andern Stände gehen indessen auch nicht leer aus, sondern jeder erhält seine Lection. Diese Darstellungen der Thiergeschichte konnten nur so lange Ansehen behalten, als man dazu den frommen Sinn mitbrachte, der zu ihrer gehörigen Würdigung nöthig war; sobald die Leser anfingen, ein profaneres Interesse dadurch befriedigen zu wollen, so mußte das Allegorische misbraucht werden. In der That, dieselben Gegenstände, die man bisher als Gleichnisse der damit gerügten Untugenden oder als Sinnbilder der höchsten Glaubensgeheimnisse aufgefaßt hatte, wurden in der letzten Hälfte der 13. Jahrhunderts von einem Kirchenkanzler in Amiens zu einem lange nicht so erbaulichen Zwecke verwendet. Das durch den Professor Hippeau in Caen (1860) zum ersten mal bekannt gemachte „Thierbuch der Liebe" („Bestiaire d'amour"), von Meister Richard von Furnival, gebraucht den naturhistorischen Stoff zur Rechtfertigung galanter Zumuthungen, die nachher auch damit abgewiesen werden. Es ist eine Art Wechselrede, wo man umschichtig einen flehenden Verliebten und eine verweigernde Geliebte sprechen hört. Der Verliebte läßt vor der Dame seiner sehnsüchtigen Wünsche einen Zug von 42 Thieren auftreten, deren Leibes- und Gemüthsbeschaffenheiten Argumente für seine Herzenssache abgeben. Die Aehnlichkeiten, worauf er sich bezieht, haben nicht immer die Schärfe der Vergleichung und die einfache Begreiflichkeit, die bei aller Sinnbilderei das erste Erforderniß ist; dagegen erwidert die spröde Schöne viel Feines, Frappantes und

Schnippisches auf die allegorischen Gründe ihres Anbeters, obwol sie die vollkommene Getroffenheit der abconterfeiten Thiere zugibt. Wunderlicher Einfall, Liebesanträge und ziemlich dringende Bitten an eine Dame durch Berufung auf wirkliche oder gefabelte Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere geltend zu machen! Noch wunderlicher aber ist, daß ein Geistlicher im Zeitalter des heiligen Ludwig IX. diesen Gedanken hatte und zu einem Buche verarbeitete, an welchem, außer dem Inhalt, der Geschmack des Süßen und Faden ebenso stark als ein halbes Jahrtausend später, im Zeitalter des unheiligen Ludwig XV., auffällt. Von Geistlichen zuerst beim Religionsunterricht in der Vulgärsprache mitgetheilt und erläutert, sodann in Prosa und in Versen zum erbaulichen Vergnügen oder angenehmen Zeitvertreib bearbeitet, wurden jene sagenhaften, symbolischen Thiergeschichten allmählich, wie die Heiligenlegenden, Gemeingut der christlichen Welt und ihrer verschiedenen Bildungskreise. Für die Bereicherung der Naturkunde dürften sie von geringem Nutzen sein, allein ihren großen Werth für die Kenntniß altchristlicher Naturanschauung und Weltbetrachtung wird wol niemand in Abrede stellen: sie öffnen uns einen überraschenden Blick in die geheimnißvolle Welt, worin unsere Altvordern lebten, und führen unser Denken in einen äußerst bevölkerten Winkel der eingebildeten Regionen der Vorzeit. Das Mittelalter wird durch sie treffender als durch tiefgelehrte Werke charakterisirt, und in der Geschichte der menschlichen Geistesverirrungen, die in der Weltgeschichte einen so breiten Platz einnimmt und immer einnehmen wird, gebührt ihnen jedenfalls eine ausgezeichnete Stelle. Doch nun zum Einzelnen, und zuerst zu den wilden Thieren, von denen wir, nach dem Beispiele des alten „Physiologus“, den langmähnigen König der Wüste voranschreiten lassen.

Kein Thier wird in der Heiligen Schrift so häufig

genannt als der Löwe, und davon kommt es wol, daß er auch in der aus ihr hergeleiteten altchristlichen Symbolik einen wahren Löwenantheil hat. Weil der Löwe alle andern Thiere zu seiner Beute macht, aber keinem andern zum Raube wird, so galt er von jeher mit Recht für den König des Thierreichs; in diesem Sinne ist er Christus, der König eines Königreichs, das kein Ende nehmen soll. Der Löwe sinnbildet aber nicht blos Christus als König. Jakob in der Abschiedsrede an seine Söhne vergleicht Juda mit einem jungen Löwen; da Christus im Stamm Juda geboren und der Löwe aus diesem Stamme in der Offenbarung des Johannes als derjenige genannt wird, dem es gelang, das versiegelte Buch zu öffnen, so war der Löwe auch das Sinnbild für Christus als Sieger und Wunderthäter. Diese beiden Prädicate verschmelzen sich mit dem Prädicat des vom Tode Unüberwundenen und Wiederauferstandenen; als solcher war er Gegenstand von mehr als einer Sage, und dem Löwen mangelte es nicht daran. Eine dieser Sagen, die aus heidnischen Profanschriftstellern in den „Physiologus" überging, erzählt: Der junge Löwe, wenn er auf die Welt kommt, bleibt drei Tage leblos und von Todesschlaf befallen liegen, erwacht aber nach dieser Frist von dem Anhauchen oder Anbrüllen des alten Löwen und springt voll Leben auf. Der heilige Augustinus und schon vor ihm Origenes, sah in diesem Umstande ein Gleichniß der neuen Geburt durch die Taufe, eine Art Grab, worin alles, was der alte Mensch an sich hatte, vergeht. Vom „Physiologus" wurde jene Eigenheit des Löwen einfacher und treffender auf Christus angewendet, der drei Tage und drei Nächte im Grabe schläft, bis Gott Vater am dritten Tage den Sohn aus dem Grabe weckt. Eine andere Sage, aus Aelian genommen, deutete man als Anspielung auf das Geheimniß, das an Christus die Gottheit verbarg. Angeblich

verwedelt der Löwe seine Fußspur mit dem Schwanze und entrinnt so den nachsetzenden Jägern; hierdurch war er wieder Christus, der sein göttliches Wesen in Menschengestalt versteckt und mittels eines solchen Anscheins dem bösen Feinde das Nachspüren vereitelt. Darf man sich auf die Legenden verlassen, so ist der Löwe nur in seinem Vorderleibe mit Kraft ausgerüstet; die Natur verlegte ebenfalls das Majestätische seines Anblicks und die Fülle seiner Schönheit in sein Antlitz und seine Mähne: darum sinnbildete er mit Haupt und Brust den himmlischen, alles Leidens überhobenen Christus, und mit dem Hinterleibe die unserm Elend unterworfene Menschheit des Gottessohnes. Eine andere Löwensage bezog man ebenfalls auf die beiden Naturen in Christus. Die Augen des Löwen, die, nach der Angabe der alten Naturbeschreiber, bei seinem Schlafe aufbleiben und funkeln, waren von den Heiden als Sinnbild der Wachsamkeit gebraucht worden; die Christen deuteten sie auf Christus, der schlafend, d. h. mit seinem menschlichen Theil gestorben, wach, d. h. lebendig blieb in seinem göttlichen Theil, nach seinen eigenen Worten im Hohen Liede: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht."

Der Löwe ist angeblich in seiner Art ein großmüthiges Thier: er mordet nicht leicht ein anderes Thier, er müßte denn sehr hungerig sein, und überläßt, vom Raube gesättigt, die Ueberreste seiner Beute andern Thieren. Auch wird er nicht gern böse gegen Menschen und fällt sie nur an, wenn er keine Thiere haben kann, oder wenn er verwundet ist. Der Anblick seines Blutes macht ihn rasend, doch gibt er mancherlei Beweise von seiner Hochherzigkeit, indem er solche verschont, die sich vor ihm auf die Erde werfen. Ebenso ist Christus jedem zerknirschten und reumüthigen Sünder gnädig und barmherzig. Diese allgemein angenommenen edeln Gesinnungen umgaben das königliche Haupt

des Löwen mit einem Glorienschein, bis die modernen Naturforscher ihm die Krone herunterrissen und von dem Nimbus seiner alten Königswürde beinahe nichts zum Trost der Wunderfreunde übrigließen.

Der Löwe hat wirklich oft schauderhafte Anwandlungen des gemeinen Daseins, die mit dem Heiland nicht füglich in Beziehung zu bringen sind. Das Räthsel des Widerspruchs entgegengesetzter Eigenschaften an demselben Thiere aufzulösen, ist das Werk des naturkundigen Kirchenlehrers, und seine Erklärung lautet also: Was die Thiere Gutes an sich haben, ist auf Christus und seine göttliche Sendung zu deuten, ihr Schlimmes bezeichnet den Teufel und seine höllische Cabale. Wegen seiner Raubgier sinnbildet der Löwe den christlichen Widersacher, den Teufel, von dem Petrus schreibt: „Er geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge." Wenn der Rachen jedes Raubthiers das Geschöpf, gegen welches er sich öffnet, mit Schrecken erfüllt, so gilt dies vorzüglich von dem Rachen des Löwen, des größten und stärksten aller reißenden Thiere. Der Löwenrachen ist daher ein passendes Bild des Höllenrachens und wird auch häufig dafür gebraucht, auf den Grund der Bibelstelle, wo der Psalmendichter Gott bittet, er möge ihn aus dem Rachen des Löwen retten. Der Löwe, vor dessen Gebrüll alle Thiere erzittern, fürchtet allein den Hahn, den Boten des Lichts und der anbrechenden Tageshelle, der mit seinem ersten Krähen den Satan der Finsterniß verscheucht und dessen Werke einstellt. Die heiligen Thiergeschichtschreiber erzählen, daß man in Löwengestalt oftmals Teufel gesehen, die, sobald ein weißer Hahn hinzugebracht und in die Höhe gehoben ward, plötzlich verschwanden, ein Zug von Furchtsamkeit, der von dem sprichwörtlichen Muthe des Löwen auffallend abwich und seine innige Verbindung mit dämonischer Natur hinreichend beur-

kundete. Wegen des übeln Geruchs seiner Zähne hat der Löwe viel Aehnlichkeit mit dem Ketzer, der gotteslästerliche Reden im Munde führt, deshalb liest man auch in der Offenbarung Johannis von den Heuschrecken, die aus dem Rauch des Brunnenabgrundes auf die Erde kommen, daß ihre Zähne wie Löwenzähne waren. Alle Ketzerei ist Höllenqualm, und aus diesem kommen die Heuschreckenmenschen, die nicht fliegen, wie die Beschaulichen, noch gehen, wie die Thätigen, sondern hüpfen, gleich den Abtrünnigen und mit schnödem Maul das Grün der Gnade abfressen. Die Löwin pflegt sich mit dem Leoparden zu vergehen, und ist, wegen ihrer treulosen Buhlerei, das Bild der Sündenwelt, der Unzuchtsstätte Babylon; doch hat sie auch eine gute Bedeutung und sinnbildet die Kirche, die Gottesstadt Jerusalem, weil im Buche Hiob geschrieben steht: „Es ist keine Löwin darauf gegangen."

Wie aus Obigem erhellt, gebrauchten die heiligen Thierdeuter Löwe oder Löwin zur Bezeichnung von Personen und Sachen unter, auf und über der Erde. In der völlig ausgebildeten scholastischen Symbolik hatten jene Thiere einen zwölffachen Sinn: sie bedeuteten in der Hölle den Teufel, den Antichrist, die Räuber; auf der Erde die Kirche, die Seele, die Gewaltigen; im Himmel Christus, die Gerechten und den Evangelisten Markus, dem bekanntlich unter den vier Ezechiel'schen Traumwundergestalten der Löwe als Sinnbild zutheil wurde.

Der Panther, auch Pardel, Leopard oder Luchs genannt, wird als ein Thier beschrieben, das nie seinesgleichen auf der Welt hatte: er ist sanftmüthig und wunderschön; sein Fell ist roth, blau, gelb, grün, schwarz und grau gefleckt. Wenn er sich von mancherlei Fang weidlich gesättigt hat, so legt er sich in seine Höhle und schläft drei Tage, dann steht er auf und erhebt ein mächtiges Gebrüll, das ringsum

hörbar widerhallt, und aus seinem Munde strömt ein Geruch, lieblicher als ein ganzes Blumenbeet oder Spezereigewölbe, sodaß von allen Seiten die Thiere herbeieilen und seiner Fährte auf allen Wegen folgen. Nur der Drache hat Angst vor dem Panther und Widerwillen gegen den balsamischen Hauch seines Halses; kaum vernimmt er seine Stimme, so verkriecht er sich in die Erde und bleibt da wie todt liegen. Für diese befremdliche Beschreibung brauchte der Verfasser des „Physiologus" nur einige Züge aus Aristoteles, Theophrast, Aelian und Plinius zu übertreiben, und mit Zuziehung der Bibel hatte er nachher keine Mühe zu ermitteln, daß Christus der wahrhaftige Panther ist. Seine Sanftmuth bezeugt Zacharia in den Worten: „Freue dich sehr und jauchze, Israel, dein König kommt zu dir, ein Sanftmüthiger und ein Gnädiger"; der Psalmist nennt ihn „den Schönsten unter den Menschenkindern", und die Stelle bei Hoseas: „Ich bin dem Stamme Ephraim wie ein Panther und dem Hause Judas wie ein junger Löwe", ist dahin zu verstehen, daß Christus alle Nationen, Heiden und Barbaren, zu sich gerufen. Dieses buntscheckige Völkergemisch wird vorbedeutet durch das fleckige Fell des Panthers, womit jedoch, nach anderer Auslegung, die mannichfaltigen Tugenden des Heilands, seine Weisheit, Wahrheit, Makellosigkeit, Allmacht, Gnade, Herrlichkeit, Gerechtigkeit gemeint sind. Will man die vergleichenden Worte ein wenig drücken, um noch mehr Beziehungen herauszubringen, so bemerkt man, daß erst nach dreitägigem Schlaf der satte Panther sein Lager verläßt, und durch seinen süßen Dunstkreis die Thiere des Waldes anlockt. Christus, von den Juden mit Bitterkeiten gekränkt und mit Schmach übersättigt, geht ebenfalls erst nach drei Tagen aus seinem Grabe und zieht durch sein holdseliges Evangelium die Herzen an sich; nur der schlechte Mensch, der Gottes Wort nicht hören und seine

unaussprechliche Süßigkeit nicht vertragen kann, hält sich fern von der Kirche und bezeichnet den Drachen, der vor dem Panther die Flucht ergreift, obwol dieser Drache noch specieller und ausdrücklicher den Satan sinnbildet, der, bei der Ankunft des Erlösers in der Vorhölle, sich in den tiefsten Abgrund flüchtet, wo Christus ihn aufsucht und fesselt. Der Panther wird aber auch im entgegengesetzten Sinne gefaßt. Aelian's Versicherung zufolge soll er den ihm eigenen Wohlgeruch als Köder gebrauchen, womit er arglose Thiere fängt, deshalb gilt er als Teufel oder als Sünder mit allerlei Sitten, auf den Grund der Bibelstelle bei Jeremias, wo es heißt: „Kann ein Mohr seine Haut wandeln oder ein Parder seine Flecken?", und wegen seiner Aehnlichkeit mit der apokalyptischen Bestie ist er ein Sinnbild des Antichrists.

Der Elefant wird von Melito, in seiner biblischen „Clavis", für „den unmäßig großen Sünder" erklärt, nicht darum, weil er von den Riesengeschlechtern des urweltlichen Thierreichs abstammt, sondern weil im 1. Buch der Könige geschrieben steht, daß Affen und Elefanten zum Hofstaat Salomo's gehörten. Diese Erklärung behielten der Verfasser des „Physiologus" und seine spätern Bearbeiter zu ihrer Erzählung, die folgendermaßen lautet: „Der Elefant ist das größte Thier auf der Welt, er hat viel Verstand und wenig Geschlechtstrieb" (der althochdeutsche „Physiologus" aus dem 12. Jahrhundert sagt „Hurlust"). „Wenn seine Zeit kommt, alle drei Jahre, daß er ein Junges haben will, so wandert er mit seinem Weibchen nach einem Berge in den glücklichen Gefilden, wo ehemals das irdische Paradies war und wo die Mandragora, d. i. die «Kindleinwurzel», wächst. Das Weibchen reißt zuerst die Frucht von der Pflanze, kleine, wohlriechende Aepfel, und beredet das Männchen, welche zu pflücken und den Schmaus zu theilen. Ha-

ben beide von den Aepfeln gegessen, so ergreift sie ein lüsterner Taumel und Schwindel; aber keines Menschen Auge ist Zeuge ihrer Liebesbrunst im einsamen Waldesdunkel, wo sie ihre Vermählung feiern und zwei Jahre lang spurlos verschwinden. Nach Verlauf dieser Frist zeigen sie sich wieder im freien Felde. Die Elefantin ist am Ende ihrer Trächtigkeit und in großer Unruhe und Angst wegen des Drachens, der auf den Moment ihrer Niederkunft lauert und ihr Kind bei der Geburt fressen will; aber Instinct und Mutterwitz geben ihr Anleitung, den Nachstellungen ihres Feindes zu entgehen: sobald sie die ersten Wehen verspürt, watet sie in einen großen See oder Fluß und wirft da ihr Junges, das nur auf dem Trocknen der Gefahr ausgesetzt ist. Von plumpem Körperbau und unbeholfener Natur, hat der Elefant einen großen Darm, nach Art einer Trompete, aber runzelig wie ein Stiefel und so dick als eine Donnerbüchse, denn er kann in diesem Darm einen Menschen verschlingen. Einen andern Mund zum Essen und Trinken hat er nicht. Wenn er auf die Weide geht, so vertritt ihm der Darm die Stelle einer Hand, womit er seine Nahrung nimmt, die er sonst nicht ablangen könnte. Will er sich ausruhen, so setzt er sich auf die Hinterbeine und biegt nicht alle viere auf einmal, sonst könnte er nicht wieder aufstehen, weil er keine Kniegelenke hat. Deswegen schläft er stehend, an einen Baum gelehnt. Die Jäger, so ihn fangen wollen, suchen die Stellen und Bäume auszukundschaften, die er zu seiner Schlafstätte wählt; nachher sägen sie den Baum bis auf ein dünnes Ende durch, und wenn der Elefant sich daranlehnt, so fällt er mit dem Baum um und schreit erbärmlich. Auf sein Geschrei kommt ein großer Elefant und kann ihn nicht aufheben, darüber brüllen beide gewaltig, und zwölf andere große Elefanten kommen, können aber den gefallenen auch nicht aufrichten.

Nun stimmen alle zusammen ein fürchterliches Geheul an, danach kommt ein kleiner Elefant und hebt mit seinem Rüssel den am Boden liegenden großen Elefanten in die Höhe." Der Anfang dieser Elefantengeschichte hat vorbildlichen Bezug auf das, was sich mit unsern Stammältern im Paradiese zugetragen. Der an der Erde zappelnde Elefant ist der Mensch nach seiner Vertreibung aus Eden. Moses kam und hob ihn nicht auf, die nachfolgenden zwölf Propheten thaten es auch nicht, zuletzt kam Christus, erniedrigte sich und richtete den gefallenen großen Sünder auf. Die hinreichend bekannten Fabeleien über die Mandragora oder Alraunwurzel nachzuerzählen, dazu haben wir weder Grund noch Antrieb, und bemerken nur, daß die Früchte jener Wurzel von den heutigen Arabern „Satansäpfel" genannt und noch als Liebestrank, d. h. als ein die Empfängniß beförderndes Mittel gebraucht werden. Schon in der Patriarchenzeit wußte man um diese Eigenschaft. Rahel, als sie noch nicht geboren hatte, bat ihre Schwester Lea um die von Ruben heimgebrachten Mandragoraäpfel (Dudaim), durch welche sie Mutter zu werden hoffte, und die ihr Lea für das Schlafrecht einer Nacht überließ. Eine Miniatur der berühmten Handschrift des Dioskorides zu Wien, aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, zeigt uns die Abbildung jenes griechischen Arztes, welchem das personificirte Entdeckungsgenie die Mandragora überreicht. Der Maler hat dabei den Hund angebracht, der, nachdem er zum Ausreißen der Wunderpflanze angewendet worden, todt hingefallen ist. Der altfranzösische Dichter Philippe von Thaun sagt in seiner Beschreibung von den heilkräftigen Eigenschaften der Mandragorawurzel sehr naiv: es sei ein Helfkraut gegen alles Uebel, nur nicht gegen den Tod.

Was die Alten vom Einhorn erzählten, kam den neuen Religionslehrern zu gelegen, als daß sie es nicht bereitwilligst

für ihre Zwecke hätten ergreifen sollen, und wirklich finden wir dieses Fabelthier in der christlichen Symbolik auf verschiedenartige Weise bezogen. Die älteste christliche Zeit betonte vorzüglich das Horn und faßte es als Symbol des Kreuzes, weil die morgenländischen Sagen diesem Horn, unter andern medicinischen Tugenden, die Kraft zuschrieben, seinen Besitzer vor Vergiftung zu bewahren, indem es das Vorhandensein von Gift anzeige oder die Wirkung desselben unschädlich mache. Die gleiche Vorstellung knüpfte man später an das Crucifix, welches daher zum Bannen und Fesseln der giftigen Drachen und Lindwürmer gebraucht wurde. „Bei dem Felde Helyon, im Gelobten Lande", erzählt Johann von Hesse in der lateinischen Beschreibung seiner Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 1389, „ist der sogenannte Fluß Mara, sehr bitter, welchen Moses mit seinem Stabe schlug. Er machte ihn dadurch süß, und die Kinder Israels tranken daraus. Noch jetzt, heißt es, vergiften böse Thiere nach Sonnenuntergang dieses Wasser, sodaß man alsdann nicht mehr davon trinken kann. Aber morgens frühe, sobald die Sonne aufgegangen ist, kommt vom Meere das Einhorn, taucht sein Horn in den besagten Fluß und vertreibt daraus das Gift, damit die andern Thiere am Tage davon trinken können. Den Umstand, den ich berichte, habe ich mit eigenen Augen gesehen." Das wurde im Mittelalter vom Einhorn erzählt und geglaubt. Fürsten und Ritter versorgten sich darum stets mit Stücken von dem kostbaren Horn dieses Thieres, d. h. mit Stoßzähnen des Narwals, welche damals dafür galten. Probirlöffelchen aus solchem vermeintlichen Horn hingen, mit silbernen Kettchen angelöthet, namentlich an Salzfässern und Trinkbechern, um bei Tafel vor heimtückischen Anschlägen zu schützen. Wie man sich denken kann, wurde dieses Horn sehr gesucht, weil aber ausgemacht echtes nicht immer aufzutreiben und

übermäßig theuer war, so dehnte man seine Wunderkraft bis zu einem gewissen Grade auch auf das wohlfeilere Horn der Hornschlange aus.

Das Einhorn selbst war im Mittelalter Symbol der unbefleckten Empfängniß, und wird im alten „Physiologus“ folgendermaßen beschrieben: „Es ist ein kleines Thier, dem Zicklein gleich, aber sehr kühn; mit seinem Horn, so blank und scharf wie eine Damascenerklinge, haut es gewaltig um sich und schlitzt dem Elefanten den Bauch auf, daß ihm die Eingeweide herausfallen. Nur mit List können die Jäger das grimmig wilde Thierchen fangen. Man nimmt eine Jungfrau und setzt sie an die Stelle im Walde, wo das Einhorn weidet; sobald letzteres ihrer ansichtig wird, legt es alle seine Grimmigkeit ab, läuft zu ihr, und ist sie eine wahre, d. h. keusche Jungfrau, so hüpft es ihr in den Schos und entschläft da. Nun kommen die Jäger, greifen es und führen es in des Königs Palast, als wunderbare Seltenheit. Also war unser Herr Jesus Christus das geistliche Einhorn, wovon David sprach: «Ich habe ihn lieb wie ein junges Einhorn.» Keiner vermochte ihm beizukommen, bis er der Jungfrau Maria in ihren reinen, keuschen Schos sprang, da wurde er gefangen von den scharfen Jägern, den Juden, und von ihnen getödtet; aber das Grab hatte keine Gewalt über ihn, und er fuhr gen Himmel in den Palast seines ewigen Vaters.“

Was die Gestalt des Einhorns betrifft, so ist es auf einem Relief von Ninive nichts anderes als ein Stier, der, statt eines Hörnerpaares, mitten vor der Stirn ein einzelnes großes Horn trägt. Die ältesten christlichen Thierbuchschreiber dachten sich darunter, wie wir eben gehört haben, ein Ziegenlamm. Dieses eignet sich in der That zum Schosthier einer Jungfrau weit besser als das in den spätern Bestiarien vorkommende ungeschlachte Rhinoceros oder der

mächtige Schimmel mit dem ellenlangen gewundenen Elfenbeinhorn vor der Stirn, welcher in den Kunstwerken des 14. Jahrhunderts gewöhnlich das Einhorn vorstellt. Im 15. Jahrhundert ist es ein sanftes, ruhig einherschreitendes Thier, das immer noch viel vom Pferde, aber einen stärkern Bart und Familienverwandtschaft mit dem Bock hat. Cuvier, in seinen Anmerkungen zum achten Buch des Plinius, hält diese Einhornbilder für lauter Verdrehungen des Nashorns. Neuere englische Reisende behaupten zwar, daß sich ein solches Thier nicht blos vereinzelt, sondern heerdenweise im Innern von Afrika und in den Gebirgen von Hindostan vorfinde, allein diese Entdeckung gehört wol zu den Illusionen des übertriebenen Patriotismus der Engländer, die mehr als andere darauf erpicht sind, in der Wirklichkeit die Existenz eines der heraldischen Thiere ihres Staatswappens nachweisen zu können.

Ein anderes Wunderthier, das ebenso wie das vorhergehende auf eine Gazellenart zurückzuführen sein dürfte, wenn man nicht lieber beide in die Klasse der Phantasiethiere verweisen will, ist das Antholops, auch Aptolops, Aptolos, Antula genannt. Der „Physiologus“ beschreibt es als ein wildes, schnellfüßiges Thier, dem kein Jäger anzukommen vermag, und welches zwei lange Hörner hat, so scharf wie eine Messerklinge oder so zackig wie eine Säge, womit es die dicksten Bäume zerschneiden oder umsägen kann. Es lebt an den Ufern des Euphrat. Hat es aus dem Flusse seinen Durst gestillt, so läuft es in die Ebene zu einem Gehölz voll lieblicher Büsche, wo es sich lustig herumtummelt und mit seinen Hörnern im Gesträuch verwickelt, sodaß es sich nicht mehr losmachen kann und von herbeieilenden Jägern eingefangen wird. Dieses Thier bezeichnet den wackern Mann, der mit allen Tugenden gewappnet und gewahrt ist; läßt er sich vom Wein und Weibe,

zwei lieblichen Gewächsen, verlocken und in Fallstricke verwickeln, so faßt ihn der wilde Jäger, der Teufel, beim Schopf und es ist vorbei mit seiner Keuschheit, wie mit Simson's Stärke, als ihm Delila die Haare abgeschoren. Mit den zwei Hörnern des Thieres sind die beiden Testamente gemeint, woraus der Christ sich fleißig erbauen soll. Der Vergleich ist etwas geschraubt, aber vollkommen gerechtfertigt durch das Beispiel der Kirchenväter, von welchen der heilige Augustinus den zwei Hörnern auf der Stirn des apokalyptischen Thieres dieselbe Bedeutung gibt. Uebrigens geriethen schon die alten Heiden ins Schwärmen, wenn es sich von Hörnern handelte, und wollten überall welche sehen, sogar in den Stoßzähnen des Elefanten. Die christlichen Kirchenlehrer machten es eben nicht viel anders, nach ihrer Auslegung ist durch das Horn das Kreuz, das Reich Christi, das vom Herrn im Hause David's aufgerichtete Horn des Heils vorbedeutet; die zwei Hörner beziehen sich auf die beiden Kreuzarme oder Testamente, die sieben Hörner des Lammes der Offenbarung bezeichnen die sieben Kräfte Gottes oder die sieben Gaben des Heiligen Geistes, und die sieben Hörner des großen Drachens versinnbildlichen die sieben Todsünden; endlich die Hörner überhaupt, als die natürlichen und oft gefährlichen Stoßwaffen der Thiere, die nicht ins Joch wollen oder es abschütteln, bedeuten die Widerspenstigkeit, die Meuterei und ihre Einbläser, die Dämonen. Darum, man merke sich's, und nicht zum Narrenpossen, sind die Teufel in mittelalterlichen Bildwerken beinahe immer gehörnt.

Von dem Waldesel, oder richtiger Wildesel, bei dessengleichen Nebukadnezar, als er zu thierischer Brutalität herabsank, seinen Aufenthalt hatte, wird erzählt: Er lebt in Afrika und schreit nur, wenn er nichts mehr zu fressen hat. Jedes Jahr am 25. März brüllt er zwölfmal in der Nacht

und ebenso oft am Tage, daraus erkennt man, daß die Nächte ebenso lang sind als die Tage. Der Wildesel (in dem althochdeutschen Thierbuche des 11. Jahrhunderts ist Onager mit „Tannesel“ übersetzt) bezeichnet den Teufel, der, seitdem die Heiden aus ihrer Sündenfinsterniß zum wahren Lichte, zum Christenthum bekehrt worden, vor Wuth und Ingrimm über Weidemangel brüllt. In der Melito'schen „Clavis“ wird der Waldesel auf Christus gedeutet und zum Beweise dafür die Stelle aus dem Buch Hiob, die von jenem Thier eine so prächtige Schilderung entwirft, angezogen, die entgegengesetzte Bedeutung aber auch angenommen und mit Bibelstellen belegt. Was der „Physiologus“ vom Wildesel erzählt, ist vermuthlich eine Anleihe aus der ägyptischen Sage vom Hundsaffen, der hieroglyphisch die Zeit der Aequinoctien bezeichnete, weil er während dieser Zeit zwölfmal am Tage und ebenso vielmal in der Nacht, jede Stunde einmal, urinirte. Deshalb pflegte man in Aegypten nicht unpassend den Hundsaffen auf Wasseruhren abzubilden, als Stundengott in der Haltung des allernaivsten Wasserspenders, die bei uns vor vielen Augen nur Kinder annehmen dürfen.

Der Wolf hat in der Welt wenig Freunde und muß daher leise und behutsam auftreten. Seine Schliche und Räubereien brachten ihn von jeher in arges Geschrei. Die alten Deutschen sagten ihm nach, er habe die Sonne verfolgt, sie eingeholt und verschlungen. Durch das berühmte Thierepos des Mittelalters kam er zu der Thiergruppe, wovon damals am meisten gesprochen wurde. Das Evangelium, welches vor den heuchelnden Frömmlern warnt, die im Schafskleide einherwandeln und inwendig räuberische Wölfe sind, hatte die religiösen Commentatoren im voraus darauf hingewiesen, und die Thierbücher erzählen von ihm Folgendes: Der Wolf ist stark an den Füßen, aber schwach in den Rippen, und so geartet, daß er den Kopf nicht nach

hinten hinwenden kann, wegen der allzu großen Steifheit seines Genicks; wenn er sich umdreht, um hinter sich zu sehen, so dreht er sich mit dem ganzen Leibe herum. Er nährt sich manchmal von Wind und Erde, häufiger jedoch von Raub. Die Wölfin wirft Junge im Monat Mai, wenn es donnert, und nie zu anderer Zeit. Wenn sie Junge hat, so gebraucht sie die Vorsicht, ihre Beute nicht in der Nähe, sondern weit weg zu suchen, und geht sie nachts auf Raub aus, so schleicht sie sich leise, wie ein abgerichteter Pudel, zu den Schafen und geht ganz gegen den Wind, damit die Hunde den Geruch ihres Athems nicht wittern und den Schäfer wecken. Begegnet es ihr, daß sie auf einen dürren Zweig tritt und ihn zerbricht, so bestraft sie dafür ihren Fuß und beißt stark darauf. Ihre Augen leuchten im Dunkeln wie brennende Kerzen. Bei ihren Jungen ist gewöhnlich ein Hündchen, sind sie etwas herangewachsen, so führt die Mutter sie ans Wasser, hier erkennt sie den Hund an seiner Art zu saufen und frißt ihn auf der Stelle. Ihre rechtmäßigen Jungen unterrichtet sie im Schritthalten, d. h. in gleichem Zuge hintereinander herzugehen und ihre Pfoten behende in die Fußspur des vorangehenden zu setzen. Dieselbe Taktik beobachten die alten Wölfe, die beim Hinüberschwimmen über einen Fluß sich gegenseitig an ihren Schwänzen halten. Alle diese Eigenschaften des Wolfs werden von den mittelalterlichen Thierbuchschreibern als Satanskniffe gedeutet. Die ältesten christlichen Symboliker, nach dem Beispiele Melito's, beziehen jenes Raubthier besonders auf Paulus. Im Segen Jakob's heißt nämlich Benjamin ein reißender Wolf, der morgens Raub frißt; Paulus war aber, wie er selbst sagt, aus dem Stamme Benjamin, und sättigte sich in seiner Jugend von dem, was er aus dem christlichen Schafstall raubte.

Der Fuchs, von dessen Verschlagenheit alle Schriftsteller,

heilige oder profane, viel zu erzählen wissen, spielt in der Thierfabel ungefähr dieselbe Rolle wie der schlaue Odysseus in den Homerischen Gedichten. Die allgemeine schlimme Nachrede machte ihn sehr früh zum Sinnbilde jeglicher Art von Arglist und Verschmitztheit. Jesus glaubte die Boshaftigkeit des Herodes nicht passender charakterisiren zu können, als indem er ihn einen Fuchs nannte. Origenes und andere Kirchenlehrer gehen weiter, sie versichern ausdrücklich, der Teufel trage einen Fuchspelz. In diesem satanischen Sinne wird der Fuchs in den mittelalterlichen Thierbüchern aufgefaßt, während er in der gleichzeitigen epischen Fabeldichtung, deren Hauptfeld er ist, mehr als ein Erzschelm auftritt. Von allen ihm zugeschriebenen Kniffen und Pfiffen hatte der „Physiologus" nur einen einzigen herausgehoben, der freilich als sein Meisterstück angesehen werden kann, und womit er sich vornehmlich aushilft im Winter, wenn er hungerig, die Erde aber kahl ist und die Schafställe so gut verwahrt sind, daß sich nirgends mehr eine bequeme Plündergelegenheit darbietet. Unter den spätern Thierbüchern befindet sich fast keins, wo nicht in einer schönen Miniatur Meister Fuchs abgemalt ist, ganz kläglich auf dem Rücken liegend, die Zunge lang zum Munde heraushängend, die Vorderpfoten über die Brust gelegt, der Balg ganz dreckig und in rother Erde umgewälzt, damit er sich blutig und wie von Hunden zerbissen anlasse; keine Regung, kein Athemzug verräth einiges Leben. Wer ihn so starr daliegen sieht und das funkelnde Schalksauge nicht bemerkt, der glaubt ganz gewiß, der Bösewicht habe seinen Sündenlohn empfangen; er gibt sich aber diesen verruchten Anstrich nur in der Absicht, die Krähen und andere aasfressende Vögel in seine Nähe zu locken, die, weil sie ihn für todt halten, herbeifliegen und sich auf ihn setzen, um ihn anzupicken; alsdann schnappt und greift er nach den Unbesonnenen, und die er packt,

denen reißt er den Kopf ab und verspeist sie. Ebenso macht es sein Ebenbild, der Teufel: er stellt sich todt und kirrt durch Vorspiegelung von „Aesereien" die unklugen Weltkinder, die seiner Kehle und Pfote nicht ausweichen.

Der Bock stand nie und nirgends in sonderlichem Geruch der Heiligkeit, und ich möchte nicht behaupten, daß er verleumdet worden. So viel ist gewiß, sein üppiges Leben erregt Anstoß und sein übler Dunstkreis läßt keine musterhafte Reinlichkeit bei ihm voraussetzen. Im ganzen Alterthum wurde er einstimmig als das Symbol grober Unzucht und Sinneslust angenommen. Die alten Griechen erdichteten aus ihm den Pan, welchem sie die Hybris, d. h. die Geilheit zur Mutter gaben, und die Satyrn, ein nichtsnutziges Geschlecht, wie Hesiod sie nennt. Den Christen diente diese Form zum Abguß der bösen Dämonen, die in der Bibel Teufel oder Satansengel heißen. In den ältesten christlichen Bildwerken hat der Teufel vom Pan die halbthierische Gestalt, die Hörner, das struppige Haar, die spitzen Ohren, die krumme, gebogene Nase und die Ziegenfüße behalten, wie auch das Bocksschwänzchen, das sich bei den spätern mittelalterlichen Teufeln zum Affenschwanz verlängert. Als Geißmännlein (Panisk) erschien er dem heiligen Antonius auf der Reise zum heiligen Paulus, wies ihm den Weg und bat ihn um seine Fürsprache. So erzählt der Kirchenvater Hieronymus im Leben jenes heiligen Einsiedlers, und verbürgt das authentische Dasein solcher Creaturen, von welchen zur Zeit des Konstantius ein in der Wüste eingefangenes Exemplar lebendig nach Alexandria kam, daselbst starb, sodann eingesalzen und nach Antiochia gesandt wurde, damit der dort residirende Kaiser es in Augenschein nehmen konnte. In Betreff einer andern Gattung antiker Fabelthiere, nämlich den Centauren, welche ebenfalls in die christliche Symbolik übergingen, will

jedoch der große Hieronymus nicht entscheiden, ob sie bloße Verkappungen des Teufels seien oder ob die Wüste wirklich solche Geschöpfe hervorbringe. Als Misgestalten von Pferd und Mensch oder Esel und Mensch, sind die Centauren vielmal an mittelalterlichen Kirchen dargestellt, wie sie rückwärts gewandt, in vollem Trabe einen Pfeil vom Bogen schnellen; sie versinnbildlichen den bösen Feind, welcher das Gemüth des Menschen zu zügelloser Begier, namentlich zum Ehebruch reizt. Diese Sünde heißt bei den alten Moralisten der „Satanshengst", und der christliche Teufel bekam seinen Pferdefuß von seinem eigenen Leibroß, nicht von unserm edelsten Hausthier, noch weniger, wie germanisirende Gelehrte glauben machen wollen, von dem Rosse Sleipnir, auf welchem Wodan jeden Abend über die Unterweltsbrücke nach Vallhöll ritt. Die Kirchenväter, welche die Grundzüge der christlichen Dämonologie ausbildeten, waren sehr bewandert in der classischen Fabeldichtung und Götterlehre, hatten aber keine Ahnung von der skandinavischen Sage und Mythologie.

Der Biber ist bei uns als Baumeister berühmt. Die neuesten Naturforscher haben ihm freilich dieses Talent abgesprochen oder wenigstens sehr geschmälert; aber der alte „Physiologus" kennt vom Biber nur die allerbestreitbarste seiner Besonderheiten, die er natürlich für ausgemacht hält und zu erbaulicher Lehre benutzt. Zwei kleine Beutel am After dieses Thieres enthalten bekanntlich das sonst in der Heilkunde sehr gebräuchliche Castoreum oder Bibergeil, das seinem Träger viele Nachstellungen verursachte. Der Biber benahm sich dabei mit menschlicher Ueberlegung auf folgende Weise: Wenn er merkt, daß man auf seinen Fang ausgeht und kein Entrinnen für ihn möglich ist, so beißt er mit seinen scharfen Schneidezähnen ab, was man von ihm haben will (ein althochdeutsches Thierbuch nennt es „die Gemächte"),

und wirft es den Jägern ins Gesicht: mit diesem Lösegeld rettet er sein Leben. Wird er nachher von andern Jägern verfolgt und eingeholt, so richtet er sich auf seinem Gesäße in die Höhe, um ihnen zu zeigen, daß er los ist, was sie begehren, und bleibt hinfort unbehelligt. So soll der Christ thun, der mit Gott säuberlich leben will, er soll mit eigener Hand alles geile Unkraut des Herzens ausraufen und dem schnöden Verfolger an den Kopf werfen, kommt nachher der Teufel wieder und sieht, daß nichts mehr zu holen ist, so läßt er ab von seinen Nachstellungen. Der Apolog hat seitdem seine Brauchbarkeit verloren. Die kluge Art, wie die alten Biber (die pontischen, die man sonst hauptsächlich im Sinne hatte) ihr Leben retteten, würde den heutigen amerikanischen wenig frommen, weil der Jäger von diesen nicht blos ihre pharmaceutische Substanz, sondern auch ihr Fell verlangt.

Aristoteles, Aelian und Plinius sprechen vom Igel in gleichen Ausdrücken. Der erste schreibt ihm eine vom heiligen Ambrosius sehr gepriesene Vorsichtigkeit zu, die ihn bei seiner Wohnung zwei Eingänge anbringen läßt, den einen gegen Abend, den andern gegen Mittag, sodaß er sich zu Hause immer vor Windzug schützen kann. Der „Physiologus" erzählt: Der Igel ist ein sehr pfiffiges Thier. Wenn die Trauben reif sind, so trabt er nach dem Weingarten, klettert auf eine Rebe und schüttelt den Stock; alsdann steigt er herab, wälzt sich auf den Beeren, spießt sie an seine Stacheln und kehrt beutebeladen heim. Dieses verteufelte Kunststück veranlaßte natürlich mystische Commentare. „Man hat mich zum Hüter der Weinberge gesetzt", sagt Salomo im Hohen Liede, „aber meine eigenen Weinberge habe ich nicht behütet." Die Idee des Igels weckte daher die Vorstellung von dem stets wachsamen Feinde, welcher dem Christen die Früchte seines guten Wandels forträgt.

Den alten Griechen war das Wiesel ein sehr verrufenes Thierchen, obschon oder vielleicht auch weil es durch sein plötzliches Vorüberlaufen der Alkmene bei der schweren Geburt des Hercules wirksame Hebammendienste leistete, die ihm von der rachsüchtigen Here die Strafe zuzog, fortan durch das Ohr zu empfangen und aus dem Munde zu gebären. Dieses von den mittelalterlichen Thierbuchschreibern aufgegriffene Märchen kommt vermuthlich daher, weil das Wiesel beim Wechseln der Wohnung, nach Katzenart, seine Jungen zwischen den Kinnbacken mit fortnimmt. Das häufige Umziehen bringt das Thierchen manchmal in den Fall, sich in fremdes Eigenthum einzunisten, und der französische Fabeldichter läßt von dem „spitznasigen Dämchen" das beliebige Occupationsrecht vertheidigen. Dem „Physiologus" erschien diese Eigenschaft an dem Wiesel als das Symbol der Unbeständigkeit, und so stand nichts im Wege, die richtige oder unrichtige Angabe auf wankelmüthige Menschen anzuwenden. Obgleich klein und schwach, kämpft das Wiesel doch mit dem größten und stärksten Thiere; es ist ein Todfeind des ganzen Schlangengeschlechts und überwindet sogar den Basilisk, die fürchterlichste aller Schlangen, ein Sinnbild des Sieges, welchen der schwächste Mensch durch Gebete und Werke über den Teufel erringen kann.

Was die alten Schriftsteller vom Ichneumon erzählen, das wird in den mittelalterlichen Thierbüchern dem Hydrus oder Ydris nachgesagt, der im Nil lebt und dem „Kutschdrill" (Krokodil) feind ist. Plinius schildert den Ichneumon, wie er sich im Schlamme wälzt und mit mehrern Dreckkrusten gewissermaßen panzert, um seinem Gegner beizukommen; wenn das Krododil, angenehm gekitzelt von dem Schnabel des Kolibris (Trochilus), der ihm in den Rachen geflogen ist und darin herumhüpfend ihn putzt, seinen

Schlund so weit als möglich aufgerissen hat, so fährt der Ichneumon wie ein Blitz hinein und zerbeißt dem Ungeheuer die Eingeweide. Aehnlich erzählt der „Physiologus“: Wenn der Hydrus (in den spätern Bestiarien gehört dieses Thier nicht mehr zur Gattung der Viverren, sondern zur Schlangenfamilie) das Krokodil mit offenem Munde am Gestade schlafen sieht, so bewälzt er sich mit Schlamm und macht sich aalglatt, damit er leichter und flinker in den Bauch des Ungethüms hinabschlüpfe, durch den er sich durchbeißt und gesund wieder herauskommt. Dieser Umstand schien dem „Physiologus“ ein gutes Gleichniß für die Höllenfahrt Christi und ein schicklicher Anlaß, triumphirend mit dem Apostel auszurufen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Denn so wie der Hydrus in den Bauch des Krokodils hinabglitt und lebendig aus dem getödteten Unthier herauskam, so fuhr der Heiland zur Hölle und kam siegreich heim, indem er die Gerechten mit sich führte und die Ungerechten zurückließ. Die ägyptische Priester- und Volkssage machte aus dem Krokodil ein gottesfürchtiges Thier, indem sie ihm nachrühmte, daß es während der ganzen Woche des jährlichen Festes der Geburt oder Theophanie des Apis keinen Menschen antaste und erst am achten Tage seine gottlose Wildheit wiederbekomme. Von den alten Naturgeschichtschreibern wurde ihm die verdächtige Empfindsamkeit zugetheilt, welche es den von ihm getödteten und gefressenen Menschen beweinen ließ, weshalb man es zum Sinnbilde der Heuchelei nahm. Diese Bedeutung nebst dem dazugehörigen Märchen ging in die mittelalterlichen Thierbücher über und wurde sprichwörtlich im Volke, sodaß man noch jetzt einem heuchlerisch weinenden Menschen spöttisch „Krokodilsthränen“ beilegen kann und jeder die Anspielung versteht, aber nicht jeder weiß, woher sie kommt.

Die sagenhafte und symbolische Ornithologie mag der

König der Lüfte und aller Luftbewohner eröffnen. Wie der Löwe, so war auch der Adler für das heidnische Alterthum Gegenstand mannichfaltiger Sagen und Embleme. Die Griechen, nach ihrer unveränderlichen Weise, erdichteten von ihm das Ansprechendste und Glaubhafteste: weil sie ihn gegen den Sturmwind anfliegen und über den höchsten Berggipfeln in Wolken verschwinden sahen, brachten sie ihn in nähere Verbindung mit den Bewohnern des Olymps und machten ihn zum Blitzträger des Zeus. In der christlichen Symbolik ist der Adler das Sinnbild des Evangelisten Johannes und aller hochfliegenden Geister. Die charakteristischen Eigenschaften des Königs der Vögel, sein ungemeines Flugvermögen, sein scharfes Gesicht, seine Krallenstärke und Langlebigkeit sind in der Bibel poetisch hervorgehoben. Wenn es in den Psalmen heißt: durch Gottes Gnade verjünge sich der Fromme gleich einem Adler, so bezieht sich dies wol auf die jährliche Rauhe oder Mause, die man als eine Verjüngung betrachtete. Der „Physiologus" aber verstand es in buchstäblicherm Sinne und entlehnte aus der reichen Adlersage die Erzählung, welche den Adler sich in einem Jungbrunnen verjüngen läßt: wenn der Aar altert, so erlahmt die Kraft seiner Flügel und trübt sich die Hellsichtigkeit seiner Augen; alsdann fliegt er zur Sonne auf, wärmt sich an ihren Strahlen, senkt sich nachher nieder und taucht dreimal in einen Brunnen, woraus er völlig verjüngt hervorgeht. Also soll der Mensch thun, er sei Jude oder Christ, welcher noch das alte Kleid, den Irr- oder Unglauben, an sich hat und dessen Geistesaugen bedunkelt sind; wenn er in das heilige Taufwasser eintaucht, so ist er zu einem neuen Menschen umgewandelt und hat eine klare Anschauung vom Himmelreich. Im hohen Alter wird dem Adler der obere Schnabel so lang, daß er den untern Schnabel nicht mehr aufthun und keine Nahrung zu sich nehmen

kann; alsdann fliegt er zu einem Felsen, bricht den Schnabel ab und ißt nun, solange Gott will. Dieser Adler ist das Vorbild des Menschen, dem seine Sünden überwachsen; er soll am Tische des Herrn die heilige Wegzehrung nehmen und ruhig abwarten, bis sein Ende herankommt. Aristoteles beschuldigt den Adler der Unbarmherzigkeit gegen seine junge Brut; aber die Stellen, wo Moses sagt, Gott habe sein Volk bewacht, wie ein Adler seine Jungen, und auf Adlerflügeln getragen, gestatteten nicht wohl jene Annahme. Die Thierbuchschreiber setzen daher den Adler unter die Vögel, die sich durch zarte Sorge für ihre Jungen auszeichnen. Seine Vaterliebe ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß er sie nicht an eine unwürdige Brut verschwendet. Zu diesem Behufe nimmt er die Jungen nacheinander in seine Fänge, fliegt damit hoch hinauf in die Luft und zwingt sie in die Sonne zu blicken. Wer diese Probe nicht aushalten kann, der wird als Bastard verstoßen.

Der Geier war in Aegypten der Neith heilig, die in der bildenden Kunst geierköpfig erscheint und das Symbol des weiblichen Princips ist; daher sind nach ägyptischer Ansicht alle Geier weiblich. Die griechische Fabel läßt die Geier vom Winde befruchten, und Origenes vergleicht damit die unbefleckte Empfängniß der Maria. Der „Physiologus" betrachtet die Geier ebendeswegen als Sinnbild der Reinheit, der Jungfräulichkeit, schildert sie aber zugleich so grausam gegen ihre Jungen, daß sie ihnen die Schenkel zerhacken, um sie abzumagern. Der Geier hat zwar die Art: wenn ein anderer Raubvogel, der viel stärker ist als er, ihm seine Jungen nehmen will, so wagt er sein Leben um die theuere Brut; sobald aber diese befiedert ist, jagt er sie aus dem Nest und leidet überhaupt keinen seinesgleichen (außer das Männchen sein Weibchen) noch um sich, weil ein solches Raubvogelpaar für seine Beköstigung ein weites

Jagdrevier nöthig hat. Die groß gewordenen Jungen vergelten den Alten ihre Hartherzigkeit; wenn sie sehen, daß Vater und Mutter kränklich sind und nicht mehr fliegen können, so tödten sie dieselben. Die Thierbücher verleihen den Geiern, ebenso wie den Raben und Adlern, die Gabe eines durchdringenden Geruchs, welcher sie das Liegen von Leichen aus ungeheuern Entfernungen wittern läßt; aber nicht der Geruchsinn, sondern der Gesichtssinn ist bei den Raubvögeln am vollkommensten entwickelt. Es wäre von der Natur nicht weise gewesen, Vögelgeschlechter, die auf faulende Aeser angewiesen sind, mit feinen Geruchs- und Geschmacksnerven auszustatten. Diese irrige Meinung ist noch in unsern Naturgeschichten zu lesen und daher dem „Physiologus" sehr zu verzeihen. Nach seiner Angabe wittern die Geier nicht blos gegenwärtige, sondern auch zukünftige Beute, insofern sie Sterbefälle an gewissen Zeichen vorhermerken: sie folgen den ausmarschirenden Heeren, als ob sie wüßten, daß reiche Mahlzeiten für sie daraus entstehen. Bei solchen Eigenheiten mußte der Geier nothwendig das Sinnbild des Sünders werden. Wie jener Raubvogel sich nur vom Fleisch der Leichen nährt und sich auf Aas oft so voll frißt, daß man ihn mit Händen greifen kann, so schwelgt der Sünder in alleiniger Fleischeslust und wird des Aases so voll, daß der Teufel ihn mit leichter Mühe packt.

Seit undenklicher Zeit ist der Rabe mit heiligen Dingen in Verbindung gesetzt worden. Wer die Bibel auch nur mit flüchtigen Händen durchgeblättert, der weiß, daß die historische Berühmtheit dieses Vogels sich vom Ende der Sündflut herschreibt, wo er, zuerst aus der Arche Noah's herausgelassen, über dem Schmausen vom Aase der vorsündflutigen Welt das Wiederkommen vergaß und damit unumwunden aussprach, wer er war, nämlich ein verstockter Jude, der an dem alten fleischlichen Gesetze hing, im Gegensatz

gegen die Taube, die aus dem Garten der neuen Erde den Oelzweig zurückbrachte und sich dem Christenthum, dem neuen Bunde anschloß. Diese gleich bei seinem ersten Auftreten in vorgeschichtlicher Zeit zum Vorschein kommende Unsitte, sich bei Fressereien zu verspäten, wurde ihm als schwere Schuld angerechnet, wovon er sich nie ganz zu reinigen vermochte, und seitdem blieb er in der griechischen Mythe wie in der biblischen Geschichte als vergeßlicher Geschäftsbesorger verrufen. Apollo hatte bekanntlich den Raben zum heiligen Vogel, und schickte ihn eines Tages, als die Götter opfern wollten, mit einem Becher aus, Libationswasser von der nächsten Quelle zu holen. Der Rabe traf unterwegs einen Feigenbaum, nach dessen Früchten ihn stark gelüstete, da sie aber noch nicht die gehörige Reife hatten, wartete er, bis die Feigen zum Essen reif waren, und ließ mittlerweile seinen Auftrag unverrichtet; nachher entschuldigte er sein Ausbleiben mit dem Vorgeben, eine Schlange habe täglich die Quelle, wo er das Wasser holen sollte, ausgetrunken. Apollo setzte den Raben, den Becher und die Schlange unter die Sterne, doch den Raben so weit weg vom Becher, daß er Durst leiden mußte und jedes Jahr zur Feigenzeit am Pips krank wurde. Nichtsdestoweniger blieb er später im besten Vernehmen mit Göttern, Propheten, Sibyllen, Augurn und sonstigen Orakelspendern. Dichter und Prosaiker besangen ihn in allen Tonarten. Die Griechen wandten sich an sein geographisches Wissen um Auskunft über den Mittelpunkt der Erde, wo sie dem pythischen Apollo einen Tempel bauen wollten. In Rom galt er vorzüglich als Weissagevogel und hatte berathende Stimme in Volksversammlungen. Auf dem skandinavischen Olymp war er gleichfalls zu Hause. Odin hatte nebst zwei Wölfen auch zwei Raben zu beständigen Begleitern und hieß deshalb

der „Rabengott". Die hebräische Poesie fand freilich mehr als die griechische, römische und germanische an dem Raben auszusetzen. Der gottesfürchtige Mann Hiob beschuldigt ihn ausdrücklich, er jage seine Jungen aus dem Neste und überlasse sie herzloserweise fremdem Erbarmen, und der fromme König David wiederholt die Anklage in dem weltberühmten Verse seines Psalms: „Gott gibt den jungen Raben, die zu ihm schreien, ihr Futter." Auffallend aber ist, daß ein so arg bescholtener Vogel von Jehovah zum Ausrichten barmherziger Werke gewählt wurde: er brachte dem Propheten Elias in der Wüste sein täglich Brot. Dieselben Botendienste besorgt er in christlichen Legenden.

Naive Seelen, welche das Lateinische für die Natursprache der Menschen hielten, wollten den Raben zum Tröster machen; weil er mit dem Worte cras, das beständig aus seinem Munde ertönt und in der Sprache des alten Latiums „morgen" bedeutet, auf eine bessere Zukunft vertröste. Gelehrtere Sprachkenner aber widerlegten diese gutmüthig philologische Meinung und bewiesen, der schwarze Vogel sei das Sinnbild der Trägheitssünde, weil er mit seinem unablässigen Rufen: cras, cras (morgen, morgen, nur nicht heute), zum Nachsingen seines Rabenliedes, d. h. zum ewigen Aufschieben der Beichte und Bekehrung verleiten wolle. Aus diesem Grunde erklärt der heilige Augustinus den Raben für ein Teufelsthier. Andere verstanden bei dem eintönigen Rabengekrächz höhnisches Gespött, allein die Ansicht des genannten Kirchenvaters war im Mittelalter die herrschende, sie wurde durch die Salomonischen Sprichwörter, welche dem Raben die böse Gewohnheit nachsagen, an Leichen vorzugsweise nach den Augen zu gehen, entschieden bekräftigt, und ließ sich übrigens mit der obigen Vermuthung recht gut vereinbaren. Im entgegengesetzten Sinne bezieht die Melito'sche „Clavis" den Galgenvogel auf

Christus, weil im Hohen Liede von dem mystischen Gemahl geschrieben steht: „seine Locken sind kraus, schwarz, wie ein Rabe.“ Nach anderer mystischer Deutung ist jedoch der Rabe wegen der schwarzen Farbe seines Gefieders ein Bild des Sünders. Die jungen Raben kommen mehr weiß als schwarz zur Welt, worüber die Rabenältern so böse sind, daß sie ihre kahlen Kinder verstoßen und nicht ernähren wollen, die alsdann vom Thau des Himmels gespeist werden; wenn aber die Alten die Jungen befiedert sehen, lieben und füttern sie dieselben. So liebt und ehrt die Welt die mit Reichthum Ausgestatteten, und hält wenig von denen, welche keinen haben. Das Beispiel davon ist im Buch der Richter Delila, welche den Simson, solange als er Haare hatte, in ihrem Schose einschläferte; nachdem er aber seine Locken verloren, verstieß sie ihn.

Der Strauß wird von den Arabern sehr passend der „Wüstenvater“ genannt, aber für einen sehr dummen Vogel gehalten. Dem „Physiologus“ ist er das Sinnbild des beschaulichen Lebens und des reuigen Sünders. Der Prophet Jeremias sagt: „Der Strauß weiß seine Zeit.“ Wenn er seine Eier legen soll, so wartet er, bis er die „Vergilien“ oder Plejaden am Himmel aufgehen sieht. Diese Sterne leuchten, wenn das Korn blüht und die Hitze groß ist; alsdann legt er seine Eier an die Erde und scharrt sie in den Sand. Verläßt er auch seine Eier, so vergißt er sie doch nicht ganz. Das Scheinen der Sterne verkündet ihm nicht blos die rechte Zeit des Eierlegens, sondern auch den gehörigen Augenblick des Brütens. Der gute Ruf des Straußes war jedoch nicht so fest begründet, daß man diesen Vogel nicht bisweilen zu einer glanzlosen Rolle herabsteigen ließ. Unter den Bibelstellen, in welchen er genannt ist, bemerkte man vorzüglich eine im Buch Hiob, wo die Frage: „Ist des Straußes Fittich nicht Gefieder des Storches?“ die

Verwunderung ausdrückt, daß der Strauß, obgleich er wirkliche Federn so gut wie der Storch hat, dennoch mit denselben nicht fliegen kann, sondern halb Vogel, halb Vierfüßer ist. Deshalb bezogen ihn die Ausleger auf die Kleinmüthigen und Schwachgläubigen, die nur Anflüge von Begeisterung haben und sich nicht zu höherer Seelenstimmung aufschwingen können. Auch erging von alters her die üble Nachrede, daß der Strauß zwar von Pflanzen und Pflanzenfrüchten der Wüste lebe, aber gleichfalls viele andere Dinge, wenn sie auch keine Nahrung geben, als Steine, Glas, Eisen, ja sogar glühende Kohlen verschlucke und verdaue. Darum wird er in alten Bilderhandschriften oft mit einem Hufeisen im Schnabel dargestellt, und symbolisirt alsdann die riesige Gefräßigkeit, die sechste und vorletzte Todsünde.

Der Storch ist ein berühmter Vogel und verdient die meisten Huldigungen, die man ihm von jeher und allenthalben erwiesen. Die semitische Sprache benannte den Storch chasit, d. h. einen frommen, gutthätigen Vogel, und als ein solcher galt er im Alterthum allgemein. Die Aegypter verehrten ihn sowol wegen seiner Zärtlichkeit für die junge Nestbrut, als wegen seiner Feindseligkeit gegen die Schlangen der Nilflut. Bei den Römern wie bei den Griechen war der Storch das Sinnbild der kindlichen Liebe, der Keuschheit, der Gattentreue und Dankbarkeit. Man glaubte, daß die jungen Störch ihre bejahrten Aeltern ebenso sorgsam und liebevoll verpflegten, als sie von ihnen in der Jugend gepflegt und gefüttert worden. Die Griechen bildeten aus dem Substantiv, womit sie den Storch bezeichneten, ein Verbum, das „Wohlthaten vergelten“ bedeutet, und die Athenienser hatten sogenannte „Storchgesetze“, d. h. Gesetze, welche die Pflege, die man seinen Aeltern schuldete, bestimmten. Aristophanes spielt auf die Art des Storches

an, wenn er die schlechten Menschenkinder mit den Tugenden der guten Thierkinder beschämen will. Die kindliche Liebe der jungen Störche ist indeß nicht so ausgemacht, als die mütterliche Liebe des alten Storches, und kein Vogel treibt die Heldenmüthigkeit dieses Gefühls weiter. Auch als Weissagevogel ward der Storch angesehen, indem er Feuersbrünste vorausmerken und vor Gefahren warnen sollte. In Griechenland und Kleinasien galt das Ankommen des ersten Storches für ein glückliches Ereigniß, und wer die gute Botschaft andern ansagen konnte, durfte von ihnen ein kleines Geschenk verlangen, wie ein alter Homerischer Vers bezeugt. Die mittelalterlichen Thierbücher verleihen dem Storch folgende Eigenschaften und Attribute: Mit dem Klappern seines Schnabels gibt er seinen Willen zu erkennen, mit Heulen und Zähneklappern drücken die Verdammten ihren Schmerz aus. Die Störche verkündigen den Frühling und bekämpfen die Schlangen, die Schlangen sind die gottlosen Gedanken, welche der Mensch abwehren soll. Die junge Storchenbrut im Neste, welcher die Schlange auflauert, bezeichnet die unschuldigen Seelen gegenüber den Listen und Nachstellungen des Teufels. Die alten Störche wandern übers Meer nach den Hochebenen Asiens; der Weise, den eiteln Lärm und Glanz der Welt verachtend, strebt nur nach Höherm. Man rühmt die Liebe des Storches zu seinen Jungen und die dankbare Pietät, womit diese ihre altersschwachen Aeltern pflegen, sie rupfen ihre alten Federn aus und hüten sie ebenso lange, als sie selbst gehütet worden. So handeln die hohen geistlichen Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, sie rupfen ihnen die Federn der Flatterhaftigkeit und des lockern Weltsinnes aus und nähren sie mit guten Lehren. Diese bezeigen hinwiederum ihre Dankbarkeit gegen ihre Obern dadurch, daß sie

ihnen mit allen Kräften beistehen und die gebührliche Abwartung ihres geistlichen Amtes erleichtern.

Der Psalmist sagt: „Des Fulken Haus ist die Tanne“ und „auf den Cedern des Libanon, wo die Vögel nisten, ist das Nest des Fulken gleichsam das vorderste und der Führer der andern“, gibt aber nicht an, welche Art Vogel der Fulk ist. Spätere Ausleger haben darüber verhandelt und auf den Reiher vermuthet. Ungeachtet des in den meisten Handschriften des „Physiologus“ vorkommenden Namens Fulica (Wasserhuhn, Trauerente u. s. w.), sieht es allerdings so aus, als sei der Reiher gemeint, wenn es nicht etwa der Storch ist; allein solche Untersuchungen scheinen fruchtlos, insofern dafür in der Bibel kein fester Anhaltpunkt gegeben ist und sich auch aus den daselbst gebrauchten Bezeichnungen nichts mit Gewißheit entnehmen läßt, denn es wäre vergebens, in der Bibel, d. h. in einem von Naturunkundigen oder wenigstens von keinen wissenschaftlichen Naturforschern verfaßten Buche, Thiernamen und Thierbeschreibungen von systematischer Strenge suchen zu wollen. Was es übrigens auch für ein Vogel sein mag, welchen der Psalmendichter im Sinne hatte, hier liegt nur daran, zu wissen, was die alten Thierdeuter bei den Psalmenstellen dachten, woraus ihr Kapitel vom Fulken entstanden ist. Es heißt daselbst: Der Fulk ist ein schöner und artiger Vogel, sehr verständig und viel klüger als andere seinesgleichen. Er ißt nur gute Fische und rührt kein Fleisch an, weder faules noch frisches; er fliegt und schweift auch nicht viel umher, sondern weilt an derselben Stätte, wo er sich ruhig hält bis ans Ende seiner Tage, und seine Nachkommen um sich versammelt. So soll der Rechtgläubige keine irre Lehre suchen und nicht übermäßig nach weltlichen Dingen trachten, sondern im Hause der heiligen Christenheit weilen, daß er

da gefüttert werde mit ewiger Seelenspeise bis an sein seliges Ende."

Der Kranich ist ein in den Annalen der Fabel, der Jagd und Geschichte berühmter Zugvogel. Einer der größten und besten Luftsegler, macht er zweimal im Jahre eine Reise von 2000 Postmeilen, von einer Hemisphäre zur andern. Die nördlichsten Gegenden Europas und Asiens sind seine Sommerwohnungen, und in Afrika unter dem Aequator, am Senegal und in Abyssinien hat er seine Winterquartiere. Die stumme Aussage der Kraniche in der Mordsache des Ibikus verhalf ihnen im Alterthum zu großer Popularität. Noch wirksamer in dieser Beziehung war die Mythe von den Pygmäen, der erste Ring von der Kette der Volkssagen, die bei den in der Iliade besungenen Fäustlingen ihren Anfangspunkt und an den Däumlingen in Gulliver's Reisen ihre Ausläufer haben. Die Pygmäen müssen schwächliche Knirpse gewesen sein, weil sie vollständiges Kriegsgeräth, Schilde, Panzer, Helme, Lanzen brauchten, um Vögel von so harmloser Art als Kraniche zu bekämpfen. Der Glaube oder das Wohlgefallen daran verbreitete sich bei den Römern dermaßen, daß es wenig vornehme Privathäuser gab, wo nicht Kampfscenen aus dem Kriege der Kraniche mit den Pygmäen abgebildet waren. Im Mittelalter stellten die Mystiker die Kraniche den Mönchen als Muster der Wachsamkeit im rechten Glauben und Wandel auf. Ihr Flug ist hoch, ihr Zug geordnet, die tüchtigsten Führer der wandernden Schar spornen sie mit ihrem Zuruf und machen andern Platz, wenn sie ermüden. Bei Nacht sind rund um ihre Lagerstätten herum Schildwachen ausgestellt, die auf einem Beine stehen und im andern einen Kieselstein halten, dessen Herunterfallen sie aufweckt, wenn etwa der Schlaf sie überwältigt. Ein solcher Text läßt sich leicht entwickeln, um bei jenen vorsichtigen Vögeln ein heilsames

Beispiel der Nachfolge aufzuzeigen. Man muß, wie der Kranich, seinen Flug in die höhern Regionen hinauf richten, der Stimme des Obern gehorchen, der für die gemeinsame Sicherheit wacht und den Einfluß der höllischen Geister abwehrt. Wie der Kranich den vor Gefahr beschützenden Stein in der Pfote hält, so trägt der wachestehende Bruder Christus in seinem Herzen, der ihn vor dem Sündenschlaf behütet.

Der Ibis, althochdeutsch Eib, ist in den christlichen Thierbüchern des Mittelalters äußerst streng behandelt, vielleicht darum, weil er im alten heidnischen Aegypten so hoch geehrt war, daß man ihn nach seinem Tode sogar einbalsamirte und beinahe wie einen Gott anbetete. Er leistete dem Lande wichtige Dienste, indem er viele schädliche Amphibien, besonders Schlangen, wegfing und ihre Eier auffraß. Dadurch, daß er mehr oder weniger Nahrung zu sich nahm, zeigte er das Zu- und Abnehmen des Mondes an. Endlich hatte er Anleitung gegeben zum Abhelfen der Uebelstände, die für die Verdauung aus einem überfüllten Magen entspringen. Plinius sagt: „Mit seinem gebogenen Schnabel pflegt er sich den Theil auszuspülen, durch welchen das Wiederabgeben der Speisenlast der Gesundheit sehr zuträglich ist.“ Der Bischof Isidor stellt die Sache uneleganter dar: „Der Vogel säubert sich im Leibe, indem er mit seinem Schnabel Wasser in den After hineinspritzt und sich klystiert.“ Der „Physiologus“ sah an dem Ibis nur, was seinen erbaulichen Commentar herbeiführen konnte. Er sagt: „Der Ibis geht Tag und Nacht am Meere oder bei andern Gewässern, und kommt doch nicht hinein, denn er ißt nur faule Fische und Aeser, welche die Wellen ans Ufer spülen. So vergißt der Sünder über der fleischlichen Speise die geistliche, die er aus den reinen Fluten, d. h. aus den Klöstern holen soll.“

Die altchristliche Symbolik deutet den Hahn auf Chri-

stus oder die Apostel, und bezieht sich deshalb auf die Sprüche Salomonis, wo es heißt: „Dreierlei haben einen feinen Gang: der Löwe, mächtig unter den Thieren, ein Hahn von starken Lenden und ein Widder." In den Darstellungen der ältesten christlichen Kunstdenkmäler erscheint der Hahn als Erwecker aus dem Sündenschlaf und ist als solcher ein Attribut des Apostels Petrus, mit Rücksicht auf die bekannte Stelle im Evangelium. Die mittelalterlichen Thierbücher hoben unter den vielen Eigenschaften, die man sonst dem Hahn zuschrieb, diejenige hervor, welche in neuern Naturgeschichten nicht angeführt wird und darin besteht, daß er durch sein mehr oder minder lautes Krähen die Stunden der Nacht anzeigt. Sein Krähen beim ersten Morgengrauen ruft die Leute an die Arbeit und macht ihn zum natürlichsten Sinnbild der Wachsamkeit. Für die Mystiker des Mittelalters ist er das Bild des Hirten, der auf seine Heerde ein orthodox wachsames Auge hat, oder des Predigers, der seine Beichtkinder über ihre Pflichten belehrt. Der Hahn, sagt Hugo von Saint-Victor, kräht zu rechter Zeit, um die Schläfer zu erwecken. Ebenso kennt der Prediger die schicklichen Augenblicke oder Umstände, wo er sprechen kann. In den tiefsten Stunden der Nacht ruft der Hahn am stärksten, bei herannahender Tagesfrühe kräht er schwächer. Auch der Kirchenlehrer redet den tief in Sündennacht Versunkenen ernst und nachdrücklich ins Gewissen, und führt eine mildere, gelindere Sprache zu den im Lichte der ewigen Wahrheit Wandelnden. Vor dem Krähen schlägt der Hahn mit den Flügeln; ehe er die Natur aufweckt, weckt er sich gewissermaßen selbst auf. So thun die Heiligen, sie bessern sich, bevor sie andere zu bessern gedenken. Der Hahn auf der Spitze der Kirchthürme ist das Bild des guten Seelsorgers; wie der Hahn unablässig sein Haupt gegen den Wind richtet, so soll der Geistliche sich

stets dahin wenden, wo er weiß, daß der böse Feind herkommt. Hahnenschrei verscheucht den Löwen, den Geist der Nacht, der umhergeht, um sein Opfer zu verschlingen. Obgleich die Höllengeister erschrecken und fliehen, wenn der Hahn den Tag ankräht, so kann es doch auch bedünken, als ob er mit ihnen heimlich einverstanden sei und sie von dem Anbruch der gefährlichen Stunde warnend benachrichtige, daher die Hahnenfeder, welche der Teufel bekanntlich am Hute trägt. Diese Feder kann freilich von dem abgeschnittenen Hahnenschwanze des Basilisken herkommen, scheint aber mehr dafür zu sprechen, daß man einen Zusammenhang des Hahnes mit dem Teufel angenommen habe, und das patzige Auftreten des Königs der Hühnerhöfe, sein ewiges Kratzen im Mist, seine Vielweiberei mochten dazu beitragen, ihn mit dem Fürsten der Unterwelt in engere Verbindung zu setzen. Die Henne dagegen wird stets in gutem Sinne verstanden; sie bezeichnet Christus, wie wir aus seinen eigenen Worten im Evangelium wissen, denn sie hat gewisse Eigenschaften, die im geistlichen Verstande sehr gut auf den Erlöser passen. Die Henne, wenn sie ein Ei gelegt, gakelt und frohlockt, ebenso Christus, wenn er einen Sünder ins Nest der Kirche gesetzt, weshalb er im Evangelium sagt: „Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut.“ Die Henne tödtet den Skorpion, Christus den Satan. Die warme Henne, mitten entzweigeschitten und auf den Biß einer giftigen Schlange gelegt, wirkt heilsam: Christus, zu unserm Besten ans Kreuz geheftet, hat uns ebenso vom tödlichen Schlangenbiß geheilt.

Der **Kalander** wird, scheint es, in der Bibel nur im Verzeichniß der unreinen Vögel genannt, bildet aber in den mittelalterlichen Thierbüchern ein stehendes Kapitel, und ist auch häufig Gegenstand des französischen wie des deutschen

Minnegesanges. Er kommt mit mancherlei Namensvarianten vor und heißt abwechselnd Kalander, Galiander, Calandrius, Charadrius. Was ist der Kalander in seiner reellen Substanz? Ein Regenpfeifer, ein Seerabe, eine Mandelkrähe, ein Pirol, ein Kreuzschnabel, ein Kakadu? Große, wichtige Streitfrage seit 300 Jahren! Ich denke mich nicht hineinzumischen, und bemerke blos, die Deutschen im Mittelalter dachten sich dabei den Lewark, die große Haubenlerche, die noch jetzt manchmal „Kalanderlerche" heißt. Die ehemalige Therapeutik rühmte von dem Kalander, er heile im Nu die Gelbsucht, der Kranke brauchte ihn nur starr anzusehen und wurde stracks gesund. Bei weiterm Herumkommen wuchsen die Heilkräfte des kostbaren Vogels und man machte aus ihm eine wahre Universalarznei, sodaß er gern in Häusern gehalten wurde. Der „Physiologus" beschreibt ihn wie folgt: „Der Kalander ist ein ganz weißer und äußerst kluger Vogel, dessen zu- oder abgewandter Blick über Leben und Tod entscheidet. Er hat nämlich die Art, wenn man ihn zu einem siechen Menschen bringt, so deutet er an, ob der Mensch sterben oder genesen soll. Verschmäht er des Kranken Antlitz und wendet seine Augen von ihm ab, so stirbt der Kranke; kehrt er sich aber zu dem Kranken hin und legt seinen Schnabel auf dessen Mund, so genest der Kranke, denn der Vogel nimmt sein Siechthum an sich, fliegt damit hoch in die Luft hinauf und verbrennt es an den Sonnenstrahlen. So kam Jesus Christus, schneeweiß, wie der Kalander und an welchem der Teufel keine Sünde finden konnte, zu dem siechen Volke der Juden; da er sie nicht für Gottes Kinder erkannte, so wandte er sein Angesicht von ihnen und kehrte sich zu unsern Vorfahren; er nahm unsere Schwächen an sich und schwebte danach gen Himmel empor."

Die Eule ist freilich durch vieles Ungeziefervertilgen ein überaus nützlicher, aber von Temperament, Lebensart

und Stimme ein so trübsinniger, finsterer und kläglicher Vogel, daß der Aberglaube ihn fast überall verkannte und sich nichts Gutes von ihm versah. Nur die naturkundigen und unbefangenen Griechen wählten ihn zum Sinnbild der Weisheit und Wissenschaft, welche die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beschauung verlangen; die Eule war der Athene geweiht, die von den Augen ihres heiligen Vogels gewöhnlich Glaukopis, d. i. die „eulenäugige“, genannt wird, denn der Göttin der Kunst und Cultur ziemen lichte, auch im Dunkeln hellsehende Augen. In Aegypten, wo eine melancholischere Weltansicht vorherrschte, setzte man den Nachtvogel auf die Gräber, als Symbol des Todes, der ewigen Nacht. Die römischen Auguren hielten das Antreffen einer Eule für eins der allerschlimmsten Anzeichen, und Virgil meinte der epischen Würde und Erhabenheit nichts zu vergeben, wenn er auf solche Art am Schluß seines Gedichts den Tod des Turnus ankündigen ließ. Moses stellt die Eule zu den unsaubern Vögeln, und die christlichen Kirchenlehrer vergleichen sie entweder mit dem bösen Feinde, der im Finstern schleicht, oder mit dem blinden Volke, das im Finstern tappt. Die Schleiereule, der eigentliche Todtenvogel, vor dessen schauerlichem Gekreisch Kinder erschrecken und alte Weiber sich bekreuzen, wohnt gern in Kirchen und Klöstern, vorzugsweise dicht bei den Glocken. Sie soll, wenn das Sterbeglöckchen läutet, die Flügel zusammenschlagen und in Gedanken die Todtenmesse mitsingen. Sie erkennt an geheimnißvollen, von unsichtbarer Hand hingeschriebenen Buchstaben die Häuser, wo der Tod sich eine Beute ausgesucht hat, und richtet dahin ihren Flug, wenn sie mit einbrechender Nacht ihr Versteck verläßt. Ihr Geruch ist so durchdringend fein, daß sie wochenlang vorher die Leichen hinter den rosenrothesten Wangen wittert, und ihr Gesicht so scharf, daß sie

durch die dickste Finsterniß hindurchblickt. Auch wurde sie im Mittelalter allgemein beschuldigt, das Oel aus den Ampeln zu saufen und die Kirchen vorsätzlich mit ihrem Mist zu verunreinigen, was man ihr jetzt noch bisweilen nachsagt. Wie konnten die Thierdeuter an einem so gottlosen Vogel das Sinnbild des Heilands finden? Man hatte eine gewisse Bibelstelle zu erklären. „Ich bin wie eine Eule zwischen Trümmern", heißt es in den Psalmen, welches sich wol auf die klagende oder heulende Stimme dieses Vogels bezieht, da der Dichter vorher die Klagen erwähnt, die ihm seine Leiden auspreßten; nach dem Commentar des „Physiologus" aber ist damit die Demuth angedeutet, welche Christus den Menschen bewies, als er Knechtsgestalt annahm und auf Erden weilte, er hat sogar Vorliebe für finstere und verfallene Wohnstätten, um der Juden und Heiden willen, die er dort aufsucht, um sie zum Lichte hinzuführen.

Das allbekannte und wegen seines wohlschmeckenden Fleisches so geschätzte Rebhuhn galt bei den alten Kirchenschriftstellern für ein Satansgeschöpf und bezeichnete daher auch in der christlichen Symbolik das teuflische Wesen. Die Bibelstelle, wo der Prophet Jeremias einen, der sich durch Unrecht Reichthum sammelt, mit einem Rebhuhn vergleicht, welches Eier bebrütet, die es nicht gelegt hat, veranlaßte den Commentar, aus welchem sich die Rebhuhnsage entspann und in die Länge dehnte. Die mittelalterlichen Thierbücher enthalten diese Sage vollkommen ausgebildet und erzählen Folgendes: Das Rebhuhn ist ein sehr listiger Vogel, dem sehr viel daran liegt, seine Familie zu vergrößern. Wenn es von einem andern seinesgleichen ein Nest findet, bei welchem die Mutter zufällig nicht zugegen ist, so setzt es sich in dasselbe und brütet die Eier aus. Die junge Brut wird von ihr wie ihre eigene auferzogen, sobald sie aber herangewachsen ist, erkennt sie an der Stimme ihre

rechte Mutter, läuft zu dieser hin und verläßt die unrechte Mutter, die sie gestohlen hatte. So bemächtigt sich der Teufel bisweilen der Kinder Gottes, sieht aber seine Beute entschlüpfen, wenn er die Geraubten in die Familie der Verworfenen hineinschmuggeln will. Der gelehrte protestantische Theolog Samuel Bochart bestreitet in seinem „Hierozoicon" die Meinung, welche den jungen Rebhühnern so viel Instinct zuschreibt, daß sie ihre rechte Mutter von der unrechten unterscheiden können, und bemerkt dazu ganz ernst, es sei nicht wohl anzunehmen, daß die Thiere in dieser Beziehung günstiger behandelt worden als der Mensch, der sehr froh sein würde, einen so kostbaren Instinct zu besitzen. „Denn", fügt er hinzu, „hätte ihn Oedipus gehabt, so würde er die Stimme des Blutes vernommen haben, und sein doppeltes Verbrechen wäre nicht möglich gewesen." Die mittelalterlichen Homiletiker aber hatten keine solche Bedenklichkeiten oder setzten sich darüber hinweg; wenn die sagenhaften Umstände ihnen Gelegenheit gaben, in populärer Form eine nützliche Lehre vorzutragen, so verlangten sie nichts weiter und waren stets bereit zum Anwenden des italienischen Lieblingsspruches: Ist es nicht wahr, so ist es hübsch erdichtet. In dem „Buch der Natur", welches von Vincenz von Beauvais ebenso oft angeführt wird als der „Physiologus" und mit diesem, scheint es, die gleiche Ehre hatte, den Mystikern als Leitfaden zu dienen, findet man die ganze Sammlung der Meinungen, die man damals von den verruchten Sitten des Rebhuhns hatte und wobei die auf Kinderdiebstahl bezügliche nicht die schlimmste ist. Kommt jemand in die Nähe des Rebhuhnnestes, so läuft ihm die Bruthenne entgegen und thut, als ob sie bein- oder flügellahm und leicht zu greifen sei, mit solcher Verstellung betrügt sie den Menschen, bis sie ihn von ihrem Neste hinweggelockt. Wenn die Männchen miteinander streiten um

die Weibchen, so treten die Sieger die Unterliegenden mit Füßen und zwingen sie zur Begattung (ich mildere den alten, jetzt sehr husarenmäßigen Ausdruck), als ob sie ihre Weibchen seien, und in der großen Hitze der Brunst vergessen sie den Geschlechtsunterschied. In der Brunstzeit sind die Rebhühnerweibchen so durchhitzt, daß sie von dem bloßen Geruch, der von den Männchen ausströmt, empfangen. Solche Naturerscheinungen konnten nicht wohl mit rechten Dingen zugehen und nur bei Teufelsthieren vorkommen.

Die Drachen sind ein uraltes und überall gangbares Ungeziefer, dessen Vertilgung sich die Helden und Heiligen seit Hercules und Theseus bis auf die letzten Recken der Ritterzeit eifrig angelegen sein ließen. Den alten Griechen waren sie Kinder der pferdeköpfigen Demeter, welche mit Poseidon buhlt, Kinder der titanischen Natur, Erzeugnisse einer unheilvollen Productionskraft; nach christlicher Vorstellung gehören sie zu den Satansengeln, die sich der Schöpfung Gottes gegenüberstellen. Auch unterscheidet sich der christlich gestaltete Drache in manchen Punkten von dem Drachen, wie er herkömmlicherweise im heidnischen Alterthum auftritt. Der letztere war gemeiniglich nur eine geflügelte Riesenschlange, der andere ist immer ein zwitterhaftes Ungethüm von sehr zusammengesetzter Art. In seinem ganzen Complex erinnert der mittelalterliche Drache an die vorsündflutliche Thierwelt, ob aber eins von den ausgestorbenen Geschlechtern der Rieseneidechsen, oder vielleicht eine von den jetzigen kleinern Arten der Saurier die Grundlage seiner künstlerischen Darstellung bildet, lassen wir billig unerörtert. Er ist gleichzeitig Säugethier, meistens Raubthier mit seinem Kopf und Vorderleib, Schwimm-, Nacht- oder Raubvogel mit seinen Flügeln oder Fängen, Eidechse mit seinen Schuppen und Schilden, Schlange mit seinem Schwanz, sodaß man schwankt, ob man ihn den

Reptilien, den Vögeln oder den Säugethieren zuordnen solle. Im Grunde ist es einerlei, ob man ihn zu dieser oder jener Familie stellt oder eine ganz eigene daraus macht. Er ist in allen Stücken so ein unseliges Mittelding, von dem man nicht recht weiß, ob es dies ist oder das. Und alle solche Wesen, die so gar unentschieden in der Mitte zwischen oben und unten, rechts und links schweben, haben auch in der Natur den schlimmsten, gefährlichsten Charakter. So auch der Drache in der christlichen Symbolik und Thiergeschichte. Nach einstimmiger Ansicht der Heiligen Schrift-Ausleger ist er Symbol des Bösen, sowol des persönlichen als des abstracten Bösen. Zu keiner Zeit wurde der Teufel specieller unter diesem Sinnbilde aufgefaßt als im Mittelalter. Man nennt ihn damals schlechtweg „Drache“ und oft kurzweg „Feind“ (antiquus hostis). Er spielt in sehr vielen Legenden, zumal in Frankreich, das mehr als irgendein anderes Land mit Drachenfabeln gesegnet ist, und wird in den Thierbüchern sehr verschiedenartig, stets aber schrecklich geschildert. Er lebt vorzüglich in Indien und Aethiopien, wo ewig Sonne ist; er fliegt, läuft und schwimmt. Bald ist er mäßig, bald übermäßig lang; er versteckt sich furchtsam vor dem Panther, vergreift sich aber keck an dem Elefanten, in dessen eiskaltem Blute er sich besäuft. Man gibt ihm abwechselnd ein kleines Maul, gleichsam nur ein Loch, wo er seine nadelspitze Zunge herausschnellt, oder auch einen Rachen, so groß als der Schlund eines feuerspeienden Berges. Seine Macht zu schaden ist gewaltig, an seinem Schweif hat er ein ganzes Arsenal von Offensiv- und Defensivwaffen; sein fürchterlichstes Unfugmittel aber ist der verpestete Athem, der mit feinen Giften geschwängert ist und seinem Stachel die Eigenschaft mittheilt, durch bloße Berührung zu tödten. Von brennendem Durst gepeinigt, Rauch- und Flammenwirbel

aushauchend, lechzt der Drache nach kaltem Wehen des Windes und haust besonders gern an Flüssen, Quellen und Seen, in feuchten Niederungen, Felsklüften und Bergschluchten, wo er die höllische Glut- und Gifthitze, die er im Leibe hat, ein wenig abkühlen kann. In unsern heutigen Naturgeschichten ist der Drache nur noch eine spannenlange Eidechse, so dick wie ein kleiner Finger und an den Seiten mit Flügelchen versehen, die sie zum Schwirren und Flattern gebrauchen kann.

Eine Abart des mittelalterlichen Drachens ist die Serra, ein Seedrache, der nur in den mystischen Thierbüchern vorkommt. Der alte „Physiologus" macht davon keine nähere Beschreibung, denkt sich aber dabei einen großen Fisch mit gewaltig langen Floßfedern und fächerartigem Schwanz. In den spätern Bestiarien ist die Serra abgemalt als Drache, der Feuer aus seinem Munde bläst; er hat Flügel wie ein Greif, einen Schwanz wie eine Gans, Füße wie ein Schwan. Dieses Thier, heißt es, lebt im Meere und hat viel Arglist. Wenn die Serra ein Schiff mit vollen Segeln fahren sieht, so spreitet sie Flügel und „Zagel" aus, um allen Wind darin aufzufangen und mit aller Macht gegen das Schiff zu segeln; das thut sie so lange, bis sie es nicht mehr vermag vor Müdigkeit, und fährt von dannen, woher sie kam. Das Meer bezeichnet diese Welt, mit dem Schiffe sind des Heilands Boten gemeint, die uns überfahren und alle „Widerfahrt" (Gefahr) dieser Welt überwinden. Die Serra bedeutet die Menschen unsteten Gemüths, die bisweilen sich zu guten Dingen bekehren, aber dabei nicht ausharren mögen, daß sie mit andern Leuten ins himmlische Jerusalem kommen.

Dieser Abschnitt des „Physiologus" gründet sich unzweifelhaft auf das, was die Alten von der Echeneis, einem Fische aus der Zunft der Weich- oder Bauchflosser, fabelten.

Der schwülstige Plinius steigert seine gewöhnliche Emphase bis zum Dithyrambus, um zu beschreiben, wie die größten Naturkräfte nichts vermögen gegen den unbezwingbaren Widerstand eines so kleinen Fisches. Nach seiner Angabe entschied dies die Seeschlacht bei Actium zu Gunsten des Octavian: das Prätorschiff des Antonius wurde auf solche geheimnißvolle Art in seinem Gange gehemmt, obschon es den Wind für sich hatte. Auf der Rückreise des Caligula von Astura nach Antium klammerte sich eine Remora an das Steuer des kaiserlichen Fünfdeckers und lähmte die Kräfte von 400 Ruderern. Eine von Periander, Tyrann von Korinth, ausgesandte Galere sollte nach Korcyra den Befehl bringen, 300 dortige Kinder zu morden, konnte aber bei günstigem Fahrwinde fast nicht von der Stelle kommen: die vereinigten Bemühungen einer großen Anzahl Echeneiden bewirkten dieses Resultat. Die Fische, die ein so großes Wunder und ein so gutes Werk verrichtet hatten, wurden auf Knidos im Tempel der Venus verwahrt und hoch geehrt. Dergleichen Fabeleien berichteten die Alten ganz ernsthaft, nicht Aristoteles, aber Plinius und ebenso Aelian. Oppian, in seinem Lehrgedicht vom Fischfange, schildert das Entsetzen der Schiffer, wenn ihr Fahrzeug plötzlich von dem wunderbaren Fische wie von einem bösen Zauber festgehalten scheint. Daher die Namen Echeneis und Remora, die beide dasselbe bedeuten, der eine im Griechischen, der andere im Lateinischen, nämlich „Schiffhalter", und der Name Serra besagt ungefähr ebenso viel „Winddrücker, Windabfänger". Der Hauptumstand bei der Erzählung der mittelalterlichen Thierbücher ist die Verzagtheit, welche die Serra ergreift, wenn ihr der Athem ausgeht und die schwere Arbeit über wird. Nichts mußte passender erscheinen als dieses Bild für die Bezeichnung des Mangels an Ausdauer, dessen häufiges Vorkommen unter den Christen die Prediger beklagten.

Der apokalyptische Drache, obschon dem Legendendrachen nahe verwandt, darf doch nicht damit verwechselt werden. Dieser ist sozusagen der gemeine Drache, jener hingegen der große Drache, mit welchem der Erzengel Michael zu schaffen hat und der mit seinem aufgehobenen Schweife den dritten Theil aller Sterne vom Himmel herunterzieht. Von den Miniaturmalern und Bildhauern wird er textgetreu dargestellt als ein Ungeheuer mit sieben Köpfen, die entweder sämmtlich von Schlangen oder einzeln von verschiedenen Bestien und — schrecklich ist es zu melden — vom „schönen Geschlecht" hergenommen sind. Der ältere deutsche Sprachgebrauch setzt Drache für Schlange, und umgekehrt, um den Teufel oder die böse Lust auszudrücken, und ebenso wird in der christlichen Symbolik das ungöttliche Wesen oder die Ungläubigkeit ohne Unterschied durch Drache oder Schlange bezeichnet. Zwischen diesen beiden besteht jedoch nur eine innere Verwandtschaft, keine äußerliche Aehnlichkeit. Die alte Schlange, die Sündenschlange des Paradieses, die unsere Stammutter verlockte und ihre ganze Nachkommenschaft ins Verderben brachte, erscheint auf altchristlichen Bildwerken als zweibeinige Natter, womit gewiß der Sinn verbunden ist, daß sie die Beine erst verlor, als Gott sie verfluchte, zur Strafe fortan auf dem Bauche zu kriechen.

Der König der nachherigen Schlangen war der Basilisk, der fürchterlichste des widrigen Gewürms, der mit seinem alleinigen Blick erstarrend auf die Quellen des Lebens wirkte. Für unsere Naturforscher ist das arme Vieh nur noch ein Saurier von etwas sonderbarer Art, aber fast ebenso harmlos als eine kleine graue Eidechse. Das ist aber nicht der Basilisk der Geschichte und Fabel. Der geschichtliche Basilisk ist der Uräus, der als Diadem die Stirn fast aller Gottheiten und Könige in den ägyptischen Tempeln und Gräbern schmückt und auch in der Natur vorkommt,

die Brillenschlange. Den fabelhaften Basilisken schildern die Alten als eine in Afrika einheimische und etwa einen Fuß lange Schlange; er hat auf dem Kopfe einen Kamm wie eine Krone, daher sein Name Basiliskos, Regulus, d. i. der kleine König. Alle Schlangen fliehen, wenn sie sein Zischen und Pfeifen hören, denn sie fürchten seinen giftigen Blick, der selbst ihresgleichen mordet. Mit seinem feuerheißen Pestathem verdörrt er das Gras um sich herum, und die über ihn hinfliegenden Vögel fallen todt aus der Luft oder sterben bald nachher. Kein Raubthier wagt sich in seine Nähe, nur das Wiesel geht ihm zu Leibe und überwindet ihn. Er hat Furcht vor Hähnen, weshalb er, wenn er solche erblickt, mit halb aufgerichtetem Leibe geht. In den spätern Thierbüchern wird er als ein schlangengeschwänzter Hahn beschrieben, und so findet er sich im architektonischen Schmuckwerk mittelalterlicher Kirchen abgebildet, zu den Füßen des Erlösers, welcher diesen Feind des Heils niedertritt, nach der Prophezeiung in den Psalmen: „Auf Ottern und Basilisken wirst du gehen.“ Von den durch Alter der Erzählung oder Ansehen des Erzählers einigermaßen gewichtigen Fabeln macht freilich keine aus dem Basilisken ein mit Füßen oder Flügeln versehenes Thier; aber seine seltsame Entstehung aus einem Ei, welches ein neunjähriger Hahn in den Mist legt und das von Kröten ausgebrütet wird, ist für die meisten Naturgeschichtschreiber des Mittelalters ein zuverlässiges Factum, obschon Albert der Große darüber spottet. Uebrigens glaubten die Alten, der Ibis lege das greuliche Ei, aus welchem der Basilisk hervorkrieche, und das sich im Magen jenes Vogels aus der Unmasse des hineingefressenen Aases und Luders entwickele; die ägyptischen Priester aber meinten, er verdaue das verschluckte Gift oder gebe es ohne Schaden wieder von sich, und holten ihr Spreng- und Reinigungswasser aus dem Nil an der Stelle,

wo sie einen Ibis trinken sahen, weil dieser kein unreines Wasser angerührt hätte. Dasselbe sagte man von dem Hirsche, der in noch höherm Grade als der Ibis für einen Schlangenfresser galt. Sein Haß gegen die Schlange ist eine von den alten Naturgeschichtschreibern und Dichtern so oft erwähnte Thatsache, daß Etymologen seinen griechischen Namen davon ableiten. Nichts Häufigeres daher, als die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche die mittelalterlichen Sittenprediger davon hernahmen, daß er angeblich die Art hat, mit seinem Athem die Schlange aus ihrem Loch zu ziehen und das Gewürm zu vertilgen, worin der Dämon personificirt war. Weil der Hirsch den Schlangenkrieg eigentlich im Interesse der Menschen führte, die solche Kämpfe selbst zu bestehen kein Geschick haben, so wurde er von vielen für heilig und die Jagd auf ihn für eine Sünde gehalten. Der französische Predigermönch Michel Menot sieht in einer Parforcejagd das vollständige Bild des Leidens Christi. Für ihn ist Jesus der Zwölfender, Judas der Oberjägermeister, die Häscher sind die Hunde von der Meute der geistlichen und weltlichen Fürsten Hannas, Kaiphas, Pilatus und Herodes. Von so sinnigen Vergleichungen ist das Mittelalter gepfropft voll.

Die Verbindung des Teufels mit der Schlange war, wie Gregor der Große bemerkt, gewissermaßen geboten und aufgedrungen. In allen Gestalten, welche die Phantasie dem geheimen Kriecher gibt, repräsentirt er den fürchterlichen Feind, wogegen fromme Seelen Gottes Hülfe anrufen: Behüte mich, Herr, vor dem großen Wurm. Im allgemeinen Sinne wird die Schlange als die leibhaftige Schlauheit aufgefaßt. Moses nennt sie das listigste aller Thiere auf dem Felde, und diese Ansicht geht durch die ganze alte Welt hindurch. Jesus verlangt von seinen Jüngern Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit vereint. Im Mittelalter

gab man der allegorischen Figur, welche die Dialektik vorstellt, eine Schlange als Hauptattribut. Auf einer Glasmalerei in der Kirche zu Chartres hält die Dialektik zwei Schlangen in der Hand; am Portal der Kathedrale von Auxerre hat ihr Kleid eine Schlange als Leibbinde, und in der Kathedale von Rheims scheint sie das Reptil zu zerquetschen. Die Schlange ist das Sinnbild der Doppelzüngigkeit, der List, und die Dialektik eine Wissenschaft, die hauptsächlich lehrt, wie man die listigen, verfänglichen Argumente des Gegners, d. h. die teuflischen Künste und Versuchungen zum Unglauben wirksam vereiteln kann.

Die Thierbücher begreifen unter dem Namen „Natter" die kleinen giftigen Schlangen, und beschreiben davon mehrere Arten mit speciellen Eigenschaften. Die Otter schillert äußerlich von schönen Farben, während sie inwendig voll Gift ist; sie sieht zwar unschuldig und unschädlich aus, doch nur weil ihre Zähne verborgen liegen, ist aber in Wahrheit eins der bösesten Geschöpfe. Die Pharisäer wurden von Johannes dem Täufer und Jesus Christus „Natternbrut" und „Otterngezücht" gescholten, weil sie voll Gleisnerei und giftiger Bosheit waren und damit ebenso viel Unheil anstifteten als giftige Schlangen. Die Otter („Ich habe es nicht gesehen", bemerkt ein altfranzösischer Thierbuchdichter, „aber nichts ist so gewißlich wahr") fürchtet sich vor der Stimme des Zauberers und verstopft sich die Ohren, damit kein Laut davon eindringe. Diese Otterlegende ist angedeutet in den Psalmen, wo von den ungerechten Richtern und verderblichen Volksbedrückern gesagt wird: sie haben Gift, gleich der tauben Natter, die ihr Ohr verstopft und nicht hört auf die Stimme des zauberkundigen Beschwörers; sie wird von den Kirchenvätern erörtert und in den Thierbüchern umständlicher wiederholt. Die Ketzer, sagt der heilige Hieronymus, sind taub wie die Otter,

welche sich die Ohren zustopft. Der heilige Augustinus spricht denselben Gedanken aus und fügt hinzu: Von allen Thieren müsse die Schlange für die lockende Stimme der Zauberer um so empfänglicher sein, als sie selbst durch das Hinterlistige und Verführerische ihrer Sprache unsere Stammältern bethörte. Später sieht man in dem schlauen Benehmen der Otter die feinen Kunstgriffe des Gottlosen, um der Macht einschläfernden Zaubers und wohlthuender Beschwörung, d. h. der überredenden Stimme der Religion und ihrer Diener zu entrinnen. Die Otter, jene Gewalt ahnend, verstopft eins ihrer Ohren, indem sie es mit Schlamm anfüllt oder auf die Erde heftet; in das andere steckt sie das Ende ihres Schwanzes fest hinein, sodaß kein Lockton an sie kommen kann. Die Schlange, setzen die Thierdeuter erklärend hinzu, das sind die Reichen; der Schlamm, welcher den Zugang ihres einen Ohres gegen Gottes Wort verschließt, ist der Durst nach irdischen Glücksgütern, und der in das andere Ohr hineingesteckte Schwanz die bis in den Tod hartnäckige Unbußfertigkeit. Daß man selbst die bösartigsten Schlangen beschwören und unschädlich machen könne, wurde jederzeit und wird noch jetzt geglaubt. Die Wunder, in welchen sich die Magier vor Pharao's Thron überboten, und die Kunststücke der alten Marsen und Psyllen in Rom, sieht man noch heutigentages in Aegypten von einer eigenen Menschenklasse verrichten: die geachtetsten, d. h. diejenigen, welche das zum Locken dienende Brunstgeschrei am geschicktesten nachahmen können, säubern die Häuser der vornehmen Bewohner von etwa hineingeschlichenen Reptilien; die andern üben das Gauklerhandwerk auf öffentlichen Plätzen.

Wenn die Viper, so erzählt der „Physiologus", zu ihrem Männchen gehen soll, ist ihr zu ihm so lieb, daß sie vor Brunst wiehert, und wenn beide sich untereinander küssen,

so beißt sie ihm den Kopf ab, daß er stirbt. Sind nun die Jungen in ihrem Bauche gewachsen, so fressen sie sich durch den Leib der Mutter hindurch und bringen sie ums Leben. Die Juden sind der Vipern Ebenbild, denn sie sind unzüchtig in ihren Werken und Gedanken: sie erschlugen ihren Vater, den heiligen Christ, und zerbissen ihre Mutter, die heilige Christenheit. Ebenso erklären Basilius, Hieronymus, Augustinus und Gregor. Außerdem hat die Viper noch das Eigene: wenn sie den Menschen nackend sieht, so fürchtet sie sich vor ihm und flieht; sieht sie ihn aber gekleidet, so springt sie an ihn. Davon mögen wir vernehmen: als unser Vater Adam nackt war im Paradiese, da vermochte der Teufel nichts wider ihn.

Ferner erwähnt der „Physiologus“ noch drei Arten Nattern, die nicht namentlich genannt, aber mit folgenden Eigenschaften ausgestattet sind. Die erste Art, wenn sie trinken will, speit vorher das Gift aus. Den Wurm sollen wir nachahmen: wenn wir das heilige Wort trinken, so sollen wir zu allererst die weltliche Sünde ausspeien und uns reinigen von aller Unsauberheit des Herzens. Die zweite Art, wenn man sie schlagen will, nimmt den Schwanz, umwickelt damit den Kopf und gibt den übrigen Körper preis. Also sollen wir thun, wenn unser Feind uns erschlagen will: wir sollen mit unserm Leibe das Haupt beschirmen, denn unser Haupt, das ist Christus. Die dritte Art, wenn sie altert, verliert die Sehkraft; nun fastet sie 40 Tage und 40 Nächte, bis sich ihre Haut lockert; dann sucht sie ein enges Loch an einem Stein oder in einer Wand und schlüpft da hindurch; so streift sie die alte Haut ab und verjüngt sich. Also soll der Mensch die alte Sünde abthun und ein neues Gewand anlegen.

Wir könnten noch mancherlei erzählen von Seeweibchen, Seemännchen und ähnlichen Geschöpfen, mit welchen das

Mittelalter das Meer bevölkerte und Moral und Dogmatik predigte; allein die Menge des auf diesem Gebiet Geleisteten ist zu groß, als daß ohne zu viel Weitläufigkeit auch nur das Hauptsächlichste davon mitgetheilt werden könnte. Hier lag uns mehr daran, durch Zusammenstellung einzelner Züge Methode, Geist und Charakter der fabelhaften und symbolischen Thiergeschichte jener Zeit ins Licht zu setzen, und zu diesem Zwecke möchte das Ausgehobene vollkommen hinreichen. Wir dürfen jedoch das verwunderliche Gemisch von Geistesbefangenheit und Blindgläubigkeit, das uns dabei begegnet, nicht ganz und gar dem Mittelalter zur Last legen. Das fabelhaft Naturgeschichtliche war größtentheils eine aus dem heidnischen Alterthum herübergekommene Erbschaft, die man ohne Vorbehalt der Untersuchung angetreten hatte; nur das Mystisch-Zoologische gehört dem Mittelalter an und ist ein eigenthümliches Erzeugniß altchristlicher Doctrin. Den Begründern des Christenthums war das große Buch der Natur blos der erste vorbildliche und vorbedeutende Theil der Offenbarungen Gottes an den Menschen, und die Heilige Schrift galt ihnen als der zweite höhere Theil, welcher allein den eigentlichen höchsten Inhalt des ersten verständlich und erklärlich machen könne. Aus dieser Ansicht entsprang der „Physiologus", ein Hülfsmittel für ungelehrte Geistliche und Prediger, die dadurch in den Stand gesetzt wurden, in ihren Kanzelvorträgen die Thiergeschichten und Bibeltexte aufeinander zu beziehen und durch die symbolische Deutung der erstern auf die letztern diese zu bekräftigen und herauszustellen. Als die Literatur in die Landessprachen überging, verarbeitete man diesen homiletischen Leitfaden zu erbaulichen Hauspostillen und didaktischen Gedichten für Laien, und dergleichen Andachtsbücher waren im 13. und 14. Jahrhundert sehr beliebt und so verbreitet, daß es nicht leicht ein vornehmes

Ritterschloß gab, worin sich nicht ein solches handschriftliches und mit Bildern ausgemaltes „Buch von den Thieren" gefunden hätte. Das Gefallen daran konnte jedoch nur so lange dauern, als die kirchliche Stimmung des Mittelalters währte. Die überhandnehmende profane Wißbegierde wollte nicht sowol erbaut als unterhalten sein. Man kam dabei eben nicht viel weiter. Das Symbolische wurde weggeschoben, das Fabelhafte aber blieb und ging mit Zusätzen vermehrt in die gedruckten Naturbeschreibungen hinein, die hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Werthes sich noch nicht höher anschlagen lassen als die alten Thierbücher, indem sie wie diese den Aberglauben nährten und ihre Abbildungen von Naturgegenständen der Ferne rein aus der Phantasie gegriffen sind. Im Punkte des Wunderbaren ließen sich unsere Vorfahren viel gefallen. Die Menschen lebten so lange in völligen Wahnvorstellungen, und vorzüglich bietet die Zeit der römischen Priesterherrschaft dem Beobachter eine unerhörte Entwickelung der Einbildungskräfte. Bei den willkürlichen, allgemein angenommenen Kosmogonien war die wunderbare Erklärung die Grundlage selbst des gemeinen Wissens, und das Uebernatürliche der wesentliche Bestandtheil des Lebens. Das gewöhnliche Einschreiten himmlischer und höllischer Mächte bei allen irdischen Begebenheiten bildete einen Hauptartikel im Glauben unserer Väter. Kein Donnerschlag erdröhnte ohne besondere Einmischung der Gottheit, kein Gußregen erfrischte die Atmosphäre, den nicht ein bestimmter Heiliger vermittelte. Durch jedes glückliche oder unglückliche Ereigniß, welches den Geist oder Körper traf, sah man stets das Lächeln der Engel oder die Grimassen des Teufels hindurchschimmern. Diese naiven Glaubensansichten hatten ihren ganzen Grund in der Art und Weise, wie man sich damals das Weltall dachte. Bei dem System, das bis zur Erfindung des Fernrohs dauerte, war

das Universum in drei abgesonderte, aber am Rande aufeinandergesetzte Theile geschieden. Im Centrum des obern Theils thronte Gott Vater, umgeben von seiner Familie und einem himmlischen Hofstaat nach dem Muster und Zuschnitt des Hofstaats unserer Könige. Im untern Theil war die Hölle, der von Lucifer und seinen schauerlichen Legionen bewohnte Abgrund. Zwischen diesen beiden Reichen, dem Reiche des Guten und dem Reiche des Bösen, befand sich die Erde, allein bevölkert von verantwortlichen Wesen und abhängig von den Wandlungen der vier Elemente und den unumstößlichen Schranken der Stunden und Jahrhunderte. Auf diesem dritten schweren und starren Welttheil litt und stritt der Mensch, umschichtig hin- und hergezerrt von den Boten der beiden andern Regionen, die sich mit der Geschwindigkeit des Wunsches überall hinversetzten und ganz beliebig verkappten. Was für einen Gebrauch konnten die so eingeklemmten, geängstigten und scharf beaufsichtigten Menschen von ihrer Vernunft machen? Die Willkür umstrickte sie von allen Seiten, und die nach gesetzmäßigen Hergängen forschende Wissenschaft stieß sich bei jedem Schritt und Tritt an Zauberei. Die Gelehrten, die meistens dem geistlichen Stande angehörten, kamen immer wieder zurück auf den unergründlichen Willen von oben und die tückische Bosheit von unten.

Jetzt würde man sehr erstaunen, wenn ein profaner Schriftsteller das schwere Streben Karl's des Großen, wie der Erzbischof Turpinus, aus dem Kampfe zwischen einer höllischen Geisterschar und dem heiligen Jakobus von Galizien, die sich um die Seele des Kaisers stritten, erklären wollte. Man würde schwerlich einwilligen, mit Jakob Sprenger die hysterischen Krämpfe der kölnischen Nonnen für ein Werk des Inkubus zu halten. Die Meinung des berühmten französischen Publicisten Jean Bodin, der in den

auf einem alten Schloß bei Vernon balzenden Katzen Besessene erkannte, hätte keine große Aussicht mehr auf Zulassung, ebenso als die von Kaspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, welcher die von hungerigen Wölfen in Livland angerichteten Verheerungen Zauberern zuschreibt, die Satanas mit eisernen Ruthen so lange peitschte, bis sie sich in reißende Thiere verwandelten. Bei dem allgemein herrschenden Aberglauben wurden damals die gewöhnlichen Erscheinungen in der Natur auf äußerliche Art erklärt, und von einem Naturgeschichtschreiber verlangte man nicht, wie heutzutage, die einfache und treue Darlegung des Thatbestandes, sondern die bunte und krause Ausschmückung des Phantasiegebildes. Das Abenteuerlichste war gerade das Erwünschteste. Man lebte ja unter Wunderdingen, die sich mit Händen greifen ließen. Die Kreuzfahrer hatten nicht allein Heu aus der Krippe zu Betlehem, Bitterwasser von Mara und Wein von der Hochzeit zu Kana, sondern auch Greifenklauen, Phönixfedern, Einhornhörner mitgebracht, und ohne aus Europa herauszugehen, traf man die merkwürdigsten Sachen, als Wolle von einem Lamm, das sich aus der Knospe einer Pflanze an der Wolga entwickelte, wilde Gänse, die auf Bäumen in Schottland wuchsen, Seeweibchen, die an der spanischen Küste aus dem Meere gefischt wurden, und so viele andere feenhafte Naturerzeugnisse, für welche das damalige Menschengeschlecht den lebendigsten Glauben hatte. Die Entdeckung Amerikas, die Fahrten nach Afrika und Ostindien erweiterten freilich ungemein das Reich der Erfahrung; aber das Zeitalter der wiederauflebenden Wissenschaften vertilgte keineswegs die Wuchersaat des Wunderglaubens, sondern ließ sie erst recht aufschießen. Die handschriftlichen Thierbücher mit Miniaturen waren sozusagen nur Privatgemäldesammlungen einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Leuten, die sich Bilderhand-

schriften anschaffen konnten; das 16. Jahrhundert hingegen errichtete ein sehr vielen zugängliches großes naturhistorisches Museum mit seinen gedruckten Naturgeschichten, wo man die fabelhaftesten Geschöpfe in saubern Holzschnitten und Kupferstichen abgebildet sah, und zwar mit einer in die kleinsten Details eingehenden Ausführlichkeit, die glauben lassen mußte, daß der Künstler die Originale in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht und nach dem Leben gezeichnet habe. Die Werke von Aldrovandi, Scott, Kircher, Scaliger, Ambroise Paré, Sebastian Münster, sogar noch die von Geßner sind voll von solchen phantastischen Abbildungen. Die traditionelle Naturgeschichte, wie sie seit wenigstens zwanzig Menschenaltern erzählt und geglaubt ward, war mit dem geistigen und religiösen Leben der Nationen aufs innigste zusammengewachsen, und doch mußte bei jeder genauern Forschung nicht blos Einzelnes hier und da abgeändert, sondern das ganze Gebäude umgeworfen werden. Ein orthodox gesinnter Naturforscher konnte an dieses Werk nicht Hand anlegen wollen, und die freier Denkenden scheuten sich, einen Wunderkram anzutasten, der einen angeerbten Bestandtheil der alten Glaubens- und Sittenlehre, beinahe der göttlichen Offenbarung ausmachte. Man begreift, warum es so lange und so schwer gehalten hat, von der phantastischen Thiergeschichte zu wirklicher Zoologie hinzukommen. Die Naturforscher des 17. und 18. Jahrhunderts entschuldigten vor der abergläubischen Befangenheit ihres Zeitalters den Eifer für das Studium der Natur mit der Versicherung, daß sie dabei nur das Interesse der Moral und Religion, die Betrachtung und Erkenntniß der göttlichen Macht, Güte und Weisheit zum Zweck hätten. Von ihren Nachfolgern leben noch manche, aber im allgemeinen gehört diese theologische und teleologische Betrachtungsweise in der Naturgeschichtschreibung zu den überwundenen Standpunkten.

Der große Pan ist gestorben, der große Pan der alten Sagen und Legenden. Das Land ist seinen nächtlichen Spuk los. Die Werwölfe schleichen nicht mehr bei Mondschein um die Kirchen, und das große höllische Heer pfeift und saust nicht mehr in Gewitternächten vorüber. Fort sind Gnomen, Erdmännlein, Undinen, Vampyre, alle Unterweltsgeister, die ehemaligen Götter der öden Steppen und Heiden, abwechselnd schrecklich, drollig und neckisch. Die Revolution zersprengte den fürchterlichen Gespensterschwarm, der mit dem Bauer lebte, ihn im Walde, auf dem Felde, auf allen Wegen und Stegen begleitete, sich nachts bleich oder leuchtend an seinem Bette aufrichtete und ihn bis zum ersten Hahnenschrei ängstigte. Sogar Hexen und Zauberer, die letzten Thierkundigen alter Zeit, finden sich kaum, und wo man sie noch antrifft, sind sie Magnetisirerinnen und Dorfschulzen, haben Actien und Obligationen auf Eisenbahnen und mit Unken und Molchen nichts mehr zu schaffen. So geht alles davon, Poesie, Hexerei, Wunderthiere, Gespenster, der Teufel und seine Wirthschaft. Die Vertrautheit mit solchen altmodischen Dingen gehört nicht mehr zu dem allgemeinen Wissen der Gebildeten unserer Zeit. Bei diesen letztern glaubte ich einen leidlichen Antheil und einen kleinen Dank voraussetzen zu dürfen, wenn ich in leichten Umrissen die originelle Sage und Symbolik der mittelalterlichen Thiergeschichte skizzirte: sie ist ein charakteristisches Bruchstück der leichtgläubigen Sinnesweise unserer Voraltern, die im Thierleben ein göttliches oder teuflisches Maskenspiel sahen und im allgemeinen Leben lieber unaufhörliche Abweichungen von den großen Naturgesetzen als einen regelmäßigen Gang der Weltordnung gelten ließen.

Kaiser Paul I.
vor und nach seiner Thronbesteigung.

Eine Hofgeschichte als psychologische Studie.

Von

Johann Heinrich Schnitzler.

So sehr auch das Leben der Höfe, wie es noch im letzten Jahrhundert sich gestaltete, so sehr das Treiben und Ränkeschmieden im Innern der Paläste sich in Dunkel zu hüllen pflegte und der Heimlichkeit bedurfte, so läßt sich doch nirgends besser als gerade da jenes, wenn auch unerbauliche, jedenfalls höchst anziehende Studium verfolgen, welches in so hohem Grade menschlich ist und das man die Pathologie der Seele nennen möchte. Wir meinen die Generation und Entwickelung der Leidenschaften und die Bildung der Charaktere. Throne zumal sind Postamente, auf denen gewisse bevorzugte Individuen, die mehr als alle andern von Reizen und Versuchungen aller Art angefochten sind, der Beobachtung unterliegen und der Welt, äußerlich, einen Theil des innern Mechanismus zeigen oder errathen lassen, wo, wie die Schrift sagt, Gedanken und Wünsche unabläſſig sich verklagen und verfolgen. Da bei solchen Hochgestellten jede innere Regung folgenschwer ist, wird sie auch leichter offenkundig, und da jedenfalls ihre Wirkungen es werden, ist es häufig möglich, manchmal leicht, von diesen auf die ersten Anläſſe zurückzugehen.

Es sei uns gestattet, eine solche psychologische Zergliederung, auf kritisch-historischer Grundlage, an einem Regenten zu versuchen, dessen Leben die auffallendsten Contraste darbietet, der, in der ersten Periode desselben gleichmüthig, heiter, wohlwollend, den besten menschlichen Gefühlen

zugänglich, dabei auch für geistige Genüsse empfänglich, in der Folge verschlossen, mistrauisch, hochmüthig wird, und zuletzt von Eigendünkel bethört, von der Macht des Selbstherrschers wie berauscht, von bangen Ahnungen gequält, einem unsinnigen Despotismus sich hingibt und durch eine finstere Tyrannei die Welt in Erstaunen setzt, indem er zugleich mit schwerem und beschämendem Druck auf seinem Volke lastet, ja seine von ihm geliebte Familie in beständiger Angst erhält.

Dieser Regent ist Paul Petrowitsch, russischer Selbstherrscher von 1796—1801, nachdem er, im 42. Jahre seines Lebens, den Thron Peter's des Großen und seiner in demselben Sinne großen spätern Nachfolgerin bestiegen.

Von den Einzelheiten seines Lebens ist wenig oder nichts verborgen geblieben, denn französische, englische und deutsche Lauscher haben unaufhörlich den glanzvollen Thron der Mutter Paul's umgeben, jener Katharina II., welche wunderliche Geschicke, durch Prüfungen aller Art hindurch, aus einer kleinen anhaltischen Prinzessin zur ersten politischen Größe ihres Zeitalters neben Friedrich II. erhoben hatten. Dieselben haben der gespannten Neugierde der abendländischen Lesewelt alles preisgegeben, was außerhalb und innerhalb der Mauern der nordischen Paläste vorfiel, die nicht eben sehr durch Discretion geschützt waren; sie haben alles erforscht, sind selbst hinter die Gardinen gedrungen, und mag auch dabei viel Unwahres oder Entstelltes mit untergelaufen sein, so hat man doch seitdem aus den unerhörten Bekenntnissen der Kaiserin selbst ersehen können, daß in ihrem Bereiche wenig oder nichts zu erfinden übrigblieb, daß in der Hauptsache alle diese Berichte, oder doch die meisten, Glauben verdienten. Wir fußen also hier, wenigstens während der längsten Zeit [1]), auf streng historischem Boden, den wir auch nicht um ein Haar breit zu verlassen entschlossen sind. Unsere Aufgabe hier wird weniger darin bestehen, neue

Thatsachen zu ermitteln, die nicht schon aus den Geschichtsbüchern und zumal aus den vielfachen Correspondenzen bekannt wären, welche seit Jahren dem Druck übergeben worden sind, als darin, diese Thatsachen zu ordnen und zu befragen, aus ihnen, Paul betreffend, den innern Menschen zu beleuchten, in dem Maße, in welchem unsere Kräfte, sowie der Raum, der uns hier zugewiesen ist, dazu hinreichen. Zugleich dürfte man in unserer Arbeit einen neuen actenmäßigen Beitrag zur Beurtheilung des sittlichen Werthes der deutschen Frau finden, welche, als Intelligenz so groß, als Herrscherin so energisch und so umsichtig, als Gesetzgeberin und Pflegerin der Civilisation so vorgeschritten und so vorurtheilsfrei, selbst für die Höchsten unter den Männern ehrfurchtgebietend und der Stolz ihres eigenen Geschlechts gewesen wäre, wenn sie nicht dessen nöthigster, edelster Zierden, weiblicher Scham und selbstvergessender Mutterliebe, ermangelt hätte.

Jeder in irgendeiner Weise denkwürdigen menschlichen Persönlichkeit ist im voraus, sollte man meinen, ein Horoskop gestellt. Darf man den sehr unterhaltenden und gewiß im ganzen wahren Denkwürdigkeiten der elsässischen Baronin von Oberkirch (welchen jedenfalls der Enkel der damals schon längst Verstorbenen etwas nachgeholfen zu haben scheint) Glauben beimessen, so war es Paul selbst, der sich das seinige stellte. Und dieses Horoskop ist zugleich so unerwartet und so treffend, daß es nicht befremden wird, wenn wir selbiges hier in treuer Uebersetzung des uns überkommenen Berichts [2]) wiedergeben.

Auf seiner westeuropäischen Rundreise als Graf vom Norden befand sich der russische Großfürst zu Brüssel, den 10. Juli 1782, mit seiner Gemahlin in einer kleinen intimen Gesellschaft, zu welcher außer der genannten Frau von Oberkirch und einer ganz kleinen Anzahl anderer Freunde auch der große Witzling und angenehme Erzähler Fürst

de Ligne gehörte, der in jedem Unterhaltungscirkel so überaus anregend war. Er wirkte in derselben Art auf Paul. „Kurakin soll sagen", antwortete dieser auf eine seiner Herausforderungen, „ob nicht auch mir etwas ganz Wunderliches begegnet ist." „Etwas so sehr Wunderliches, gnädiger Herr", versetzte der Busenfreund Paul's [3]), „daß ich, allen Respect beiseite, den ich Ihren Worten schuldig bin, die ganze Sache nicht anders habe ansehen können denn als ein Spiel Ihrer Einbildungskraft." „Und doch war es wahr, sehr wahr", erwiderte alsobald der Prinz. „Wenn mir die Baronin von Oberkirch versprechen will, den Vorfall meiner Frau nicht zu hinterbringen, so will ich Ihnen selbigen erzählen. Sie auch, meine Herren, bitte ich, mir dieses Geheimniß streng diplomatisch zu bewahren, denn es würde mir nicht anstehen, wenn eine Geistergeschichte, die sich auf mich bezieht und von mir erzählt worden ist, in ganz Europa herumlaufen würde." Nach erhaltenem Versprechen ließ sich Paul folgendermaßen vernehmen:

„Einen Abend, oder vielmehr eine Nacht, war ich mit Kurakin und zwei Bedienten in den Straßen Petersburgs. Nachdem wir lange in meinem Zimmer geplaudert und geraucht hatten, war uns die Idee gekommen, den Palast incognito zu verlassen, um die Stadt im Mondschein uns zu besehen. Die Witterung war nicht kalt, die Tage waren im Zunehmen und der Moment einer der mildesten unsers Frühjahrs, das im Vergleich mit dem Süden so blaß ist. Heiter und wohlgemuth, dachten wir an nichts die Religion Berührendes, ja an nichts Ernstes; Kurakin machte tausend Späße über die wenigen Vorübergehenden, die wir antrafen. Ich ging voran, doch so, daß einer der Diener noch voraus war, Kurakin blieb einige Schritte zurück und der zweite Bediente folgte in einiger Entfernung. Der Mond war so licht, daß man einen Brief hätte lesen können, auch waren

die Schatten gegenüber langgedehnt und stark. Plötzlich, beim Umkehren in eine Straße, in der Vertiefung eines Hausthors, erblickte ich einen großen, hagern Mann, der, wie ein Spanier, in einen Mantel gehüllt war und einen Militärhut trug, welchen er bis auf die Augen herabgedrückt hatte. Er schien auf jemand zu warten, und sobald wir an ihm vorbeikamen, trat er hervor und stellte sich, ohne ein Wort zu sagen oder sonst eine Bewegung zu machen, zu meiner Linken. Seine Züge zu erkennen war nicht möglich, aber seine Schritte gaben einen sonderbaren Klang von sich, als ob ein Stein an einen andern anschlüge. Diese Begegniß setzte mich gleich in Erstaunen, auch schien es mir alsobald, daß meine Seite, welche er beinahe berührte, allmählich erkaltete. Ein frostiger Schauer lief mir durch die Gebeine, und indem ich mich gegen Kurakin wandte, sagte ich zu ihm: «Das ist ein seltsamer Gefährte, den wir da haben!» «Was für ein Gefährte?» fragte er. «Ei, der an meiner linken Seite, dessen Schritte, meine ich, geräuschvoll genug sind.» Kurakin, erstaunt, machte große Augen und versicherte mich, daß er keinen Menschen zu meiner Linken sehe. «Wie, du siehst nicht da den Mann mit dem Mantel, der zwischen der Mauer und mir geht?» «Ew. Hoheit berührt ja selbst die Mauer, und zwischen Ihnen und dieser ist für niemand Platz.» Ich streckte den Arm ein wenig aus, und in der That fühlte ich den Stein. Nichtsdestoweniger war der Mann da, immer mit dem Hammerschritt auftretend, der sich nach dem meinigen richtete. Ich faßte ihn jetzt aufmerksam ins Auge und sah unter dem so sonderbar gestülpten Hute ein funkelndes Auge, wie mir noch keins, weder vorher noch seitdem, vorgekommen ist. Dieses Auge heftete sich auf mich mit einer gewissen starren Anziehung; ich konnte mich dem Strahl nicht entziehen. «Ha», sagte ich zu Kurakin, «ich kann, was ich empfinde,

nicht aussprechen, aber es ist seltsam!» Ich zitterte, nicht aus Furcht, sondern vor Kälte. Ich fühlte diese allmählich bis ans Herz dringen, einen Eindruck auf mich machend, den nichts schildern kann. Das Blut stockte mir in den Adern. Auf einmal ließ sich vom Mantel heraus, der den Mund des Mannes bedeckte, eine hohle, melancholische Stimme vernehmen. Sie rief mich bei meinem Namen: «Paul!» «Was willst du?» antwortete ich unwillkürlich und wie von einer geheimen Macht gezwungen. Er rief nochmals: «Paul!» und diesmal war sein Ton noch wohlwollender und trauriger. Ich hielt inne und wartete; er, nach einem dritten Rufe, blieb plötzlich stillstehen; ich mußte dasselbe thun. «Paul! armer Paul! armer Fürst!» sagte er. Da wandte ich mich gegen Kurakin um, welcher auch stehen geblieben war. «Hörst du?» fragte ich den. «Durchaus nichts, gnädiger Herr, und Sie?» Ich hörte allerdings, der Klagelaut tönte noch in meinen Ohren. Da that ich mir Gewalt an und fragte das geheimnißvolle Wesen, wer es wäre und was es von mir wolle. «Armer Paul, wer ich bin? Ich bin der, der an dir Antheil nimmt. Was ich will? ich will daß du dein Herz nicht zu sehr an diese Welt hängest, denn du wirst nicht lange auf derselben verbleiben. Lebe rechtschaffen, wenn du in Frieden sterben willst, und setze dich nicht über die Stimme des Gewissens hinaus: Gewissensbisse sind die herbste Peinigung für die Seelen.» Hierauf schlug er wieder den Schritt an, ohne von mir das Auge abzuwenden, das aus seiner Höhle heraustreten zu wollen schien, und so wie ich einen Augenblick vorher gezwungen war, seinem Beispiele gemäß anzuhalten, so mußte ich jetzt, wie er, weiter gehen. Er richtete keine Worte mehr an mich, und mir war es auch nicht zu Muthe, das Stillschweigen zu brechen. Ich folgte ihm, denn nach ihm richtete sich unser Gang, und noch mehr als eine Stunde

dauerte derselbe, stillschweigend und ohne daß ich zu sagen wüßte, wo ich durchkam, fort. Kurakin und die Bedienten waren in Erstaunen. Sehen Sie, wie er spöttisch lächelt, er glaubt noch heute, daß ich dies alles nur geträumt habe.

„Endlich näherten wir uns dem großen Platze zwischen der Newabrücke und dem Senatsplatze. [4]) Mein Nebenmann ging stracks an eine Stelle des Platzes, wohin, natürlich, ich ihm folgte; da blieb er wieder stehen. «Lebe wohl, Paul», sagte er, «hier und noch anderswo wirst du mich wiedersehen.» Hierauf hob sich ein wenig sein Hut, ganz von selbst, aber gleich als ob er ihn berührt hätte, und jetzt erkannte ich deutlich sein Gesicht. Unwillkürlich trat ich um einige Schritte zurück, denn es war das Adlerauge, die braune Stirn und das strenge Lächeln meines Ahnen Peter's des Großen. Ehe ich von meinem Schrecken mich erholt hatte, war er verschwunden. An derselben Stelle errichtete Katharina das schöne Denkmal, das in kurzem ein Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa sein wird."

Unsere Leser mögen von dieser Erzählung halten was sie wollen, in ihr eine bloße Einbildung, oder vielleicht einen Traum sehen, — daß Paul sie seinen Zuhörern zum besten gab, glauben wir uns um so weniger berechtigt in Zweifel zu ziehen, als die Berichterstatterin noch später darauf zurückkommt. [5]) Er war also auf tragische Begebenheiten in seinem Leben nicht unvorbereitet, Tragischeres aber, als des unglücklichen Fürsten Ende, läßt sich nichts denken, und in der Zeit, wo er, in ungemeiner Liebenswürdigkeit, die Geschichte vortrug, war keinerlei Ursache bekannt, die auf eine solche Katastrophe hätte hinweisen können. Sollte sich eine solche schon in seinem Innern angekündigt haben? Wie dem sei, Paul's Leben enthält des Räthselhaften viel, und namentlich stehen die zwei ersten Drittheile desselben mit dem letzten, dem fürchterlichen, in dem auffallendsten Contrast.

Werfen wir einen Blick auf jeden dieser drei Theile, und beginnen wir, wie natürlich, mit Paul's Jugend und dessen erstem Mannesalter.

Seine Geburt, am 1. Oct. 1754 in Petersburg, war die Folge eines der ersten schweren Fehltritte seiner von einem unreinen und gemeinen Hofe aufs Aeußerste gebrachten Mutter; dieser Punkt läßt sich nicht mehr bestreiten, seitdem Katharina es ziemlich deutlich selbst eingestanden hat. [6]) Peter III., damals noch Großfürst und als streng bevormundeter Adoptivsohn am Hofe seiner Tante, der regierenden Kaiserin Elisabeth, Tochter Peter's des Großen, lebend, war nie darüber in Zweifel, mit welchem Rechte man seinem, freilich legalen, künftigen Erben den Zunamen Paul Petrowitsch beilegte. [7]) So ist es denn natürlich, daß er nie auf das fürstliche Kind Rücksicht nahm, ja ihm gram war, und später auf dem Throne mit dem Gedanken umging, es von der Nachfolge auszuschließen. Er hätte dieselbe dem Gefangenen von Schlüsselburg, dem von Elisabeth, seiner Base, entthronten Johann Antonowitsch zugewendet. [8])

Aber nicht die Vaterliebe allein entbehrte das unglückliche Kind, auch von mütterlicher Zärtlichkeit sollte es nicht viel erfahren. Denn Katharina liebte die Frucht ihrer unerlaubten Liebe nicht, zum Theil vielleicht, weil man ihr das Kind in den ersten Jahren nicht gelassen hatte, gewiß aber auch, weil es sie unwillkürlich an den Fehltritt erinnerte. Wenn sie ihm nichtsdestoweniger bei seiner von Geburt an schwächlichen Gesundheit alle Sorgfalt angedeihen ließ, so geschah dies weniger aus Hinneigung und Pflichtgefühl, als aus politischer Berechnung, weil es in den Augen des russischen Volks eine Empfehlung, ja eine Stütze für sie war, dem Thron einen Erben geboren zu haben.

So viel ist gewiß, daß die Kindheit Paul's nicht verwahrlost blieb. Elisabeth, so leichtsinnig und gehaltlos sie auch war, ließ es sich doch angelegen sein, die Erziehung ihres Großneffen guten Händen anzuvertrauen, und die Mutter selbst hat dieselbe wol nie aus den Augen verloren. Dem jungen Prinzen ward von der Kaiserin frühzeitig, als er kaum noch sechs Jahre alt war, ein Mann zum Oberhofmeister gegeben, der nicht ohne Umsicht gewählt war, denn Rußland hatte damals vielleicht keinen bessern aufzubieten, ein Mann, von dem sich gewiß viel für den zu erreichenden Zweck erwarten ließ, wenn er auch nicht mit seinen Eigenschaften des Geistes und Herzens allen nöthigen Ernst, alle Thätigkeit und Energie des Charakters verband. Es war dies Panin, damals noch nicht Graf, aber ein sehr angesehener russischer Diplomat. Da dieser einen entschiedenen Einfluß auf die Entwickelung der guten Anlagen und natürlichen Fähigkeiten Paul's [9]) ausübte, können wir nicht umhin, ihn und seine Laufbahn näher ins Auge zu fassen; zuvor aber wollen wir über die Richtung, welche er seinem hochwichtigen Geschäfte gab, und deren Folgen ein Urtheil vernehmen, welches dann durch die Aussagen eines glaubwürdigen Zeitgenossen wird bekräftigt werden können. Beide beziehen sich nicht mehr auf die Regierungsjahre der Elisabeth, welche starb, als Paul acht Jahre alt war, sondern auf die der Kaiserin Katharina, der Mutter, welche folglich damals in alle Rechte wieder eingesetzt war, welche ihre Vorgängerin ihr ihrem Sohne gegenüber vorenthalten hatte.

Bei Gelegenheit des endlichen Sieges Potemkin's über alle seine Nebenbuhler im Wettkampf um die Gunst der mächtigen Herrin, die auf dem Throne zu wenig vergessen konnte, daß sie ein Weib war (im Jahre 1774), drückt sich der deutsche Hauptthistoriker in Betreff Rußlands [10]) folgendermaßen aus: „Es ist gewiß, daß Potemkin wesentlich dazu

beitrug, die schon an sich geringe Zuneigung Katharina's gegen ihren Sohn noch mehr zu vermindern, wenngleich der Grund zu dem verschrobenen Charakter, der diesen Fürsten ein ebenso unglückliches Ende wie Peter III. finden ließ, in seiner schon von früher Kindheit her absichtlich vernachlässigten (?) Erziehung zu suchen ist. Denn davon abgesehen, daß Graf Panin selbst in seinen genußsüchtigen Neigungen und seiner großen Liebe zur Bequemlichkeit seinem Schützling nicht das beste Beispiel gab, für dessen Wohlergehen er übrigens rechtschaffen, uneigennützig und mit treuer Ergebenheit Sorge trug, stand es auch nicht in seiner Macht, die unwillkürlichen Eindrücke zu verwischen, welche dem Gemüth des Thronfolgers durch die täglichen Zurücksetzungen sich einprägten, denen er von anderer Seite her ausgesetzt war, oder die Anordnungen rückgängig zu machen, durch welche für die Ausbildung desselben in einer seinem künftigen Beruf durchaus nicht entsprechenden Weise gesorgt war."

Nicht in allen Stücken wird dieses Urtheil des deutschen Geschichtschreibers durch den Bericht eines Zeitgenossen bestätigt, auf welchen wir mehr Gewicht zu legen geneigt sind. Es ist derselbe Harris, der später unter dem Namen Sir James Harris, dann unter dem Titel Lord Malmesbury wohlbekannte englische Diplomat, welcher 1778, als Paul 24 Jahre alt war, nach Petersburg kam. „Seit seiner Jugend", schreibt dieser in einem ausführlichen Bericht an seinen Minister, Lord Suffolk [11]), „war der Großfürst der Sorgfalt des Grafen Panin anvertraut, unter welchem Hr. von Osterwald, ein livländischer Edelmann, stand, den man jetzt zum Senator ernannt hat. Ich finde nicht, daß sie irgendein regelmäßiges System der Erziehung zum Grunde legten, oder darüber von der Kaiserin Anweisung empfingen. Obgleich diese für die Erziehung ihrer Unterthanen

die heilsamsten Verbesserungen eingeführt hat, war sie doch nicht in gleicher Weise aufmerksam auf die Erfolge der Erziehung ihres Sohnes und voll Sorgfalt für dieselbe. Er erhielt durch Hrn. von Osterwald sehr zweckmäßigen Unterricht über die innere Verwaltung dieses Reichs, und vom Grafen Panin erträglichen über die neuere Geschichte Europas. Von niedern Lehrern lernte er die feinern Künste und man gab sich einige Mühe, ihn auch in der Philosophie zu unterrichten. Dies trug jedoch nur wenig Frucht, und da Paul's Art, sich vorzustellen, linkisch und gemein war, so verwandte er den größten Theil seiner Zeit, um tanzen, reiten und französisch sprechen zu lernen, welches alles er in einem gewissen Grade von Vollkommenheit versteht. Ich würde seinen Erziehern unrecht thun, wenn ich nicht bemerkte, daß sie ihm keine lasterhaften Grundsätze beibrachten, sondern im Gegentheil sehr aufmerksam auf seinen sittlichen Charakter waren. Auch glaube ich, ihre heilsamen Lehren haben gewisse natürliche Mängel beseitigt, und er ist ein viel besserer Mann geworden, als wenn er sich selbst wäre überlassen geblieben. [12]) Bis zu seiner ersten Heirath hielt man ihn in vollkommener Unterwürfigkeit. Nur diejenigen wurden zu ihm gelassen, denen es die Kaiserin ausdrücklich erlaubte, und wenn er irgend kindliche Verehrung besitzt, so gründet dieselbe sich mehr auf Furcht als auf Liebe."

Lassen wir hier gleich einige Ergänzungen folgen. Zu Paul's Lehrern gehörte auch der gelehrte, in jeder Hinsicht achtungswerthe Aepinus, und speciell für die Religion Plato Lewschin, späterer Metropolit und berühmter Kanzelredner, freilich in einem Lande, wo wenig von der Kanzel zum Volke gesprochen wird. Von beiden konnte der Großfürst nur Gutes lernen. Ebenso von H. L. Nicolay, dem strasburger Dichter und Schöngeist, von welchem wir in einem andern Jahrgange dieses Taschenbuchs [13]) nachgewiesen haben,

wie er 1769 nach der nordischen Hauptstadt kam und Mitarbeiter an der Erziehung Paul's, wenn auch in untergeordneter Stellung, wurde. Von dem sehr gewandten, in Geschichte und Politik wohl bewanderten Teplov [14]) können wir zwar nicht dasselbe rühmen, doch nehmen wir auch die Worte Corberon's nicht im Ernste, wenn dieser wieder in seiner emphatischen Art schreibt: „Er ist noch niedriger in seinen Grundsätzen als seiner Herkunft nach. Ein Lobredner Macchiavelli's und vertraut mit den großen Verbrechen, an denen er theilgenommen [15]), hat er wahrscheinlich seinem Zöglinge diejenige Staatskunst als nothwendig dargestellt, welche die Menschen mit dem Schwert unterjocht, nachdem sie dieselben durch feine Schliche betrogen hat.“ Außerdem hatte der Großfürst auch noch in dem Fregattenkapitän Sergius Pleschtschejef, der ihn nachher nebst Nicolay auf seiner großen Reise begleitete, einen unterrichteten und geschickten Lehrer. Beide blieben bis an sein Ende um seine Person.

Wir dürfen auch nicht bei diesem Anlasse vergessen, der Absicht zu erwähnen, welche, wie allgemein bekannt ist, Katharina selbst später, nachdem sie freie Hand erlangt hatte, faßte, den berühmten Mathematiker, Philosophen und encyklopädischen Schriftsteller d'Alembert nach Petersburg zu ziehen, um ihn zum Hauptlehrer ihres Sohnes zu machen. Der Kaiserin Briefe an den damals so angesehenen Gelehrten sind gedruckt worden und zeugen von einem großen Verlangen, ihrem Erben eine solche Führung zu verschaffen; so dringend sie aber wären und obgleich die Aussicht auf einen Jahrgehalt von 100000 Livres damit verbunden war, blieben sie doch ohne Erfolg, denn natürlich wollte d'Alembert den Aufenthalt von Paris nebst der Gesellschaft, in welcher er sich bewegte, nicht mit dem in der russischen Hauptstadt vertauschen, seiner gekrönten Anhängerin und Schülerin ungeachtet, in welcher er eine so erwünschte Stütze

gefunden hätte. Uebrigens sei uns der Zweifel gestattet, ob aus Philosophen, wie d'Alembert es war, rechte Erzieher zu machen seien.

Setzen wir auch noch hinzu, daß, allgemein genommen, das Ergebniß der Erziehung Paul's sowol in geistiger als in moralischer Hinsicht befriedigend schien. Nach den meisten und zuverlässigsten Zeugnissen über dasselbe war der junge Großfürst, als er mündig erklärt ward, arbeitsam, gelehrig und hatte in allen Zweigen des Wissens hinlängliche Fortschritte gemacht. Obgleich schon damals lakonisch in seinen Reden, war er aufrichtig, rechtlich, ohne Falsch, ohne Ungeduld zu Wichtigkeit zu gelangen, keineswegs nach Zerstreuungen und Festen haschend. Bis in sein 14. Jahr gab er seiner Mutter keinen Anlaß zu Klagen; er war unterthänig und gehorsam und murrte nicht gegen das ziemlich strenge Regiment, unter dem er gehalten wurde. Der Politik schien er so lange durchaus fremd, nur kündigte sich schon bei ihm etwas Ritterliches an, das ihn nie verließ und später in vielen seiner Handlungen sich offenbarte, und insgeheim nahm er wol schon gegen die Orlov Partei, welche, ohne offene Gegner Panin's zu sein, diesem doch, als überwiegende Nebenbuhler, ein Dorn im Auge sein mußten.

So sind wir endlich auf den Mann zurückgeführt, dem der schwere Beruf auferlegt war, nicht nur einen Menschen, sondern den Erben eines der mächtigsten Throne der Erde, und zwar in Rußland, unter den gegebenen schwierigsten Verhältnissen, zu erziehen, und namentlich zur künftigen politischen Richtung des kaiserlichen Zöglings den Grund zu legen. Das Amt eines Oberhofmeisters war, wie wir gesagt haben, Panin anvertraut worden. Es ist nun Zeit, nähere Bekanntschaft mit diesem Mann zu machen, mit dessen Geschichte die des Zöglings lange Zeit hindurch gleichsam verflochten blieb. Es fehlt uns nicht an

Mitteln dazu, denn da diesem Oberhofmeister von 1763 an auch die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten übertragen war, welchem nur nominal der Kanzler Graf Michael Woronzov noch vorstand, sind von der Zeit an alle diplomatischen Correspondenzen voll von ihm und von Urtheilen über ihn, die es freilich nicht immer leicht ist untereinander in Einklang zu bringen. [16])

Nikita Iwanowitsch Panin, den 15. Sept. 1718 geboren, gehörte zwar nicht einem der altadelichen und reichen Geschlechter Rußlands an (aus der Republik Lucca, so heißt es, waren seine Vorfahren nach Moskau gekommen), auch wurde er erst 1767 in den Grafenstand erhoben; allein seiner Familie fehlte es deswegen nicht an Ansehen, sein Vater war, unter Peter dem Großen, durch seinen Antheil an den damaligen Schlachten, bis zum Range eines Generallieutenants emporgestiegen. Auch war Nikita Panin nicht der einzige, der seinen Namen berühmt machte: sein jüngerer Bruder, Peter Iwanowitsch, war nicht, wie er selbst, General nur dem Titel nach, sondern wurde in den preußischen Kriegen öfters genannt, nahm 1770 Bender mit Sturm ein und trug viel zur Beschwichtigung des gefährlichen Pugatschev'schen Aufstandes bei.

Was den künftigen Minister zuerst in einiges Licht stellte, war die Verehelichung einer seiner Schwestern mit dem Senator und Oberstallmeister Fürsten Alexander Kurakin, vielleicht auch sein gutes Aussehen, welches, sagt man, vorübergehend die ganze Aufmerksamkeit der sinnlichen Kaiserin auf ihn zog. Da jedoch Elisabeth in ihm nicht fand, was sie gesucht hatte, entließ sie ihn bald, jedoch „ehrenvoll", wie die Welt zu sagen pflegt, und ermöglichte es ihm, bei weitgeöffneten Pforten, in die diplomatische Laufbahn einzutreten, zu welcher er ganz vorzüglich sich eignete. Wirklich wurde er (1747) als bevollmächtigter Minister an den

dänischen Hof gesandt, zugleich mit dem Auftrage betraut, vorher zu Dresden dem Könige von Polen, August III., zur Vermählung seiner Tochter, der Kurprinzessin Maria Josepha, mit dem Dauphin von Frankreich Glück zu wünschen. Noch in demselben Jahre wurde er auch zum Kammerherrn ernannt.

Zu Kopenhagen blieb Panin nicht lange; schon im folgenden Jahre wurde er zu einem wichtigen Posten ausersehen, an welchem er dann elf Jahre (1748—59) verblieb. Wir meinen den von Stockholm, einen der Hauptposten für Rußland, welches erst vor einigen Jahrzehnten Schweden den Vorrang abgewonnen hatte. Obgleich damals schon Adolf Friedrich, der Oheim des russischen Großfürsten Peter Födorowitsch, auf dem Thron Karl's XII. saß, drohte doch ein Bruch zwischen ihm und der Kaiserin Elisabeth auszubrechen, und zwar in einem Augenblick, wo das plötzliche Anwachsen Preußens ihr schon ohnehin Sorge machte. Dem mußte man zuvorkommen, und um diesen Zweck zu erreichen, bedurfte es eines Mannes, der ein sanftes, gefälliges Benehmen mit der nöthigen Umsicht und einer gewissen geistigen Ueberlegenheit vereinigte. In Panin glaubte man diesen Mann zu finden, und täuschte sich nicht. Er löste die Aufgabe: Schweden blieb jahrelang mit dem gefürchteten Nachbarstaate in den besten Verhältnissen. In Stockholm, wo er eine bedeutende Rolle spielte und seinen Ruf als Staatsmann begründete, bildete sich wirklich Panin, im Getriebe sich bekämpfender Parteien, zu einem solchen im vollen Sinne des Wortes aus, und machte sich den europäischen Mächten als einen Diplomaten bekannt, mit dem die Unterhandlungen zuverlässig und fruchtbringend waren. Der abendländische Geist war über Panin gekommen, ob er gleich noch in vielen Stücken Russe blieb. [17])

Elisabeth ließ es auch nicht an Anerkennung seiner Verdienste und großen Fähigkeiten fehlen: er ward von ihr reichlich

mit Orden geschmückt und erhielt den Rang eines Generallieutenants; sodann, nachdem er an ihren Hof zurückgekehrt war, übertrug sie ihm, den 29. Juni 1760, das wichtige Amt, von dem schon die Rede war und das er bei ihrem Großneffen bis zu desselben erster Vermählung im Jahre 1773 bekleidete, das Amt eines Oberhofmeisters des Großfürsten und künftigen muthmaßlichen Thronerben. Setzen wir gleich hinzu, daß Kaiser Peter III. während seiner so kurzen Regierung ihm mit dem Range eines Wirklichen Geheimraths auch den Annenorden verlieh, und daß bald darauf (1763) dessen Nachfolgerin Katharina selbigen sogar an die Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten stellte, was ihn freilich von seinem andern, vielleicht wichtigern Geschäfte großentheils abzog. So ward Panin eine der ersten Personen im russischen Reiche, ohne daß seine Erhebung, wenn sie auch den Neid vieler rege machte, zu dem gerechten Tadel Anlaß geben konnte, mit welchem, unter Katharina wie unter Elisabeth, der unerwartet schnelle Glückswechsel verschiedener Günstlinge aufgenommen wurde.

In dem Erziehungsplane, welchen Panin der Kaiserin beim Antritt seines Postens als Oberhofmeister vorlegen mußte [18]), heißt es unter anderm, derselbe habe von Anfang an seinem fürstlichen Zöglinge die Lehre eindringlich zu machen und tief ins Herz zu prägen, daß es für den guten Monarchen kein wahres Glück und keinen echten Ruhm gebe noch geben könne, wenn sie getrennt wäre von dem Glück und dem Ruhm seines Volks. „In der Folge", liest man weiterhin, „muß aller Aufwand, alle Pracht von ihm entfernt werden, sowie jeder Ueberfluß, der nur dazu dient, die Jugend zu verderben. Anstand und Unschuld sei der einzige Schmuck seiner Paläste u. s. w."

„In der That", schreibt etwas zu euphemistisch der Biograph, dem wir diese Notiz verdanken, „der einsichts-

volle Erzieher hat keine dieser Regeln verletzt. Die Herzensgüte und der aufgeklärte Verstand des Großfürsten bezeugen es, wie sorgfältig jener natürliche Anlagen durch gründliche Kenntnisse verschönerte und in das Herz seines erhabenen Zöglings den einzig wahren Grund allgemeiner Glückseligkeit, Tugend einsenkte."

Im Anfange besonders, vielleicht auch in der Folge mag es Panin mit diesem Programm wirklich streng und ernstlich gemeint haben, doch nahm bei ihm bald ein unverkennbarer Hang zur Indolenz überhand, welche alle Zeitgenossen einstimmig ihm vorwerfen [19]) und der dem schweren Erziehungswerke allerdings nicht förderlich sein konnte, zumal als der Wille der Kaiserin Katharina, wie gesagt, mit demselben, Anfang November 1763, noch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verband, welches an und für sich schon die ganze Thätigkeit eines regsamen, eifrigen und unermüdlichen Mannes in Anspruch genommen hätte. Indessen lesen wir doch noch in einer der diplomatischen Depeschen von 1764, d. h. vom Jahre nach Anfang seiner ministeriellen Laufbahn, folgende Angaben [20]): „Hr. von Panin leitet allein alle auswärtigen Angelegenheiten ... er hat auch das Amt bei dem Großfürsten. Er hat die Oberaufsicht über dessen Erziehung, begleitet ihn überall, wohin er geht, speist mit ihm und theilt sein Schlafzimmer. Dazu kommt, daß er, obgleich an eine lange Geschäftspraxis gewöhnt, lässig ist und nie Eile hat, mit einer Sache fertig zu werden. Sein Körper ist schwächlich; er liebt Vergnügen und Zerstreuung. Uebrigens ist er ein würdiger Mann, von gesundem Menschenverstande."

Seiner Indolenz ungeachtet nahm, wie zu erwarten war, die Politik unsern Staatsmann bald ganz in Beschlag; jeder glaubte seiner zu bedürfen, er selbst hielt sich überall für unentbehrlich. Da nun die Politik Rußlands in dieser

Zeit mit der Jugendgeschichte Paul's sowie auch mit dessen spätern Schicksalen eng verwebt war, wird es niemand befremden, wenn wir hier etwas näher auf selbige eingehen.

Daß er zwischen den Aeltern seines Zöglings, zwischen der Mutter und dem vorgeblichen Vater, der übrigens das Kind nicht einmal sehen wollte [21]), eine Wahl treffen müsse, darüber konnte ein so scharfsichtiger Mann wie Panin nicht lange im Unklaren bleiben; da beide, in ihrer ungeduldigen Erwartung der Nachfolge Elisabeth's, die schon lange an schwerer Krankheit litt, nicht dieselben Wege gingen, konnte er nicht umhin, sich für den einen oder für die andere zu entscheiden. Anfangs zwar hoffte er, sofern Castéra's Erzählung [22]) auch nur theilweise der Wahrheit gemäß ist, zwischen ihnen eine Einigung zu Stande zu bringen, wenn nicht zu Gunsten Paul's, seines Zöglings, der, mit Uebergehung ihrer beider, nach dem Tode der Tante den Thron bestiegen hätte, ob er gleich damals noch kein Anrecht auf denselben besaß, so doch in ihrem eigenen Interesse, damit ihre Zwietracht nicht anderweitige Plane, die im geheimen geschmiedet wurden, begünstigen möchte. Allein diese redlichen Bestrebungen erwiesen sich bald als unpraktisch: Peter III., der seiner Tante nachgefolgt war (1762), hatte keine Freunde, war der Armee verhaßt und lebte in einer Umgebung, die ihn zu Gewaltmaßregeln gegen seine Gemahlin aufreizte; Katharina, welche sich im Gegentheil beim Volke sowol als in der höhern Gesellschaft beliebt gemacht hatte, wollte nicht länger in beständiger Angst leben, und sie war ja überdies, wie wir durch sie selbst wissen, darüber mit sich einig geworden, daß sie es dahin bringen müsse, in ihrem eigenen Namen zu herrschen. [23]) Nur von ihr und mittels ihrer Partei konnte das Heil für Rußland kommen, denn einen Unmündigen in diesem Gewirre auf den Thron erheben — Paul war zur Zeit der Revolution von 1762

noch nicht acht Jahre alt —, war in jedem Betracht gefahrvoll. Dies einsehend, scheint Panin, wenn auch ungern, den Gedanken aufgegeben zu haben, für den Großfürsten zu arbeiten; nur ist man zu glauben veranlaßt, daß er ihn nie ganz verschmerzte. Wie dem sei, er neigte sich am Ende auf die Seite der als Kaiserin mehr als je unglücklichen und von einem brutalen Gemahl schnöde behandelten Katharina [24]), und da es bald, durch Peter's Tollheit, zu einer Verschwörung kam, ließ er sich, wenn auch zögernd, in das Complot ein.

Wir erzählen an einem andern Orte, wie Katharina die letzten Jahre zuvor durchlebte, wie sie die Revolution vorbereitete und sich darauf gefaßt machte. Peter's Betragen vor derselben betreffend, mag der Leser, außer den bekannten Schriften von Castéra, Rulhière u. a., den gleichzeitigen Bericht des sächsischen Grafen von Brühl an seinen Hof [25]) über jene Zeit befragen, falls er sich nicht mit dem Geschichtswerke des Professors Herrmann begnügen will, das ihm jedenfalls Mittel an die Hand geben wird, die Erzählung der etwas eingebildeten Fürstin Daschkov in deren Memoiren (1840) zu ergänzen und bis zu einem gewissen Grade auch zu berichtigen. [26]) Wenn sich diese, damals erst neunzehnjährige, der einflußreichen Familie Woronzov angehörende, rührige, ränkevolle Dame für die Seele der ganzen Unternehmung ausgibt, läuft zwar viel Prahlerei mit unter, wahr ist es aber, daß das Complot in ihrem Kreise angezettelt worden war und daß sie theilweise die Zwischenträgerin zwischen den Verschworenen und der Kaiserin war; nur vergesse man nicht, daß das Verhältniß dieser mit Gregor Orlov damals schon bestand [27]), und sei man versichert, daß die Fürstin weniger selbst die Leiterin war, als von den Gebrüdern dieses Namens während der Einleitung als Werkzeug gebraucht wurde. Die Ausführung beruhte hauptsächlich auf

der Entschlossenheit und Energie von Gregor und Alexis Orlov, und wenn dabei der Hetman Graf Cyrill Rasumovski, der, wie Panin, lieber für den Großfürsten Paul Partei genommen hätte [28]), vorangestellt wurde, so ist doch so viel gewiß, daß ohne die zwei verwegenen Brüder die Sache nicht zu Stande gekommen wäre. Katharina war darüber nie in Ungewißheit. Rasumovski und Panin setzten es jedenfalls durch, daß der Großfürst Paul Petrowitsch alsobald zum Nachfolger der von nun an wirklich in ihrem eigenen Namen regierenden Monarchin ausgerufen wurde. Peter III. verschwand auf eine klägliche Art von der Schaubühne.

So war denn Paul von seinem achten Jahre an kaiserlicher Erbprinz und schon 1763 wurde ihm die Würde eines Großadmirals beigelegt, von der er auch bis zu seiner Thronbesteigung bekleidet blieb, aber ohne je zur Befugniß zu gelangen, wirklich den Oberbefehl über eine Flotte oder Flottenabtheilung zu übernehmen. Seine Erziehung wurde seinem künftigen erhabenen Berufe gemäß geleitet, nur überwachte von jetzt an Katharina dieselbe selbst sorgfältig, man könnte sagen ängstlich. Denn daß Paul eine Partei hatte, wußte sie; daß er überhaupt populärer war als sie, war ihrem Späherauge ebenfalls nicht entgangen und wurde ihr von Tag zu Tag deutlicher; was sie aber am meisten beunruhigte, war die Besorgniß, die allmählich in ihr erwachen mußte, ihr Sohn möchte nicht mehr in der Ungewißheit über die Vorgänge sein, welche sie, ihrem festen Vorsatze gemäß, zur regierenden Kaiserin gemacht hatten.

Daß er es in der That nicht war, läßt sich beinahe mit Gewißheit annehmen. Denn erstlich liest man in einer diplomatischen Correspondenz vom 19. Aug. 1770 [29]), daß zur Zeit der Entthronung Peter's III. dem Großfürsten „unklugerweise“ auf einmal berichtet wurde, sein Vater wolle ihn tödten lassen, „worauf er von einem so heftigen Schrecken

ergriffen wurde, daß von der Zeit an seine Gesundheit geschwächt blieb". Ja der Schreibende setzt hinzu: „Es brachte dies in dem Kinde eine so außerordentliche Revolution hervor, daß ihm davon ein Unwohlsein zurückblieb, welches mit Symptomen von Epilepsie verbunden war." Sodann wird anderswo [30]) behauptet, daß der Prinz schon in seinem 14. Jahre sich nicht enthalten konnte, die brennende Frage aufzuwerfen: „Warum hat man denn meinen Vater ums Leben gebracht?" und was die folgenden Jahre anbetrifft, fehlt es nicht an Zeichen [31]), daß mehr als einmal der eine oder der andere von seinen Gespielen und Mitschülern, z. B. der um zwei Jahre ältere Andreas Rasumovski, sich herausnahm, mittels Anspielungen auszuforschen, inwiefern der Prinz von der tragischen Geschichte unterrichtet sei.

Daß Panin selbst ihn nicht ganz in der Unwissenheit über die Hauptscenen jener Tragödie ließ, ist wahrscheinlich und seinen geheimen oder wenigstens den ihm zugemutheten Absichten entsprechend; die Worte aber, die ihm in einer andern diplomatischen Depesche [32]) in den Mund gelegt werden, möchten wir bezweifeln. Wir setzen nichtsdestoweniger die ganze Stelle hierher, weil sie über die damals am russischen Hofe herrschenden Stimmungen und Meinungen Aufschluß gibt:

„Das Vertrauen, welches die Kaiserin Hrn. von Pania schenkt, macht ihrer Einsicht Ehre, gründet sich aber nicht auf ihre Achtung für ihn oder auf das Ansehen, in welchem er bei ihr steht: es fehlt nicht an Gründen, um dies zu glauben. [33]) Sein Widerspruch gegen die Ehe, welche sie 1763 mit Orlov (Gregor) eingehen wollte [34]), und seine Erklärung, daß, wofern sie darauf bestände, er den Großfürsten auf den Thron setzen würde, ist ihr unvergeßlich; außerdem ist seine Anhänglichkeit an den Großfürsten, welcher für ihn

die Zuneigung eines Sohnes hat [35]) und der sein Heil sich nicht als von der Person seines Lehrers unabhängig denken kann, weder der Kaiserin noch der Familie Orlov angenehm.... Der wahre Beweggrund, warum ihm die Aufsicht und Erziehung Paul's anvertraut worden ist [36]), was so viel hieß, als die Krone in seine Hand geben, ist dies, daß Katharina überzeugt ist, er habe weder die Talente, noch die Entschlossenheit, noch die Thatkraft, welche ihm nöthig wäre, wenn er versuchen wollte, dieselbe (die Krone) auf das Haupt des jungen Fürsten zu bringen, wenn auch dieser Muth genug hätte, um sie anzunehmen, was noch sehr fraglich ist. Indessen ist es doch nicht unmöglich, daß andere, unternehmendere Männer, und die noch ihr Glück zu machen hätten, eine solche Aufgabe sich setzten, eine Aufgabe, welche, alles genau angesehen, nicht allzu schwierig scheint." [37])

Daß nach Katharina's Thronbesteigung öfter bei ihrem Erscheinen an einem Orte Todtenstille eintrat, während beim Erscheinen des Kindes Jubel unter dem Volke ausbrach, daß verschiedene Aufstände sowol in Petersburg als in Moskau gedämpft werden mußten und von der Armee beinahe ohne Widerwillen angesehen wurden, ist bekannt. [38]) Aller Bemühungen der Monarchin, die nichts unversucht ließ, um sich ihren Unterthanen gefällig zu machen, die, um populär zu werden, zu Fuß die Pilgerschaft nach Troïtza machte, aller ihrer Künste ungeachtet, gab sich, wie man weiß, diese ungünstige Stimmung noch 1775 bei einer zweiten Reise nach Moskau kund, als der Thronfolger schon seit drei Jahren, laut erfolgter Proclamation, mündig war. Es blieb still, wo Katharina erschien, sowie man aber des Großfürsten ansichtig wurde, tobte die Menge in freudigem Zuruf, dessen kein Ende werden wollte. [39]) Aus einer der in den Noten anzuführenden Stelle geht hervor, daß Paul

es allerdings ein wenig darauf anlegte, diesen Unterschied in ihrer beider Behandlung herbeizuführen.

So erklärt sich bei Katharina der geheime Ingrimm gegen ihren Sohn, der immer mehr hervortritt, dessen Vorbereitung und Entwickelung übrigens man leicht in den diplomatischen Correspondenzen verfolgen kann. Schon in einem Bericht von 1764 [40]) wird der Leser auf etwas Besonderes in dem Verhältnisse zwischen Mutter und Sohn aufmerksam gemacht; in einem andern, von 1770, liest man: „Die Kaiserin, welche in allen Dingen dem Scheine so viel opfert, ist, ihrem Sohne gegenüber, ohne Bedacht darauf. Stets behält sie Ton und Wesen einer Herrscherin, sie verbindet damit oft solche Kälte und eine so beleidigende Unaufmerksamkeit, daß es den jungen Fürsten empört. Nie hat sie ihn als Mutter behandelt, immer erscheint er vor ihr als ein demüthiger, gehorsamer Unterthan. Auch sieht man, daß dies unschickliche und barbarische Benehmen in dem Herzen der Kaiserin wurzelt, und nicht aus strengen Regierungsgrundsätzen hervorgeht. Sie nimmt auf ihren Sohn nicht mehr Rücksicht, als es ihr die Nothwendigkeit gebietet, und die von ihr nur schwach verhehlte Feindschaft ist eine Folge der Liebe, mit welcher das ganze Volk an dem ihr unbequemen Zeugen und dem Opfer ihres Thronraubes hängt. Der Großfürst aber benimmt sich gegen sie, als stünde er vor seinem Richter; sonst ist er überall unbefangen und nichts weniger als furchtsam. Er drückt sich leicht und mit Anmuth aus, und sucht durch aufmerksame Höflichkeit allen zu gefallen, die sich ihm nähern. Was unter seinen Augen vorgeht, beobachtet er, ohne es sich merken zu lassen; nur soll er das Hinterbringen (les rapports) lieben und nichts unterlassen, um von jeglichem so genau unterrichtet zu sein als möglich. Das ist die Folge der volksthümlichen Richtung (besser: der Stimmung des

Volks in Betreff seiner), der Furcht, des Bedürfnisses und der Kenntniß seiner Lage. . . . Ich glaube, daß er diesem Volke wenig zugethan ist, seine Neigung und der stete Widerspruch gegen alle Neigungen seiner Mutter treibt ihn zu uns (Engländern) u. s. w."

Obgleich Paul nach zurückgelegtem 18. Jahre, im October 1772, wie gesagt, mündig gesprochen worden war, scheint Graf Panin doch sein Amt bei ihm noch zwei Jahre verwaltet zu haben, wie aus dem Rescript hervorgeht, welches Katharina bei Gelegenheit der Vermählung ihres Sohnes (1774) an ihn richtete. Damals erst sagte sie zu ihm: „Ihr wichtiges Geschäft ist also mit dem glücklichsten Erfolge und zu meiner vollen Zufriedenheit beendigt; Sie sind nun im Genusse des Glücks, das aus diesem Gedanken für Sie fließen muß. So wenden Sie denn mit frohem Muth alle Ihre Kräfte auf eine ehrenvolle Verwaltung der Reichsangelegenheiten, die ich Ihnen anvertraut und in denen ich Sie in den letzten Tagen bestätigt habe u. s. w." Panin hatte auch schon 1769 Sitz und Stimme im Geheimen Rath erhalten, und war 1773 zum Senator erster Klasse (mit Feldmarschallsrang) ernannt worden. [41])

Für Paul fuhr er nichtsdestoweniger fort eine Stütze zu sein, an die er sich mit Sicherheit lehnen konnte; denn nicht nur war dieser seiner damals in der Diplomatie noch unerfahrenen Monarchin unentbehrlich als Minister, er hatte für sie noch außerdem die Wichtigkeit, daß er zwischen sich und dem alles beherrschenden Günstling Gregor Orlov, jetzt Fürst, Oberkammerherr, General-en-Chef u. s. w. die Wagschale bis zu einem gewissen Grade so zu halten verstand, daß der Staat zwischen ihnen beiden sozusagen im Gleichgewicht erhalten wurde. Ohne sich offen zu bekämpfen, bildeten sie zwei Parteien, unter welche sich der Hof und die Beamten theilten, was die Herrscherin nicht ungern sah,

die übrigens keinem ihrer Liebhaber Gewähr ihrer Treue auf längere Zeit hätte geben mögen.[42]) „Beide Parteien cabaliren gegenwärtig sehr stark gegeneinander, und es wird über kurz oder lang eine von beiden unterliegen müssen", schreibt ein Augenzeuge den 14. Juli 1773. In derselben Stelle heißt es noch: „Der Großfürst hält es mit dem Grafen Panin und hat sich mit dem Fürsten Orlov nicht aussöhnen wollen, so sehr auch der Hr. von Saldern Tag und Nacht daran gearbeitet, wodurch er sich bei dem Großfürsten misfällig gemacht hat."

Dieser Aussage ungeachtet scheint es unter dem Visirat Orlov's, wenigstens bis zu Paul's Mündigkeit, erträglich gegangen zu sein. Nicht so unter dem Potemkin's, welcher, von 1775 an, durch die Liebe oder wenigstens durch die Wahl seiner Monarchin „zum unumschränkten Herrn im Innern des Reichs sowie zum Spender aller Gnadenbezeigungen"[43]) erhoben wurde. Daß dieser gegen Paul feindlich gesinnt war, hat man schon oben (S. 281) aus dem Citat von Herrmann ersehen, und diese Angabe findet in den diplomatischen Correspondenzen von 1778 ihre Bestätigung. „Die Uneinigkeit zwischen der Kaiserin und dem Großfürsten", schreibt unter anderm Harris an seinen Minister[44]), „währt von Tag zu Tag. Sie behandelt ihn mit der vollkommensten Gleichgültigkeit, ja man kann sagen mit Verachtung. Was ihn betrifft, so gibt er sich keine Mühe, seinen Verdruß zu verbergen, sondern er läßt ihm freien Lauf, wo er es wagen kann, und in den heftigsten Ausdrücken. Nur fehlt es ihm an Entschlossenheit und Festigkeit, und nie, falls er nicht dazu gezwungen wird, dürfte er den Muth haben, sich an die Spitze einer Partei zu stellen."

Von diesem Groll schreibt sich vermuthlich die Rückhaltung her, die man jetzt an ihm bemerkte; es trug derselbe

noch vollends zu dem fieberhaften, beinahe epileptischen Wesen bei, dessen wir schon erwähnt haben und welches man von nun an öfters an dem Großfürsten wahrnahm. Später trat es noch mehr hervor, sodaß der Graf von Ségur, bei Gelegenheit seiner Vorstellung bei ihm, im Jahre 1785, folgende Bemerkung macht: „Paul suchte zu gefallen; er war unterrichtet; man erkannte in ihm eine große Lebendigkeit des Geistes und eine edle Hoheit des Charakters. Aber bald und ohne daß es einer langen Beobachtung bedurfte, erblickte man in seiner ganzen Person, zumal wenn er auf seine jetzige oder zukünftige Stellung zu sprechen kam, eine Unruhe, eine Beweglichkeit, ein Mistrauen, eine Empfindlichkeit, kurz alle die Eigenheiten (bizarreries), die in der Folge Ursachen seiner Fehler, seiner Ungerechtigkeiten und seines Unglücks waren.“ [45])

Daß Katharina die Moralität ihres Sohnes zu untergraben suchte, indem sie ihm einen geheimen Priester (ministre) der Wollust beigesellte, erlauben wir uns nicht ihr, ohne zureichendere Beweise als die in der Correspondenz enthaltenen, zur Last zu legen. [46]) Was Corberon, bei Raumer, von „geheimen nächtlichen Ränken“ erzählt, scheint uns vollends unerwiesen. Ueber zahlreiche Liebschaften Paul's finden wir ebenfalls damals noch keine Gerüchte, obgleich freilich versichert wird, daß ihm ein Sohn außer der Ehe geboren wurde.

Jenen schweren Verdacht glauben wir also beseitigen zu können. Was aber nicht bestritten werden kann, ist, daß die Mutter ihren Sohn in beständiger Unterwürfigkeit — einige Zeitgenossen brauchen sogar das Wort Sklaverei — zu erhalten suchte. Selbst die von dem Großfürsten 1772 bestätigte Verzichtleistung auf seinen Antheil an dem Herzogthum Holstein und sein Anrecht auf Schleswig (wogegen Dänemark seinem Onkel die Grafschaften Oldenburg und

Delmenhorst abtrat) zielte darauf ab. „Auch dieser", sagt Herrmann [47]), „lag von seiten der Kaiserin wiederum zum Theil der Wunsch zu Grunde, ihrem Sohn eine ihr unangenehme Unabhängigkeit zu nehmen, wenngleich sie bei dieser scheinbar großmüthigen Handlung noch von andern zu ihrem «System der nordischen Ruhe» in näherer Beziehung stehenden Gesichtspunkten sich leiten ließ."

Auf ihres Sohnes Glück, freilich aber zugleich auf die Anforderungen der Politik ihres Reichs, zeigte sie sich andererseits dadurch bedacht, daß sie zu rechter Zeit mit der Sorge sich beschäftigte, ihm eine seinen Wünschen entsprechende Lebensgefährtin zu geben. Sie traf mit Umsicht eine Wahl, die niemand tadeln konnte, und diese fiel auf die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, welcher beim Glaubenswechsel der Name Natalie Alexejewna beigelegt wurde. Das Beilager ward den 10. Oct. 1773 gefeiert. Wir haben anderswo [48]) von dieser im ganzen glücklichen Ehe, die aber nicht viel über drei Jahre dauerte, gesprochen; hier können wir um so mehr von ihr absehen, als sie uns, wenigstens in den Berichten, die wir darüber haben, keine besondere Vorkommnisse bietet, welche wir als Beiträge zur Beurtheilung des Charakters Paul's benutzen könnten. So viel ist gewiß, daß er sich als ein guter, angenehmer, ja sogar gefälliger und fügsamer Ehemann erprobte. Er ließ sich von seiner liebenswürdigen, aber auch gewandten und ehrgeizigen jungen Gemahlin gern beherrschen, und wenn des Paares häusliches Glück gegen Ende von schmerzlichen Störungen bedroht war, so war daran nicht Paul, sondern Natalie schuld, welche der Stimme der Verführung an diesem ausschweifenden Hofe auf die Länge ihr Ohr nicht verschloß. Erst nach ihrem Tode machte der gebeugte Großfürst Entdeckungen, welche ihn wie ein Donnerschlag berührten und welche die Entfernung des jungen Grafen

Rasumovski zur Folge hatten.[49]) Nur hierdurch wurde die tiefe und zärtliche Trauer Paul's um die Gefährtin, an der er von ganzer Seele hing, etwas geschwächt; in den ersten Augenblicken hingegen wandte der preußische Prinz Heinrich, der damals in Petersburg anwesend war, vergeblich seine ganze Beredsamkeit an, um einem so innigen Schmerz einigen Trost zu bieten.

Natalie hatte, mit Umsicht und Takt, das rechte Benehmen gefunden, das von ihr, der Kaiserin gegenüber, einzuhalten war, und hatte sich so bei dieser in den nöthigen Respect gesetzt. Ehrerbietig und zuvorkommend, zeigte sie sich zugleich festen Charakters. Katharina war gegen sie artig und voll Schmeichelei. Paul hatte daher an seiner Gattin einen Anhaltspunkt, an den er sich lehnen konnte, gefunden. Von der andern Seite soll sich die Kaiserin also geäußert haben: „Ich danke es der Großfürstin, daß mir mein Sohn wiedergegeben ist, und es wird das Bemühen meines Lebens sein, ihr diese Schuld zu bezahlen.“[50]) Nach dem frühzeitigen Tode der Vermittlerin (26. April 1776) scheint der unglückliche Paul den alten Druck wieder so schwer als je empfunden zu haben, zumal während des Jahres 1778, wo die Kaiserin oft übler Laune war, da Potemkin's Herrschsucht und absolutes Wesen ihr oft Unannehmlichkeiten, ja Demüthigungen bereitete.[51])

Doch greifen wir nicht dem Gange der Begebenheiten vor! Noch im Todesjahre seiner ersten Gemahlin mußte Paul eine neue eheliche Verbindung eingehen, welche wiederum bald beurkundete, daß es ihm an keiner der nöthigen Eigenschaften fehlte, um eine Frau, eine Familie glücklich zu machen. Nur gegen Ende dieser zweiten, beinahe dreißigjährigen Ehe umdüsterten einige Wolken den sonst heitern Himmel des innern Lebens beider Gatten.

Auch über diese zweite Ehe haben wir schon anderswo,

von der Werbung an, uns weitläufig ausgelassen [52]); da sie uns aber Belege zu unserer Ansicht von der Entwickelungsgeschichte des unglücklichen Fürsten liefern kann, wollen wir auch hier sie zum Gegenstande unserer Aufmerksamkeit machen. Nicht zwar, um über den ganzen Hergang der Dinge, über den Antheil des Prinzen Heinrich an Katharinens Wahl, über die Reise Paul's nach Berlin zur Brautschau, über seinen Aufenthalt daselbst und die Artigkeiten, womit Friedrich der Große ihn und seinen Begleiter, den Feldmarschall Rumäntzow, den „Besieger der Osmanen", überhäufte, über die Umstände, unter welchen er seine Braut aus der Hand des Bewunderten empfing u. s. w., zu berichten [53]); aber um die gegenseitigen Eindrücke zu beleuchten, die Eindrücke zumal, die das Auftreten des einundzwanzigjährigen Paul, der freilich der muthmaßliche Erbe einer großen und damals schon imposanten Monarchie war; um deutlich darzuthun, wie die Welt damals über den Prinzen urtheilte, dem fortwährender Druck, misliebiger Argwohn, ungerechte Zurücksetzung, Entfernung von den Geschäften, überhaupt schnöde Behandlung selbst in Gegenwart von Zeugen, nach und nach den Charakter in dem Grade verdarb, daß er später als Regent eine Plage für sein Volk wurde und des Wahn- und Irrsinns bezichtigt werden konnte. [54])

Die Erkorene war Sophia Dorothea, Tochter Friedrich Eugen's, Fürsten von Würtemberg-Mömpelgard, durch ihre Mutter Großnichte Friedrich's II., des Helden des Jahrhunderts, aber damals eine Prinzessin sehr untergeordneten Ranges, welche im bescheidenen Städtchen Montbéliard, auf der Grenze Hochburgunds und des Elsasses, erzogen worden war, wo ihre sehr achtungswerthen Aeltern ihren unscheinbaren Hof hielten. Später spielte sie unter dem Namen Maria Födorowna, als Gemahlin und Mutter dreier

russischer Kaiser, eine höchst glänzende Rolle. Damals war sie kaum 17 Jahre alt.

Den 26. Juli 1776 fand in Berlin ihre erste Zusammenkunft mit dem ihr zugedachten Prinzen statt, und noch denselben Tag schrieb sie nach Montbéliard an ihre vertraute, um fünf Jahre ältere Freundin, die schon genannte Baronin von Oberkirch, damals noch Fräulein Henriette von Waldner-Freundstein: „Ich bin zufrieden, und mehr als zufrieden.... Der Großfürst ist so liebenswürdig als möglich; in ihm sind alle Eigenschaften vereinigt.“ Freilich ist dies der heiße Erguß einer ersten Leidenschaft, zu der das Blendende eines im Hintergrunde stehenden mächtigen Thrones viel beitragen mochte; allein noch nach Verlauf von neun oder zehn Wochen seit dem Hochzeitstage, welcher in Petersburg am 7. Oct. mit glänzender Feierlichkeit begangen wurde, führt die junge Frau von ihrem Glücke beinahe geblendet dieselbe Sprache. „Der Großfürst“, schreibt sie in einem Postscriptum, welches einem ruhigen und discreten Briefe an dieselbe Busenfreundin angehängt ist und endlich dem Entzücken ihres Herzens Worte leiht, „der Großfürst, der ein anbetungswürdiger Gatte ist, läßt Dir [55]) sein Compliment machen. Es freut mich wirklich, daß Du ihn nicht kennst, denn Du könntest Dich nicht enthalten, ihn anzubeten und zu lieben, und dann würde ich eifersüchtig. Der liebe Mann ist ein Engel, ich liebe ihn über alles (à la folie).“ [56])
Und in dem nämlichen Tone sind auch noch die Briefe vom folgenden Jahre geschrieben. Die Rede fällt darin auf einen harmlosen Scherz. Paul, der so viel von der Trauten reden hörte, fragt an jedem Posttage, ob kein Brief von ihr angekommen sei, und wollte sich ihr in den Antworten empfohlen wissen. Er gab ihr spaßweise den Uebernamen „Frau von Zuckerbucker“. Dies theilt die neue Großfürstin Maria Födorowna ihrer Correspondentin mit und setzt hinzu:

„Ich weiß nicht was ich darum gäbe, daß Du den angebeteten Mann, den ich habe, kenntest; er ist ein Engel, die Perle aller Ehemänner, auch bin ich, der göttlichen Vorsehung sei es gedankt, glücklich, so glücklich als man es nur immer sein kann.“ Ebenso in einem Briefe vom 9. Mai 1778 datirt, wo Paul sogar selbst auftritt. Maria Födorowna unterbricht sich nämlich in diesem Schreiben, um die Feder einen Augenblick ihrem Gemahl zu überlassen, der eben in ihr Zimmer eingetreten war, und hatte wissen wollen, für wen das Blatt bestimmt wäre. Nachdem er es erfahren, hatte er ihr die Feder entrissen, sich selbst niedergesetzt und folgende Zeilen eingeschaltet:

„Die Freundschaft, die meine Frau für Sie hat, Madame, ist für mich eine günstige Gelegenheit, mich Ihrem Andenken zu empfehlen und Sie zu bitten, sich versichert zu halten, daß diese Gesinnung meiner Frau für Sie auch auf mich übergegangen ist, und daß ich den Wunsch hätte, Ihnen dies auf irgendeine Art zu beweisen. So verbleibe ich Ihr sehr gewogener Unterzeichnet: Paul.“

Da Paul es vorderhand beim Versprechen bewenden läßt, kommt ihm die liebenswürdige Baronin zuvor, und da sie wußte welch ein leidenschaftlicher Freund der Musik (wie Peter III.) er war, schickte sie ihm einige neue Stücke, worauf er abermals an sie schrieb (Februar 1779), und zwar wie folgt:

„Madame, ich bin für die Musik, die Sie mir gütigst zugeschickt haben, sehr dankbar. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, selbige zu hören, allein ich bin im voraus gewiß, daß sie sehr angenehm sein muß, da ich volles Vertrauen zum Geschmack habe, von dem sie gewählt worden sind. Zudem, Madame, sind Sie im Besitz einer Eigenschaft, die die Macht hat, allem einen höhern Werth zu geben, ich meine diejenige, eine Freundin derer zu sein, die mein

ganzes Glück macht: mit diesem Titel sind Sie versichert, mit mir auf gutem Fuße zu stehen. Es schmerzt mich sehr zu sehen, daß die Geschichte des Barons von Hahn bei Ihnen Misvergnügen hervorgebracht hat. [57]) ... Reden wir nicht mehr davon und erlauben Sie mir mich zu nennen, Ihr treuer Unterzeichnet: Paul."

Auch später noch dauerte dies Verhältniß herzlicher Sympathie für „die Freunde unserer Freunde" fort und beurkundet in mehrern Briefen die Innigkeit, welche in dieser fürstlichen Ehe herrschte. So sehr als irgendwer hatte Paul Sinn für unbefangenen Umgang und für Herzlichkeit in den Familienfreuden. Häusliches Glück entschädigte ihn für so manche kalte Berührung, so manche geringschätzige Bemerkung, welchen er in der Nähe des Thrones ausgesetzt war, und machte ihm das Joch weniger fühlbar, unter dem er noch immerfort gehalten wurde.

Da indessen die neue Großfürstin, nachdem sie in Petersburg angelangt war, auf die Kaiserin sowol als auf den ganzen Hof einen günstigen Eindruck hervorbrachte, was uns von vielen Zeugen bekräftigt wird [58]), erstreckte sich diese angenehme Stimmung auch auf ihren Gemahl, den es nicht rathsam schien unter ihren Augen geringschätzig zu behandeln oder sonst empfindlich zu machen. Auch bemerkte einer der angeführten Zeugen unterm 15. Oct. 1777, daß jetzt mehr Harmonie als je zuvor im Innern der kaiserlichen Familie zu herrschen scheine. Der Druck ließ etwas nach. Katharina mochte damals fühlen, es sei ihr selbst so ungemein viel nachzusehen [59]), daß sie wol auch für einen Gegenstand ihrer Abneigung etwas Nachsicht und Schonung üben könnte [60]); es gab außerdem viele Zerstreuungen am Hofe, wo 1777 Gustav III., König von Schweden, einen Besuch machte [61]), auf welchen später (1780) selbst der des römischen Kaisers folgen sollte; Paul hatte sich mit dem

allmächtigen Potemkin vorübergehend auf den besten Fuß gestellt [62]), über dies alles hatte der Kindersegen schon begonnen, der mit der Zeit beim großfürstlichen Paare volles Haus machen sollte. Noch vor Ende des Jahre 1777 kam Alexander Pawlowitsch zur Welt; 15 Monate darauf folgte Konstantin u. s. w. Endlich ward auch dem jungen Fürstenpaare das Glück zutheil, sich eine Zeit lang im Auslande aufhalten und fremde Höfe besuchen zu dürfen, was für sie in ihrem Alter und bei ihren hohen Beziehungen natürlich eine gewaltige Diversion herbeiführte.

Was Katharina II. auf den Gedanken brachte, dem Großfürsten und der Großfürstin von einer solchen Reise zu sprechen, an welche sie zu der Zeit, wo ihre ersten Kinder geboren worden waren, vielleicht weniger dachten, wenn sie auch einer ihrer geheimen Wünsche im allgemeinen war, hängt mit der Cabinetspolitik auf das engste zusammen. Zwar mochten auch persönliche Convenienzen und sodann die Mode an dem Entschlusse einigen Antheil haben, allein entscheidend waren diese doch schwerlich. Unter den persönlichen Convenienzen verstehen wir das häusliche Leben Katharina's, das, so wenig erbaulich, keiner unzertrennlichen Zeugen bedurfte, ob es gleich keineswegs ein bloßes Privatleben war; von Mode sprechen wir, weil damals Fürstenbesuche an der Tagesordnung waren, denn der König von Dänemark, Christian III., war 1763, und der König von Schweden, Gustav III., 1770 in Versailles gewesen; letzterer war denn auch, wie schon erwähnt worden, nach Petersburg gekommen, und der Kaiser Joseph II. hatte in demselben Jahre (1777) ebenfalls eine Reise an den Hof Ludwig's XVI. und seiner Schwester Marie Antoinette gemacht. Es schien angemessen, auf die Besuche am zarischen Hoflager Gegenbesuche folgen zu lassen. Das alles mag

zum Entschlusse beigetragen haben. Allein viel gewichtiger war der Beweggrund, den die äußern Angelegenheiten der Kaiserin an die Hand gaben.

Ihr Bund mit Friedrich II., dem Beschützer ihrer Jugend, dem Ideale aller großen Geister jener Zeit, lief damals, nachdem er 16 Jahre (1764—80) gedauert hatte, zu Ende. Es hatte ihr selbiger geboten, was er zu bieten vermochte, und neue Ideen hatten sich allmählich geltend gemacht. Fürst Potemkin hing dem Traume eines oströmischen Reichs nach, für sich allermeist, allein nebenher auch für Rußland, und die Herrschaft, welche er auf Katharina ausübte, hatte allmählich auch diese in denselben Traum eingewiegt. Daß der König von Preußen nicht ebenfalls einzuwiegen war, das wurde ihr bald klar und ihren tractatmäßigen Verpflichtungen gegen ihn, welche sie nöthigen konnten, an dessen Kampf mit Oesterreich durch Sendung eines Truppencorps Antheil zu nehmen, war die Selbstherrscherin jetzt durchaus abgeneigt, da sie alle ihre Streitkräfte anderswo zu verwenden gedachte. Gelegener, ihren Absichten entsprechender schien ihr jetzt ein Bündniß mit Oesterreich, wie es vor 1764 bestanden hatte; denn da der abenteuerliche Joseph II., auch nach dem Frieden von Teschen, dem Projecte nicht entsagen konnte, sich in Deutschland besser abzurunden, was vielleicht seiner Monarchie ihre jetzigen schmerzlichen Zuckungen erspart hätte, bedurfte er eines mächtigen Bundesgenossen; auch hatte er schon in Petersburg verlauten lassen, daß er vielleicht am Ende wol für die Plane Potemkin's gewonnen werden könnte, falls nur Rußland nicht so ausschließlich wäre, daß es die Absicht hätte, für sich allein das Osmanische Reich zu erobern. Diese Einflüsterungen ließen Potemkin und Katharina nicht wirkungslos auf den Boden fallen; man wollte weiter hören, jedoch ohne sich noch ernstlich auf die berührten

Punkte einzulassen. Da Joseph von seiner Seite ebenso gut wußte, daß es Dinge gibt, die man nicht wohl dem Papiere anvertrauen kann und die man am besten ohne Zwischenperson ins Gleis bringt, hatte er sich zu einer persönlichen Reise nach Rußland entschlossen, hatte mit Katharina eine Zusammenkunft zu Mohilev gehabt, war ihr dann in galanter Art nach Petersburg gefolgt, hatte sich bei ihr und bei ihrem alles überragenden Günstling vollkommen eingeschmeichelt und zuletzt Unterhandlungen mit ihnen eröffnet, deren Wirkung eine geheime Allianz war, die am 18. Mai 1781 die russische Kaiserin mit ihm unterzeichnete [63]), von der aber letztere allein allen Vortheil zog. [64])

In dieser neuen Freundschaft und der Erkaltung der alten muß man den Hauptbeweggrund suchen, von dem sich Katharina bestimmen ließ, als sie jene Reise in Anregung brachte, welche in den Jahren 1781 und 1782 die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Nebenbei mochte Katharina, wie Sir James Harris angibt, auch noch den Zweck haben, das großfürstliche Paar, das sehr an Friedrich II. hing, von ihm abzubringen und durch die freundliche Aufnahme, die es in Wien finden würde, zu bewegen, auf den österreichischen Hof die Vorliebe zu übertragen, die es bisjetzt bei jeder Gelegenheit, der Prinz wie die Prinzessin, für den Helden des Jahrhunderts gezeigt hatte. Nach Wien vor allem, und zwar mit Umgehung Preußens, sollte diese Reise sie führen; von da zunächst nach Italien und der Schweiz, sodann nach Paris und über Belgien und Holland nach den deutschen Reichsländern, zumal nach Würtemberg, der Wiege des Fürstenhauses welchem die Großfürstin angehörte; dann zurück, nicht über Dresden nach Berlin, wie sich erwarten ließ, sondern abermals über Wien und durch Polen bis an die Grenze Livlands und nach Petersburg.

Nochmals, die Idee ging nicht von denen aus, die unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin vom Norden die Reise vollführten; als sie ihnen beigebracht wurde, gingen sie zwar anfangs gern darauf ein, bald aber besannen sie sich eines andern, und wir werden sehen, mit welchen schmerzlichen Eindrücken und peinlichen Befürchtungen der Abschied stattfand. Denn ehe wir dem jungen Paare auf seiner berühmt gewordenen Wanderung folgen, ehe wir von seinen Erlebnissen erzählen, oder vielmehr, unserm besondern Gesichtspunkte gemäß, von den Eindrücken, welche die Person Paul's in der Fremde hervorbrachte, müssen wir der Vorfälle gedenken, welche der Abfahrt vorausgingen und an denen sich, infolge der Einmischung Panin's, die ganze Sache beinahe zerschlug. Wir verdanken einem ausführlichen Berichte des mehr erwähnten Ritters Harris, der auch durch anderer Zeugen Aussagen bestätigt wird [65]), daß uns die Vorfälle genau bekannt sind. Sie verdüsterten vollends die letzten Lebensjahre des Grafen und führten seine Entlassung herbei, die er selbst zu verlangen nicht die männliche Kraft hatte.

Der Erzählung des angeführten britischen Gesandten nach, hütete sich Katharina wohlweislich, selbst ein Wort von ihrem Reiseplan fallen zu lassen, der, wir fügen es nachträglich bei, ihr vielleicht auch noch dazu dienen zu können schien, ihrem Sohne den alten Minister, seinen Vertrauten, weniger unentbehrlich zu machen und ihn an eine Trennung von demselben zu gewöhnen. Von ihr ausgeheckt und mitgetheilt, konnte die Idee Mistrauen erwecken und von denen, welche sie betraf, unliebsam aufgenommen werden. In schlauer Berechnung bemühte sie sich vielmehr, in letztern selbst den Wunsch zu erwecken, wie andere Fürsten jener Zeit fremde Höfe zu besuchen, sich persönlich bekannt zu machen und Freundschaftsverbindungen anzu-

knüpfen, kurz, auf Reisen zu gehen, was, wie gesagt, auch für die Höfe Modesache geworden war. Sie nahm Zeit und Vertrauenspersonen (den Fürsten Repnin, versichert Harris) zu Hülfe und vermied es geflissentlich, über Oesterreich etwas verlauten zu lassen. Erst als für das junge Paar eine Einladung des Kaisers eintraf, kam die Sache förmlich zur Sprache und schien die Kaiserin, selbst gleichgültig dabei, neugierig zu sein, was Paul und Maria von einer solchen Reise dächten. Ohne auf das einzelne sich einzulassen, gaben beide zu erkennen, daß ihnen das Project nicht unwillkommen war. Bevor sie sich aber weiter aussprachen, fühlten sie das Bedürfniß, sich auch mit ihrem Vertrauensmann, dem Grafen Panin, zu berathen, und da derselbe in der Meinung, der Hauptgegenstand des Ausflugs werde Berlin, sein liebes Berlin, Potsdam, der ihm über alles theuere Hof des großen Friedrich sein, zeigte auch er sich dem Gedanken keineswegs abhold. Jetzt erst gingen die Beruhigten selbst die Mutter mit der Bitte an, ihrer Idee Folge zu geben. So wurde denn nunmehr das Wie? und Wohin? besprochen. Mit einem Gefolge, dem vor allen der junge Fürst Alexander Kurakin, der Neffe Panin's, zugezählt wurde — das ward ohne Bedenken zugegeben; an den versailler Hof, den glänzendsten von allen, durch eine Eleganz der Sitten und einen Anstand im geselligen Verkehr berühmt, in welchen kein anderer es ihm nachthun konnte, — auch das stieß nicht auf ernsten Widerspruch. Dieser trat erst ein, als die Großfürstin auch Berlin nannte. Von Berlin aber wollte die Monarchin schlechterdings nichts hören, so sehr auch der Wunsch des Prinzen durch wiederholte Einladung des Königs von Preußen unterstützt wurde. Panin war in jenem Augenblicke gerade auf seinem Ruhesitz außer der Hauptstadt; sobald er von diesem Veto hörte, eilte er herbei, um seinen ganzen

Einfluß auf seinen ehemaligen Zögling geltend zu machen. Er wollte nämlich jetzt von der Reise nichts mehr wissen, und da eben an den großfürstlichen Kindern die Blatternimpfung (Inoculation) verrichtet wurde, behauptete er steif und fest, in einem solchen Moment könne eine Mutter ihre Kinder nicht verlassen. Wenn die Depesche des Ritters Harris, eines entschiedenen Gegners der Politik Panin's, der kein Freund von England war, auch hierin Glauben verdient, so hätte der alte Minister mit dieser scharfen Bemerkung noch Einflüsterungen verbunden, die den Zweck hatten, seine jungen Freunde in Betreff ihrer Zukunft besorgt zu machen. Einmal draußen, hätte er die Frage gestellt, haben Sie die Gewißheit, bei der Rückkehr auch wieder Einlaß zu finden? Wäre es unmöglich, daß die Kaiserin Sie fern halten wollte, um Ihren Platz mit dem ältern ihrer Enkel auszufüllen? Noch einen andern Argwohn soll er ausgedrückt haben, nämlich den, daß es selbst dem Fürsten Potemkin einfallen könnte, von ihrer Abwesenheit Nutzen ziehen zu wollen. „Außerdem", setzt Harris hinzu, wir übersetzen wortgetreu, „sprach er weitläufig von sichern Nachrichten, die er, den römischen Kaiser betreffend, eingezogen haben wollte, und über diesen Punkt sagte er Dinge, die ich mir nicht erlauben könnte, der Feder anzuvertrauen, selbst wenn ich sie in Ziffern schreiben und durch einen Cabinetskurier absenden wollte."

Einen ohnehin eingeschüchterten Mann, wie Paul war, mußten solche Einwendungen tief erschüttern, und seine Gemahlin, als er sie ihr wiederholte, theilte diesen Eindruck in dem Maße, daß sie auf der Stelle erklärte, sie werde sich nicht entfernen, sie könne ihre Kleinen nicht verlassen, nichts würde sie vermögen, jetzt die Reise anzutreten. Allein auch die Kaiserin hatte ihren Willen, und dieser war fester und

mächtiger. Sie gebot Gehorsam und setzte durch, was sie beschlossen hatte, nur fand ein kurzer Aufschub statt.

Allein von den Scenen, die der Abreise vorausgingen, berichten uns die Zeugen Klägliches. „Es ist unmöglich", schreibt Harris [66]), „die Seelenangst (agony) der Großfürstin zu beschreiben, als sie von ihren Kindern Abschied nahm. Sie fiel in Ohnmacht und ward besinnungslos [67]) in die Kutsche gebracht. Sie versuchte der Kaiserin etwas zu sagen, aber die Stimme versagte, und ihre ganze Haltung, ihr Benehmen war nicht das einer Person, die freiwillig eine Vergnügungsreise antritt, sondern das einer zur Verbannung Verurtheilten. Der Großfürst war fast in demselben Zustande. Sowie er in dem Wagen war, zog er die Vorhänge herab und befahl dem Kutscher, so schnell zuzufahren als möglich. Potemkin, Panin und die vornehmsten Hofleute waren bei der Abfahrt gegenwärtig. Panin war dem Großfürsten beim Einsteigen am nächsten und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, auf welche er keine Antwort erhielt."

Die Kaiserin, wahrscheinlich das Aergste argwöhnend, verzieh es dem unklugen Staatsmanne nicht, dessen sie schon seit längerer Zeit überdrüßig war, dem aber noch Potemkin das Wort redete, weil er ihm dazu behülflich war, sich gegen Orlov und den Geheimsecretär Besborodko, der bald alles galt, im Gleichgewicht zu erhalten. Die Abreise der Schützlinge des Ministers fand den 1. Oct. 1781 (n. St.) statt, gleich den andern Morgen erhielt er selbst Befehl, den ihm untergebenen Staatssecretär zu entlassen und alle Papiere abzugeben. Seinen Sitz im Geheimen Rathe sollte er behalten, ihn aber künftig als eine bloße Ehrenstelle ansehen. Der Vicekanzler Graf Iwan Ostermann sollte die wirkliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen.

Das war ein harter Schlag für den erst 63 Jahre

alten Mann, zumal so wie er erfolgte, kaum einen Tag nach der innern Bewegung, welche der prinzliche Abschied in ihm hervorgebracht hatte. Panin verlor beinahe die Sinne und wurde so krank, daß es der Kaiserin Mitleid erregte; die Vorwürfe, welche sie sich machte, bewogen sie mehrmals, sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. Indessen blieb sie doch bei ihrer Anordnung. „Jetzt", sagte Harris, „kann nichts dem Grafen das Heft wieder in die Hände geben, als ein neuer Systemwechsel, eine gänzliche Umwandlung des Ministeriums."

Die Sprache des britischen Gesandten ist triumphirend, denn der Hauptgegner seiner Politik war so entfernt, und mit Potemkin schmeichelte er sich auf einem Fuß inniger Freundschaft zu stehen. Aber er irrte sich in seiner Rechnung, und da Potemkin mit Behendigkeit dem Bunde sich entzog, fand sich der Brite vereinzelt und ward von seinem Posten abgerufen. Wir bedauern, daß es hier der Ort nicht ist, das Intriguenspiel ein wenig aufzuhellen, welches damals den petersburger Hof in Zuckung erhielt, und alle Fäden dieses feingesponnenen, aber schmachvollen Gewebes zu entwirren. [68]) Nur so viel wollen wir sagen, daß Orlov den Verstand verlor, daß Besborodko mehr und mehr in allen Geschäften gebraucht wurde, Potemkin aber nichtsdestoweniger bis zu seinem Tode (1792) allmächtig blieb. Den Grafen Panin ließ man beiseite; in eine Art von Schwermuth verfallen, kränkelte er von nun an fortwährend, erlebte aber die Freude, vor seinem Ende (12. April 1783) noch die Rückkehr der Theuern zu sehen, mit denen er — was die Kaiserin noch ungehaltener machte — immer in geheimem Briefwechsel geblieben war.

Doch wenden wir die Augen von diesem damals schamlosen Hofe ab und folgen wir den Reisenden, nicht zwar Schritt für Schritt, wozu der Raum uns fehlt, aber doch

nach Wien und Paris, wo wir auf den Eindruck, den sie machten, unsere Aufmerksamkeit richten wollen. Eins wird uns wiederum zeigen, wie unstet und flüchtig die Regungen des menschlichen Herzens sind [69]), nämlich dies, daß sie als Erzpreußen Rußland verließen und beinahe österreichisch waren, als sie zurückkamen; indessen vor allem waren sie französisch, denn der Empfang, der ihnen in Versailles zutheil geworden, hatte sie sehr gerührt und ihre Einbildungskraft in hohem Grade erwärmt.

In Wien waren sie, der Kaiserin zu neuem Verdrusse, noch preußisch; es gelang Joseph II. nicht, sie umzustimmen, und der Glanz des habsburger Hofes konnte sie nicht bestechen. In dem Schreiben eines englischen Gesandten in jener Hauptstadt [70]) heißt es: „Sie benahmen sich überall in derselben Art, und selbst in Troppau, wo der Kaiser sie empfing, mit einer Kälte und Förmlichkeit, die zu einer solchen Gelegenheit gar nicht paßte. Man bemerkte dies besonders an der Großfürstin, welche die schmeichelhaften und, wie ich nicht zweifle, aufrichtigen Complimente der Kaiserin mit einer Zurückhaltung annahm, die an Unhöflichkeit (rudeness) grenzte."

Gerade zu derselben Zeit aber gerieth Friedrich II. in Streit mit den würtembergischen Prinzen, Brüdern der Gemahlin Paul's, welche in seinem Heere standen. Da er sie schnöde behandelte, ward viel von der Sache gesprochen, und die Großfürstin nahm es hoch auf. „Die grobe Behandlung der Prinzen", heißt es in einer Depesche aus Petersburg vom 12. Jan. 1782, „hat der Großfürstin viel Anstoß gegeben. Sie schickte den ganzen Briefwechsel zwischen ihren Brüdern und dem Könige an die Kaiserin, mit Bemerkungen, worin sie sich sehr freimüthig und in einer ganz neuen Weise über den preußischen Monarchen äußert. Dessen verdrießliches und urtheilsloses Benehmen deutet

sehr an, daß er zu sinken beginnt.“ Ob Katharina es verstand, den Vorfall auszubeuten, brauchen wir nicht erst zu untersuchen.

Mitte Mai kamen der Graf und die Gräfin vom Norden in Frankreich an, und den 18. Mai waren sie in Froidmanteau, auf der Straße von Fontainebleau nach der Hauptstadt — denn sie kamen über Lyon —, wo eine geliebte Person in fieberhafter Ungeduld sie erwartete. „O gutes, liebes Lanele!“ rief es aus dem Wagen heraus. „Wie freue ich mich, dich wiederzusehen!“ In der That, es war die Baronin von Oberkirch, auf deren Berichte wir nun eine Zeit lang fußen können. [71])

Ihre wiederkehrende Freundin hatte nichts Eiligeres, als ihr den Großfürsten, ihren Gemahl, vorzustellen; sie that es mit den Worten: „Er ist mein zweites Ich; ich bitte dich, ihn zu lieben um meinetwillen.“ Der Prinz wurde weich und küßte der Baronin die Hand. „Er hatte“, sagte diese, „eine solche Liebe für seine erhabene Gemahlin, daß er alle ihre Gefühle theilte.“ Hierauf macht sie uns folgendermaßen sein Porträt: „Er war jetzt 28 Jahre alt. Auf den ersten Anblick hatte er nichts sehr Anziehendes, denn er war ziemlich klein von Gestalt und seine Züge waren die der nordischen Rassen, welche man sich sehr unregelmäßig denkt. Wenn man ihn aber näher ansah, entdeckte man in seiner Physiognomie so viel Intelligenz und Feinheit, seine Augen waren so sprechend, so geistreich, so belebt, sein Lächeln so voll Schalkheit, daß man nicht recht begreifen konnte, wie ihnen nichtsdestoweniger ein so großer Ausdruck von Sanftmuth und von Würde eigen blieb, einer Würde, die sich auch nie verleugnete, der natürlichen Ungezwungenheit seines ganzen Benehmens ungeachtet.“ [72]) Daß das Bildniß der Großfürstin um vieles brillanter ausfällt, versteht sich von selbst.

Doch sie hatten Eile nach Paris zu kommen, nach der Weltstadt, auf welche alle Blicke gerichtet waren und welche man als die Quelle aller Vergnügen ansah, damals wie jetzt. Daß daselbst des Erzählens kein Ende wurde, läßt sich auch denken; da wir es aber, hier wenigstens, mit der später so hochgestellten Fürstin nur nebenher zu thun haben, dürfen wir uns auf so einzelnes nicht einlassen, wie anziehend es an sich auch sein möchte.

In Lyon hatte Paul seine Freigebigkeit und seinen Vaterlandssinn dadurch bethätigt, daß er einen Russen, der sich daselbst in der Stadtwache befand, vom französischen Dienste loskaufte, nach Hause schickte und ihm befahl, sich in Petersburg ihm vorzustellen, wo er dann weiter für ihn sorgen würde. In Paris zeigte er sich grandios, was seinen Aufwand betraf, sodaß die Menge, welche beständig seine Wohnung umlagerte, und außerdem seiner Leutseligkeit und der Schönheit seiner Gemahlin sich freute, ihn als einen galanten Herrn umjubelte. Von seiner Rührigkeit, seiner Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange gibt uns die Chronik, wie sie uns Frau von Oberkirch übermacht hat, Hunderte von Beweisen. „Schon am 19. Mai, während sie selbst en tête à tête mit der Gräfin vom Norden speiste, ließ sich der Graf", erzählt sie, „incognito nach Versailles führen." Er hörte des Königs Messe mit an, von einer Tribüne aus, wo kein Ceremoniell auf ihn angewandt wurde. Dann wohnte er einer Procession der Ritter des blauen Bandes (Heiligen Geistes) bei, welche zum Gedächtniß des Gelübdes Ludwig's XIII. gehalten wurde. „Er kam zurück", bemerkt sie, „von der ungemeinen Pracht Versailles ganz begeistert, von der Eleganz und dem Gefälligen des Kleiderstaats, vor allem aber von der Schönheit der Königin." Man erinnert sich, daß Paul etwas Ritterliches hatte, folglich im eigentlichen Sinne galant war, auch setzt die Erzählerin schalkhaft hinzu: „Die Frau Großfürstin konnte

nicht vermeiden, ein wenig Verwirrung sehen zu lassen, welches aber ein Lächeln ihres theuern Gemahls schnell verwischte." Dennoch vergaß sie es ihm nicht ganz; als tags darauf die kaiserlichen Hoheiten zu ihrer Vorstellung nach Versailles fuhren, fragte die im vollen frischen Glanz ihrer Reize und des nicht nur reichsten, sondern auch geschmackvollsten Anzugs strahlende Prinzessin den Großfürsten etwas boshaft: „Werde ich so schön sein als die Königin?"

Der Hof, damals die höchste Instanz, wenn es darauf ankam, über Geschmack und Eleganz ein Urtheil zu fällen, fand in der That, daß die Fremde der inländischen Gebieterin nur wenig nachstand: konnte sie in ihrer schmeichelhaften Auffassung weiter gehen? Aber beide, Fürst und Fürstin, fanden vor ihm Gnade, und auch noch zum Theil ihr Gefolge, denn was zumal den Fürsten Kurakin betrifft, fand man, daß er am Ende gar nichts von einem „nordischen Barbaren" hatte. [73])

Als der Graf vom Norden den 20. Mai 1782 dem Könige in seinem „großen Cabinet" der Sitte gemäß vorgestellt wurde, ward er von diesem mit Herzlichkeit begrüßt. „Wie glücklich bin ich", so redete er ihn, sein Incognito außer Acht lassend, an, „Ew. Majestät zu sehen. Es war dies der Hauptzweck meiner Reise nach Frankreich. Die Kaiserin, meine Mutter, wird mich um dieses Glück beneiden, denn darin wie in allem übrigen (!) sind wir ganz desselben Sinnes." Die Antwort fiel etwas kalt aus, denn Ludwig XVI. war blöde und nicht sehr mittheilend; indessen wurden doch einige Freundschaftsworte gewechselt. Als Paul sodann in die Gemächer des Dauphins geführt wurde, umarmte er den Prinzen, richtete allerlei Fragen über ihn an die Oberhofmeisterin und zeigte vielen Gefallen an dem schönen Kinde. „Erinnern Sie oft, ich bitte, Se. königliche Hoheit an den Besuch, den dieselben heute erhalten; lassen Sie den Prinzen

die Zuneigung wissen, die ich für ihn schon in seiner Wiege habe und die ein Pfand einer immerwährenden Einigkeit und Allianz zwischen unsern Staaten sein wird." Die Königin fanden die Besuchenden über alles ansprechend, liebenswürdig und voll Grazie. Marie Antoinette benahm sich mit Maria Födorowna als mit einer alten Bekannten, erkundigte sich sorgfältig nach ihrem Geschmack und ihren Liebhabereien, begehrte zu wissen, womit sie ihr Freude machen könnte, und bat sie, so oft als möglich zu ihr zu kommen.

So läßt sich die Baronin über ihre hohen Gönner aus. Nicht ganz ebenso ein anderer, zwar untergeordneter, aber wohlunterrichteter und glaubwürdiger Zeuge, Frau Campan.[74]) Setzen wir auch von ihrem Berichte die Hauptstelle hierher: „Das einfache und bescheidene Aeußere Paul's hatte dem Geschmacke Ludwig's XVI. entsprochen. Er unterhielt sich mit ihm mit mehr aufgeweckter Traulichkeit als mit Joseph II. (bei dessen früherm Besuche). Die Gräfin vom Norden, von schönem Wuchse, etwas beleibt für ihr Alter, nicht ohne deutsche Steifheit, unterrichtet, was sie nicht ungern bemerklich machte und was ihr viel Selbstvertrauen gab, hatte in den ersten Tagen auf die Königin nicht denselben angenehmen Eindruck gemacht. Bei der Vorstellung des Grafen und der Gräfin war Marie Antoinette etwas betreten. Ehe sie sich in den Saal begab, wo sie mit den erlauchten Reisenden speisen sollte, zog sie sich einen Augenblick in ihr Zimmer zurück und begehrte ein Glas Wasser. Hier gestand sie (ihrer ersten Kammerfrau), daß sie soeben die Erfahrung gemacht habe, die Rolle einer Königin sei, in Gegenwart anderer hochfürstlicher Personen, schwerer zu spielen als blos den Hofleuten gegenüber. Diese angebliche Verlegenheit war bald vorüber, und sie erschien nun mit Grazie und Selbstvertrauen.

Das Mahl war ziemlich heiter und die Unterhaltung sehr belebt."

So viel ist gewiß, daß die künftige Erbin des russischen Throns über die Aufnahme, die sie gefunden, entzückt war; ihr Gemahl scheint es ebenfalls gewesen zu sein, allein wir erfahren nichts von den Reden, die er mit der jungen, reizenden Monarchin gewechselt haben wird. Auch von seinen Gesprächen mit Ludwig XVI. und der Königin während des Diner, das gleich darauf den fremden Gästen „in den großen Cabineten" gegeben wurde, wird uns nur Folgendes berichtet: Der König fühlte sich behaglicher und zeigte sich daher mittheilender. Die Königin fuhr in ihrer liebevollen Aufnahme fort. Die Großfürstin glänzte, sie bewies so viel Geist und so viel Takt, wie es in ihrem Alter selten ist. Auf das Diner folgte ein großes Hoffest. „Nichts kann von dieser Pracht und diesem Reichthum einen Begriff geben", sagt unsere Berichterstatterin, die freilich sich noch nicht viel an fremden Höfen umgesehen hatte; „die Königin, schön wie der Tag, belebte alles mit dem Glanze, der von ihr ausging." Außer den größten damaligen Virtuosen hörte man Laïs und die Saint-Huberti. Den andern Tag, man kann es sich denken, und es wird auch ausdrücklich berichtet, wurden lange, lange Briefe an Katharina geschrieben.

In den folgenden Tagen wurden nicht nur die Brüder, Schwestern und Schwägerinnen des Königs, sondern auch die Prinzen des königlichen Geblüts besucht, die Condé's zumal auf ihrem herrlichen Schlosse Chantilly, bei Senlis, etwa zwölf Stunden im Norden von Paris. In Betreff des Hauptes des letztern Zweigs machte jemand eine Vergleichung. „Der König", sagte er, „hat den Grafen vom Norden wie ein Freund empfangen, der Herzog von Orleans wie ein Bürgersmann, und der Fürst von Condé wie

ein regierender Herr." Diesem hatte er selbst das Compliment gemacht: „Ich würde für Ihr schönes Chantilly alles hergeben, was ich im Vermögen habe." „Sie würden bei dem Handel zu sehr im Verluste sein", war die Antwort. „Nein", erwiderte Paul, „denn das hieße ein Condé oder ein Bourbon werden."

Und nun ging es tagtäglich an ein Besuchen von Kirchen, Museen, Bibliotheken, Theatern, Manufacturen, die Hospitäler, das Invalidenhotel u. s. w. mit inbegriffen, welches kein Ende nehmen wollte. Obgleich sie bei Hofe mit Artigkeiten überhäuft wurden, obgleich in den Theatern die Menge ihnen Beifall klatschte, obgleich Verse aller Art daselbst ihnen vorgetragen oder überreicht wurden, was ihnen freilich nicht unlieb sein konnte, waren es diese doch nicht, welche den Grafen und die Gräfin vom Norden am meisten anzogen. Sie wollten alles sehen, ließen sich überall über alles Erklärungen geben, zeigten gern ihre eigene Bekanntschaft mit allem, was zur höhern Bildung der bevorzugten Klassen gehört, hörten mit Vergnügen in den Akademien und zu Hause Vorträge oder Lektüre an, umgaben sich mit Gelehrten und Künstlern, und vermieden auch die betrübenden Schauplätze des menschlichen Elends nicht, ohne Furcht, jedesmal mit geleertem Beutel zurückzukommen, im Gegentheil mit einer Freigebigkeit den Armen beispringend, welche schon im Volke eine freudige Aufmerksamkeit erweckte. Wir werden anderswo Gelegenheit finden, ins einzelne einzugehen, hier wollen wir nur einiger Eindrücke und Reden Paul's erwähnen, welche Licht auf die Eigenschaften seines Geistes und Herzens werfen können.

Nach dem Besuche der großen Bibliothek kam das erlauchte Paar nach Hause zum Mittagessen zurück, und zwar mit der Baronin von Oberkirch, welche der Prinzessin beinahe beständige Begleiterin war. „Wir waren en petit

comité", schreibt diese, „und nous causâmes", zwei Ausdrücke, die sich, besonders der letztere, nicht gut übersetzen lassen; „der Herr Graf vom Norden zieht letzteres allen Vergnügungen vor. Auch geht ihm das vortrefflich von statten." Der Leser merke sich dieses gefälligst, denn harmlos in Gesprächen sich ergehen können, weist auf inniges Wesen und Gemüthlichkeit. „Lachend erzählte er uns", fährt sie fort, „was ihm zwei Tage zuvor in der Sorbonnekirche begegnet war, wo er das Mausoleum des Cardinals von Richelieu besuchte. Einer der dasigen Gelehrten diente ihm als Führer. «Der Zar, Ihr erhabener Urgroßvater, Monseigneur, Peter der Große», ließ er sich vernehmen, «ist auch hierher gekommen. Vor dem Sarge kniete er nieder und rief: ‚O! du Großer, wenn du noch lebtest, würde ich gern die Hälfte meines Reichs geben, damit du mich lehrtest, wie ich die andere Hälfte regieren müßte!'» Der Graf vom Norden erwiderte mit Feinheit: «An des Cardinals Stelle, mein Herr, hätte ich indessen die Besorgniß gehabt, dies Geschenk nicht sehr lange behalten zu können.»"

An seines gefeierten Correspondenten, La Harpe, Gesellschaft fand Paul, dessen eingebildeten Wesens wegen, nicht viel Gefallen; mehr belustigte ihn die von Beaumarchais, welcher ihm und seiner Gemahlin den „Figaro" vorlas. Mit La Harpe, der gewohnt war, sich und fürstlichen Personen Weihrauch zu streuen, mußte er wie ein Lauffeuer von Schmeicheleien aushalten. In einer Sitzung der Französischen Akademie, welche zu Ehren der russischen Gäste stattfand, ließ dieser Aristarch jener Zeit in der Epistel, die er vorlas, deren so grobe hören, daß er damit beiden nicht weniger misfiel als mit seinen Ausfällen gegen die Heroen der deutschen Literatur, auf welche Maria Födorowna den größten Werth legte. „Den Grafen vom Norden", berichtet spöttelnd die Verfasserin des Tagebuchs, der

wir so viele Auskunft verdanken, „verglich er mit Peter dem Großen; der Prinz aber, der ein richtiges Urtheil besitzt, verbat sich diesen Weihrauch, indem er bemerkte, es sei ja sein ganzer Ehrgeiz, ihm einstens ähnlich zu werden. «Für jetzt», fügte er hinzu, «habe ich nicht einmal das Recht, meinen noch ruhmlosen Namen neben den seinigen zu setzen.»“ Natürlich sah La Harpe das Gähnen nicht, welches ihm sonst seine Zuhörer verleidet hätte. Mit Beaumarchais gähnten sie nicht, obgleich Paul gewiß kein Demokrat war. Auch ein anderer Akademiker, der hochberühmte d'Alembert, der Paul's Hofmeister hatte sein sollen, machte keinen günstigen Eindruck auf sie. Sie lachten gern, und die steife, geschraubte und selbstgefällige Art der Akademiker sprach sie nicht an. Mehr die Scherze Diderot's. Da dieser, wird erzählt, den Großfürsten nicht hatte zu Hause finden können, ging er zur Messe, um ihn da zu erwarten. Als Paul beim Herausgehen ihn erblickte, rief er lustig aus: „Wie, Sie hier, Sie bei der Messe!“ „Ja, Herr Graf“, antwortete der Philosoph; „hat man nicht zuweilen Epikur auf den Stufen der Altäre getroffen?“

In hohem Grade erfreuten sich Paul und Maria des französischen Theaters und bewunderten die Schauspieler der sogenannten Comédie française. „Die Hoheiten“, sagt Frau von Oberkirch, „zogen diese Bühne allen andern vor; auch hatten sie da eine Loge für die ganze Dauer ihres Aufenthalts in Paris belegt. Sie klatschten einer Raucourt, einem Préville, einem Brizard, einem Molé freudigen Beifall zu und wurden ihrerseits von der dadurch angeregten Zuschauerschaft dankbar beklatscht.“ Doch auch hier sprach sie das Herzliche, das Gemüthliche, wie z. B. in der „Partie de chasse de Henri IV“, am meisten an; auf diesen Umstand bezog sich eins der vielen Gedichte, mit denen sie heimgesucht wurden, in welchem es unter anderm hieß:

Was Liebe ist hat dich dein Ehgemahl gelehrt,
Der Mutter dankst du es, daß du zum Herrschen reif.
Des vierten Heinrich's Bild, wenn du's mit Thränen netzest,
Verkündet uns den Wunsch, du möchtest einst ihm gleichen.

Es sei uns gestattet, hier noch ein anderes poetisches Compliment, ebenfalls in anspruchsloser Uebersetzung, beizufügen, welches den Gästen in Bagatelle, dem Landsitze des galanten Grafen von Artois, jüngern Bruders des Königs, überreicht wurde:

Um dich, erhabnes Paar, gleich zu erkennen,
Was braucht es mehr als einmal dir zu nahen?
Ist es dir Ernst jedoch mit dem Incognito,
In das du dich gehüllt, so muß dein Herz,
Dein Geist sich ebenfalls in Schleier hüllen.

Doch fassen wir jetzt kurz, was aus der Baronin Mittheilungen hervorgeht. Daß Paul sehr unterrichtet war, wissen wir schon; ebenso daß er witzig, liebenswürdig, mit Damen galant sein konnte. Daß er in Gesellschaft geistreicher Personen sinnige, richtige Urtheile von sich zu geben wußte, hatte er Gelegenheit in Chantilly bei den Prinzen des Hauses Condé zu zeigen. [75]) Daß er Gewalt über sich selbst hatte, beweist folgende Anekdote, die wir auch in den Memoiren der Elsässerin finden [76]): „Eines Tages hörte er in der Menge sagen, er sei häßlich" („was jedoch keineswegs wahr ist", setzt sogleich die Verfasserin als Parenthese hinzu). „Da bemerkte er, indem er die Rede an den Botschafter der Zarin [77]) richtete: «Wenn es nicht geleugnet werden kann, daß die Franzosen liebenswürdig sind, so ist ihnen doch auch nicht zur Last zu legen, daß es ihnen an Aufrichtigkeit fehlt.»" Maria Födorowna fühlte sich für ihn beleidigt; „der Großfürst aber", heißt es ferner in dem Berichte, „zog sie auf, lustig und mit Geschmack, als ein Mann, der seinen Werth kennt". Uebrigens werden

viele passende Anekdoten und Bonmots von ihm angeführt. [78])

Ebenso Beweise seiner Herzensgüte. Von der großen Freigebigkeit beider Fürsten ist schon die Rede gewesen. „Ihre Wohlthätigkeit ist unerschöpflich", sagt abermals ihre treue Gesellschafterin; „man macht sich keine Vorstellung von dem, was sie während dieser pariser Reise verschenkten. Der gutmüthige, wohlthätige Schloßherr von Sceaux war für Paul ein wahres Ideal." „Der Graf vom Norden", sagt dieselbe [79]), „nimmt ein rührendes Andenken an den guten Herzog von Penthièvre mit; das war ein Fürst selon son coeur!" Ein anderes Zeugniß dafür gibt sie uns bei Gelegenheit des Besuchs der Kaisergruft in Aachen, wo sie einiger edeln Worte erwähnt, die ihm sein Gefühl auspreßte. Nachdem er lange in Gedanken gestanden, brach Paul das Stillschweigen und sagte: „Das ist es, was am Ende aus dem Ruhm und der Macht wird: ein Name, der nicht immer unvergänglich ist, und einige Fuß Erde! Ach!" setzte er hinzu, indem er seine Gemahlin mit Zärtlichkeit anblickte, „das wahre Glück ist mehr werth; es macht uns hier auf Erden besser und dort oben seliger." Endlich, nachdem sie fünftehalb Monate in der Umgebung der ihr so theuern Fürstin geblieben war, und sie auch noch in Montbéliard, der Wiege ihrer hohen Freundin, hatte beobachten können, wo sie einen ganzen Monat mit ihr in der köstlichsten Intimität zubrachte, faßte sie in folgenden Zeilen alles zusammen [80]): „Die Frau Großfürstin dachte nicht anders, als wieder die Prinzessin Dorothea geworden zu sein, jedoch mit einem Glücke mehr, dem nämlich, einen so preiswürdigen Gatten zu haben, den sie bis zur Anbetung liebt und von dem sie über alles geliebt wurde. Er hatte die seltensten Eigenschaften, die Eigenschaften, die am meisten dazu geeignet sind, unzertrennlich zu verbinden; sein

einziger Fehler war vielleicht eine gewisse Gereiztheit, die aus seinem vortrefflichen Herzen entsprang. Die Beweglichkeit seines Geistes schließt die Treue in der Liebe nicht aus; besonders ist er aufrichtig und offenherzig in den Beweisen, die er davon gibt. Er läßt manchmal der Leidenschaft die Zügel schießen und nachher fällt es vor, daß er die ganze Sache vergißt, wie es bei Personen der Fall ist, die sich schnell für etwas einnehmen lassen. Es ist nicht sehr schwer, ihn von seinen vorgefaßten Meinungen wieder zurückzubringen. In allem, was seine Gemahlin betraf, war er ernst und zärtlich; er betete sie an, das ist das wahre Wort, und es ist mir nie eine bessere Ehe vorgekommen."

Sie fühlten sich glücklich fern von dem Drucke, an den sie in Petersburg gewöhnt waren und der sie dort wieder erwartete, was sie sich nicht verbergen konnten.

Selbst dem Könige von Frankreich gegenüber gab Paul seinem innern Groll Ausdruck, wenigstens wenn eine Anekdote wahr ist, die Frau Campan in ihre Memoiren aufgenommen hat. Eines Tages soll nämlich — wir sagen ihr dies nicht ohne starken Zweifel nach — Ludwig XVI. den Großfürsten gefragt haben, ob dem also sei, daß er sich auf die Treue keiner der Personen seiner Umgebung verlassen könne, und von ihm folgende Antwort, und zwar ohne Bedenken, obgleich in Gegenwart vieler Personen, erhalten haben: Es wäre ihm, dem Großfürsten, leid, wenn er in seinem Gefolge ein Schoshündchen hätte, das sehr an ihm hinge, denn bevor er Paris verlassen hätte, würde es seine Mutter mit einem Stein am Halse in die Seine werfen lassen. Diese Antwort, „die ich mit angehört" [81]), sagte Frau Campan, „erfüllte mich mit Furcht".

Auch die Baronin läßt diesen Gegenstand delicater Natur, den es uns wundernähme, wenn der schüchterne

Ludwig XVI. ihn zur Sprache gebracht hätte, und noch dazu in Gegenwart anderer Personen, nicht ganz unberührt. Einestheils erfahren wir durch sie, daß Kurakin mittels einer Correspondenz mit Bibikof, einem Adjutanten der Kaiserin, seinen Gebieter von allem, was für ihn wissenswerth sein konnte, in Kenntniß erhielt, obgleich Katharina verboten hatte, ihm dergleichen Mittheilungen zu machen; anderntheils deutet sie an, daß ihr selbst manches gebeichtet worden ist. [82]) So unter anderm. „Ich blieb", schreibt sie, „im Gemache der Frau Großfürstin bis 2 Uhr des Morgens. Was sie mir von ihrer Lebensweise, der ihres Gemahls, der der Kaiserin erzählte, läßt sich nicht wieder nachsagen; schade! denn diese Memoiren würden dadurch sehr gewinnen, aber ich habe mich verpflichtet zu schweigen." Und an einer andern Stelle, von etwas späterm Datum: „Wir erhielten oft Nachricht von der Frau Großfürstin. Sie und der Großfürst Paul waren nur in ihrem Innern glücklich, welches ein Muster ehelicher Liebe und ein Aufenthalt des Friedens war. Da die Kaiserin sehr argwöhnisch und auf ihr Ansehen pochend ist, sind sie genöthigt in ihrem Betragen viele Vorsicht anzuwenden, um nicht ihre Eifersucht rege zu machen. Sie bleiben ganz außerhalb der öffentlichen Angelegenheiten, indem sie zu Hause, in Petersburg oder Gatschina, nur die Besuche ihrer Freunde annehmen, was sie mit dem würdigen Anstande, der geschmackvollen Einfachheit und der Zartheit in den Manieren thun, an welche sich die Prinzessin am Hofe von Montbéliard gewöhnt hat. Was den Großfürsten Paul anbelangt, so ist er, obgleich bei seiner Mutter von keiner Zärtlichkeit die Rede sein kann, doch ein gehorsamer Sohn, der ihrem Willen sich unterwirft. Nichtsdestoweniger schien er mir oft über die Rolle beschämt, die man ihn spielen läßt, ja auch voll Groll gegen die Hofleute, welche die Zarin umgeben. In

letzterer erregt vielleicht die grenzenlose Liebe Besorgnisse, welche das russische Volk für den Großfürsten hat."

Um hier noch zu erhärten, welches Zutrauen die Urtheile der elsässischen Baronin verdienen, wollen wir diejenigen anderer gekrönter Häupter beifügen, das Urtheil Joseph's II., das der Königin Marie Antoinette und endlich das der Königin Katharina von Westfalen, Gemahlin Jérôme Napoleon's, einer Nichte der Großfürstin.

Der deutsche Kaiser hatte den Grafen und die Gräfin vom Norden zuerst in Wien gesehen, und als er seiner geliebtesten Schwester, der Erzherzogin Marie Christine, Herzogin von Sachsen-Teschen und Gouvernante der österreichischen Niederlande, unter Datum vom 15. Jan. 1782, deren Besuch in Brüssel ankündigte, that er es in folgenden Ausdrücken: „Die Russen werden, glaube ich, Ende Juli oder Anfang Augusts zu Dir kommen. Ich bin mit ihnen, besonders mit dem Großfürsten, sehr zufrieden gewesen; ihn ziehe ich bei weitem seiner Gemahlin vor." Und später, unterm 15. April: „Ihr Aufenthalt zu Florenz" (beim Erzherzoge Leopold, Joseph's Bruder) „ist über alle meine Erwartung günstig ausgefallen, und zwar von beiden Seiten, denn mein Bruder scheint ebenso zufrieden mit ihnen, als sie es mit ihm sind." Sodann heißt es in einem Einführungsschreiben vom 19. Mai, welches er den Erwarteten zustellte: „Liebe Schwester, dieser Brief wird Dir durch die beiden interessanten Reisenden überreicht werden, deren Bekanntschaft ich nicht habe machen können, ohne sie zu lieben und hochzuachten. Es wird Dir ebenso gehen, und wie gern würde ich der fünfte in diesem Verein von zwei guten Haushaltungen sein!"

Von den Aeußerungen der Königin Marie Antoinette stehen wir an Gebrauch zu machen, da sie in Briefen vorkommen, deren Echtheit nicht ohne gute Gründe angefochten

wird.[83]) Derselbe Verdacht fällt auch auf den schon angezogenen, so äußerst schmeichelhaften Brief der Monarchin an die Großfürstin, vom 16. Juli 1782, worin es heißt: „Sie haben hier ein unauslöschliches Andenken zurückgelassen, und wir wünschen dem russischen Reiche zu der Hoffnung Glück, Sie beide einst als Herrscher zu besitzen."

Unverdächtig ist im Gegentheil ein uns von Adam Wolf[84]) in deutscher Uebersetzung mitgetheilter Brief des Herzogs von Teschen, welcher, nebst seiner Gemahlin, die Reisenden soeben von Ostende nach Brüssel geführt hatte; nur lautet hier das Urtheil anders und wird der Gräfin der Vorzug gegeben, während in den andern Zeugnissen immer der Graf obenansteht und mit mehr Vorliebe behandelt wird. Hören wir nichtsdestoweniger auch dieses Urtheil, in welchem auch wieder auf obenerwähnte traurige Familienverhältnisse angespielt wird: „Der Großfürst hat eine liebenswürdige Art sich zu benehmen, nur ist alles darauf angelegt Effect zu machen und zu gefallen; dabei zeigt er eine Art Schlauheit, die kein Vertrauen einflößt. Während seiner Anwesenheit wurde er an einer Diarrhöe unwohl. Er hat immer die Idee, daß ihm eine Vergiftung bevorstehe. An nichts nahm er ein besonderes Interesse. (Wahrscheinlich war er in den Niederlanden, nach all der Repräsentation in Versailles, etwas blasirt.) Seine Gemahlin ist eine liebenswürdige, schöne Frau, sanftmüthig, und hat einen gebildeten Geist. Sie schien nicht für Joseph eingenommen zu sein, wie wir es, nach der Freundschaft, die er ihnen erwiesen, erwarten konnten; sie sprach im Gegentheil ganz offen von seinen Schwächen."

Das dritte fürstliche Urtheil über Paul, dessen wir erwähnt haben, das der Königin Katharina von Westfalen, Nichte seiner Gemahlin (als Tochter Friedrich's, des ersten Königs von Würtemberg), bestätigt mit Einem Wort die

vorhergehenden, deutet jedoch auf das bestimmteste darauf hin, daß die spätern Jahre denen der europäischen Reise keineswegs entsprachen. „Der Großfürst und die Großfürstin“, sagt sie, „werden in allen Ländern so aufgenommen, wie der Kaiser damals verdiente behandelt zu werden.“ ... „Wie glücklich wären seine Unterthanen gewesen“, setzt sie dann im Gegensatz hinzu, „wenn die Allgewalt seitdem nicht seinen Naturanlagen eine andere Richtung gegeben hätte!“

Von Belgien aus gingen die Nordischen nach Holland; von da kamen sie den Rhein herauf, um in Montbéliard das Stammhaus Maria's, bei deren Aeltern sie einen ganzen Monat blieben [85]), und in Stuttgart das allgemeine würtembergische zu besuchen, nachdem sie mittlerweile auch noch einen Ausflug in die Schweiz gemacht und in Zürich bei Lavater eingesprochen hatten, mit dem von dieser Zeit an die Prinzessin im Briefwechsel blieb. Ihren Weg nach Würtemberg nahmen sie über Strasburg, wo sie das in seiner Art fast einzige Münster, auch im Glanze einer allgemeinen nächtlichen Beleuchtung bewunderten. Ein Wort, das Paul auf der Solitude, einem der Lustschlösser des Herzogs Karl, seiner Frau Oheim, hören ließ, verdient vielleicht angemerkt zu werden. Karl, der im Alter sich bekehrt hatte, zeigte seiner Nichte die Herrlichkeiten dieser seiner Schöpfung, und das Urtheil der Reisenden war: „Es ist königlich!“ Aber der Herzog, als ob er an dem Lobe keinen Gefallen fände, fiel also ein: „Ich bereue es, ich bereue es, Madame. Damals ließ ich mich von der Jugend hinreißen; ich dachte nicht ganz an mein Volk, dem es doch so noththut, daß man unausgesetzt an es denke. Heutzutage baue ich keine Paläste mehr, ich führe Hospitäler auf.“ Da entgegnete der Graf vom Norden den Ideen gemäß, welche damals in Rußland wie überall gäng und gebe waren: „Es ist nicht so unsinnig, als Sie zu sagen belieben, Paläste zu

erbauen. Die Größe der Fürsten ist die Größe der Völker, und das viele Geld, welches Sie hier aufgewendet haben, hat Ihren Unterthanen Arbeit und folglich Wohlstand verschafft."

In Stuttgart fand, den 27. Sept., die schmerzliche Trennung zwischen Maria und ihrer Jugendfreundin statt. Da der Bericht dieser letztern uns von nun an verläßt und nur hier und da noch zufällig uns zu statten kommt, nehmen auch wir Abschied von unserer liebenswürdigen Landsmännin, der wir so werthvolle und zugleich so ansprechend vorgetragene Zeugnisse verdankten.

Im October traf das großfürstliche Paar, über Augsburg, wieder in Wien ein, wohin ein ausdrücklicher Befehl der kaiserlichen Mutter es beschieden hatte. Dann reisten sie durch Polen nach Riga. Sie hatten aber nicht sobald den russischen Boden wieder betreten, als die Plackereien aufs neue für sie anfingen. Denn wir erfahren aus den Papieren eines von der Kaiserin viel gebrauchten Staatsmannes [86]), daß sie schon in Riga ein Ukas empfing, welcher, gegen den Luxus gerichtet, besonders die Modeartikel traf, mit denen die Großfürstin, etwas jugendlich und sehr weiblich, ein paar hundert Koffer und Kisten in Paris angefüllt hatte. „Ihr Plan", wird etwas spöttelnd hinzugesetzt, „eine Revolution im petersburger Kopfputz einzuführen, fiel ins Wasser. Sie ergab sich ins Unvermeidliche und zog sich mit ihrem Gemahl möglichst aus der Gesellschaft zurück."

Unsere Leser wissen nun genau, wie und welcher Art Paul war, als er, noch nicht 30 Jahre alt, am Anfange Novembers wieder in Petersburg eintraf. Alles was wir von Zeugnissen über ihn kennen, und deren sind nicht wenige,

ist ihm günstig; nach dem Urtheil aller war er ansprechend, liebenswürdig, gemüthlich.

Unglücklicherweise wird sich nun dies alles allmählich ändern. Auf diese schöne Frühlingszeit seines Lebens wird eine zweite, weniger rühmliche Periode folgen; sodann werden wir in der dritten und letzten auf eine gänzliche Umwandlung stoßen, die das Bild Paul's in dunkle Schatten hüllt. Aber damals, wie die Königin von Westfalen sagt, war es nicht so.

Sei es, daß auch in Betreff seiner Mutter er auf dieser langen Reise manches gelernt hatte und daß der Contrast zwischen seinem freien Reiseleben, in Gesellschaft von geistreichen und in Wirklichkeit hochgebildeten Personen, und dem gedrückten, überwachten, verkümmerten Scheinleben, das ihn nun wieder in Petersburg erwartete, für ihn etwas Unerträgliches hatte; sei es, daß er auch, bei erreichtem und überschrittenem Mannesalter, überhaupt sich mehr fühlte und von seiner Gemahlin, auf welche Katharina eifersüchtig war, angegangen wurde, weniger furchtsam und unterwürfig zu sein, so viel ist gewiß, daß er nun entschlossen war, das Joch künftig nicht mehr so geduldig zu tragen, und daß seine Abneigung gegen die eigene Mutter sich allmählich in Widerwillen, ja in Haß verwandelte.

Da gab es denn kein anderes Mittel, um soviel als thunlich die äußere Einigkeit mit Katharina zu erhalten, als die möglichste Abgeschiedenheit von ihrem Hofe. So beginnt nun für sie das Leben in Gatschina und Pawlovsk, ein wahres Familienleben, welches bei der spätern Kaiserin Maria die angenehmsten, liebsten Erinnerungen zurückließ.

Ehe wir uns aber darüber ausdehnen, erlaube man uns wieder auf die Berichte des Ritters Harris zurückzukommen, welche wir eine Zeit lang aus den Augen verlieren mußten. Hier ein Auszug, der sich auf die ganz ersten

Tage nach der Heimkehr bezieht. Unterm 17. Dec. schreibt der Brite [87]): „Das Benehmen des Großfürsten und der Großfürstin seit ihrer Rückkunft ist besonnener gewesen, als man erwarten durfte. Sie leben ganz für sich, haben ihre frühern Günstlinge aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen und wünschen, dem Anscheine nach, von nun an allein durch den Willen der Kaiserin geleitet zu werden. Es ist schwer zu sagen, worin diese Umwandlung ihres Betragens ihren Grund hat. Zum Theil jedoch möchte man selbige dem Umstande zuschreiben, daß sie den Grafen Panin am Geiste zu geschwächt fanden, als daß er ferner sie berathen und ihnen eine Stütze sein könnte. Anderntheils darf man auch glauben, daß es von der Entdeckung herkommt, welche sie gemacht haben, daß sie von den meisten Personen ihrer Umgebung verrathen worden sind, oder von dem Gerüchte, welches ihnen zu Ohren gekommen ist, daß es in den Absichten der Kaiserin liege, ihren Sohn von der Nachfolge auszuschließen und bei ihrem Tode die Krone auf ihren ältesten Enkel zu übertragen. Was aber auch die Ursache jenes Benehmens sein mag, gewiß ist es angemessen und verständig; nur sind leider die Vorurtheile der Kaiserin gegen sie so stark, daß sie selbigem keineswegs die gehörige Rechnung trägt. Sie nennt beide zurückhaltend, sauertöpfisch, einsiedlerisch, und behauptet, ihre Reisen hätten sie so verwöhnt, daß sie nicht zu den Sitten ihres Landes zurückkehren können. Kurz, da die Kaiserin bei sich beschlossen hatte, sie wolle unzufrieden sein, so steht es nicht in jener Macht, sie zufrieden zu stellen."

Diese letzten Worte, glauben wir, erklären am besten das Verhältniß. Katharina war unzufrieden, denn ihr Zweck war durch die Reise nicht erreicht worden: der Sohn und deren Gemahlin hatten sich, obgleich gegen Friedrich II. erkaltet, dem deutschen Kaiser wenig genähert, und nur für

Frankreich hatten sie eine entschiedene Vorliebe gefaßt, welche auch später noch durch die angenehme Persönlichkeit und das geschickte, gefällige Benehmen des Grafen von Ségur, während er Gesandter in Petersburg war (1785—89), unterhalten wurde.

Gewiß lag aber auch eine Ursache der Trennung des jungen Hofes von dem alten darin, daß der Unfug mit den Leibadjutanten noch immer fortdauerte. Lanskoï, der über alles Geliebte, erhielt sich von 1781—84, und als er ziemlich unerwartet in der Blüte seiner Jahre, starb, war der Schmerz der Kaiserin zwar augenblicklich grenzenlos, aber sein Andenken, trotz den Monumenten, die ihm errichtet wurden, doch nicht stark genug, um die Tiefgebeugte zu hindern, ihm, nach kurzer Frist, in Jermolov einen Nachfolger zu geben. [88]) Eine solche Lebensweise bildete mit der ehrsamen, reich mit Kindern gesegneten Ehe des großfürstlichen Paares [89]) einen grellen Gegensatz; es schien ihm daher wünschenswerth, sich von einem solchen Hoflager etwas fern zu halten, obgleich ihre ältesten Kinder, Alexander und Konstantin, bei demselben bleiben mußten, was auch wieder, bei den Aeltern, um so mehr zu bösem Blute Anlaß gab, als ihnen Katharina sogar jeden Einfluß auf die Kleinen entzog. Als diese Herrscherin später (1787) die Reise nach der Krim unternahm, deren Vorfallenheiten Graf Ségur uns so anziehenderweise erzählt hat, setzte sie sich sogar in den Kopf, selbige auf dieser Reise mitzunehmen, was Paul vielleicht wieder hätte zulassen müssen, wären ihm nicht die Kinderblattern zu Hülfe gekommen. So kann es wol nicht wundernehmen, daß die Baronin von Oberkirch von einem Briefe, den ihr 1786 ihre erlauchte Freundin schrieb, sagt [90]), er sei voll Klagen und Mismuth gewesen. „Sie hatte Verdruß", setzt sie hinzu, „sehr schwere und sehr peinliche Familienangelegenheiten."

Dies bezieht sich, wie man sieht, auf etwas spätere Jahre [91]), wir müssen aber auch noch einen Vorfall erwähnen, welcher, kurz nach ihrer Rückkunft, ihr Leben, wenigstens eine Zeit lang, verdüsterte.

Wir haben schon erwähnt, daß Graf Panin die Rückkehr derer erlebte, in denen er gleichsam seine Adoptivkinder sah. Von dieser Zeit an schien der alte Hofmann wieder aufzuleben, als er, den 11. April 1783, früh morgens vom Schlage getroffen wurde und nach Verlauf von einigen Stunden den Geist aufgab. Paul hatte sich eiligst an das Krankenbett seines geliebten Erziehers begeben und in seinem Beisein waren noch alle Mittel der Rettung versucht worden. „Panin verschied", sagt sein schon erwähnter Biograph [92]), „in Gegenwart seines ihm so theuern Zöglings, der allein ihn noch ans Leben fesselte, für den er die zärtlichste, die grenzenloseste Freundschaft bis zu seinem Tode bewahrte." Paul fiel an diesem Bette nieder, küßte die Hand des Sterbenden und benetzte sie mit Thränen. Auch die Großfürstin war herbeigeeilt und man mußte sie gleichsam mit Gewalt von der entseelten Hülle entfernen.

In dem nämlichen Jahre 1783 starb auch Fürst Gregor Orlov, und zwar im Wahnsinn. [93])

Wir kommen nun auf die Hofhaltung in den beiden Lustschlössern zurück, welche Paul in der Nähe der nordischen Hauptstadt besaß und zwischen welchen er jetzt bis zu seiner Thronbesteigung seinen Aufenthalt und seine Zurückgezogenheit theilte. In dem einen, Pawlovsk, das er seit 1780 hatte erbauen lassen, brachte er mit seiner Familie das Frühjahr und die ersten Sommermonate zu; es war der Lieblingssitz seiner Gemahlin. Das andere, etwas entferntere, Gatschina (es war etwa 14 Stunden im Süden von Petersburg gelegen), hatte den Fürsten Orlov zum Erbauer gehabt, war aber nach dessen Tode von Katharina angekauft

und an ihren Sohn verschenkt worden. Paul nahm daselbst seinen Aufenthalt im Herbst, und da es ihm nirgends besser als da gefiel, brachte er meist in diesem Schlosse auch einen großen Theil des Winters zu. General S—ov besonders, der zu seiner nähern Umgebung gehörte, beschreibt uns [94]) sein Leben daselbst, und dem Grafen von Ségur, der seit dem 10. März 1785 an dem Hofe der Kaiserin war, verdanken wir wichtige weitere Beiträge. „Die Art", sagt dieser unter anderm, „wie mich der Großfürst Paul und die Großfürstin empfingen, war für mich verbindlich. Die Ehren, welche ihnen kurz zuvor in Frankreich erwiesen worden waren, hatten sie für alle Franzosen günstig gestimmt, und als sie mich in ihre nähere Gesellschaft aufnahmen, hatte ich Gelegenheit, alle die seltenen Eigenschaften kennen zu lernen, welche sie in dieser Epoche der allgemeinen Liebe würdig machten. Ich sage in ihre Gesellschaft, denn in der That, wenn man die Repräsentationstage ausnimmt, glich ihr Cirkel, wenn auch noch ziemlich zahlreich, mehr einem liebenswürdigen Vereine als einem steifen Hofe. Keine Familie im Privatstande hat je die Honneurs ihres Hauses mit mehr Behaglichkeit, Grazie und Einfachheit gemacht; Mittagsmahle, Bälle, Schauspiele und Feste, alles trug dort (zu Gatschina) das Gepräge des würdevollsten Anstandes, des besten Tones und des feinsten Geschmacks. Majestätisch, gesprächig und natürlich, ohne Koketterie schön und ohne Vorbereitung liebenswürdig, machte die Großfürstin den Eindruck der geschmückten Tugend. [95]) Paul gab sich Mühe zu gefallen, er war unterrichtet, man bemerkte in ihm eine große Lebendigkeit des Geistes und eine edle Hoheit im Charakter. . . ." Nach Reimers hatte er da ein philosophisches Leben, nicht nur in häuslicher Stille, sondern auch im Genusse echter Freundschaft. Die Freunde waren besonders Fürst Alexander Kurakin und Pleschtschejef, der

seitdem Viceadmiral geworden war. Zudem kam aber ein Zeitvertreib, den der Biograph des Grafen Siewers ganz richtig beurtheilt. Paul machte nämlich sein Schloß sozusagen zur Kaserne und zur Festung. Er hatte als Großadmiral ein Bataillon Marinesoldaten mit Geschützen, und als Oberst der Kürassiere eine Schwadron von dieser Reiterei bei sich, die er nach preußischer Taktik einexercirt hatte. Außerdem unterhielt er auf dem kleinen See einige leichte Barken, die wie Briggs ausgerüstet waren, mit Soldaten und Offizieren. „Früher", schreibt der Genannte, „hatte man an ihm als Jüngling mit Verwunderung bemerkt, daß er keine Neigung zum Kriegswesen zeige; hier verfiel er mehr und mehr dem Soldatenspiel, das sich der Fürsten um so ärger zu bemächtigen scheint, je weniger sie Talente zum Kriegsernste haben. Wen möchte es wundern, daß der unglückliche Fürst allmählich Auge und Maß für die wirklichen Verhältnisse verlor und sich möglichst an Träumen, Schemen und Schatten hielt." In seinem kleinen Commando nun zeigte sich Paul äußerst streng, leicht in Zorn auffahrend und despotisch; auch verfiel er mehr als recht war dem Gamaschendienste, und am Ende wurde es wahr, was derselbe Schriftsteller aussagt, es zeigte sich, „daß er das wirkliche Leben niemals am rechten Zipfel aufzufassen verstand".

Außer dem Familienleben, auf welches der Großfürst immer hohen Werth legte, blieb er doch jetzt in Gatschina und Pawlovsk sowie später als Kaiser nicht ohne anderweitige Sentimentalitäten, vielleicht selbst unerlaubten Zeitvertreib. Nur zur ersten Kategorie (nicht mehr wie früher zur zweiten) rechnen wir seine Verbindung mit der geistreichen Katharina Nelidov, die auch eine Herzensfreundin der Großfürstin wurde; allein, wenn wir dem Berichte des Generals S—ov Glauben schenken können, auch auf andere

Dulcineen, wie sich dieser ausdrückt, wurde er aufmerksam, namentlich im Jahre 1798, wo der bekannte Emporkömmling Kutaissov sich zum Werkzeuge der Befriedigung einer Leidenschaft hergab, welche eine junge Fürstentochter seinem Herrn eingeflößt hatte, ein Dienst, der, sagt der böse Leumund, zur Erhebung eines der ersten und vertrautesten Generaladjutanten des Kaisers viel beitrug. Der angeführte Zeuge behauptet, etwas gewagt, meinen wir, daß jene erstere Liebe, die er doch selbst eine platonische nennt, der Anfang von Paul's Narrheiten (extravagances) war. Uebrigens, setzt er hinzu, war der Großfürst keineswegs ein Mann ohne Moralität; ein liederliches Leben war ihm ein Greuel, und er hörte nie auf, der Schönheit seiner Gattin zu huldigen.

Paul errichtete auch in Gatschina und machte zum Gegenstande seiner Sorgfalt ein Krankenhaus, wie er schon früher in Kamennoï-Ostrov, einem andern Schlosse, das sein Eigenthum geworden war, ein kleines Invalidenhaus für 50 abgelebte Matrosen, und in Moskau ein Hospital gestiftet hatte.

Aus seinen kriegerischen Spielen hätte er gern Ernst gemacht. Im August 1787 hatte die Regierung des damals schon sinkenden Türkenreichs, des Vertrags von Ainali-Kawak ungeachtet, der noch auf den Frieden von Kutschuk-Kainardshi (1774) gefolgt war, den Russen den Krieg erklärt, welche damals mit Oesterreich in einem ländergierigen Bunde standen. Die berühmte Krimreise der Kaiserin (1787) und die bekannte Inschrift, welche Potemkin auf einen Grenzpfosten bei Cherson hatte setzen lassen: „Straße nach Konstantinopel", hatten endlich die Osmanen zu einem männlichen Entschlusse gebracht. Der Krieg entbrannte daher und er verherrlichte zuerst Suworov's Namen, denn er endigte ihn zum Vortheil der Seinigen. Im Anfang

aber schienen die Dinge eine für die türkische Armee günstige Wendung nehmen zu wollen. Unter diesen Umständen bat der Großfürst seine Mutter um Erlaubniß, zum russischen Heere abgehen zu dürfen. Katharina lehnte es anfangs nicht ab, und Paul rüstete sich, seinen Wunsch zu vollführen. In ihren Briefen an die Baronin von Oberkirch [96]) schreibt die Großfürstin von der bevorstehenden, für sie so schmerzlichen Trennung von ihrem Gemahl. Sie schildert ihre Lage als sehr traurig, setzt dann aber hinzu: „Andererseits legt mir der heiße Wunsch meines Mannes, sich zur Armee zu begeben, ein Wunsch, mit welchem sich bei ihm Ideen von Pflicht und Ruhm verbinden, die peinliche Verbindlichkeit auf, den Gefühlen meines Herzens Stillschweigen zu gebieten und meine Unruhe in meinem Innern zu verschließen." Da indessen die Kaiserin, nachdem sie sich die Sache mit Potemkin überlegt, darin eine Gefahr für sich sah, benutzte sie den Umstand, daß sie um eine neue Schwangerschaft der Großfürstin (mit ihrem sechsten Kinde) wußte, um zu versuchen, ihren Sohn von diesem Vorsatze abzubringen. Er aber bestand darauf, und um ihn durchzusetzen, schrieb er der Kaiserin einen Brief, worin es unter anderm hieß: „Ganz Europa kennt meine Absicht, an dem Kampfe gegen die Osmanen theilzunehmen; was wird man sagen, wenn man sieht, daß ich sie nicht ausführe." „Europa", erwiderte die Mutter, „wird sagen, daß der Großfürst von Rußland ein gehorsamer Sohn ist." [97]) Damit war die Sache abgethan und die von Paul zu der Reise gemachten Einrichtungen waren, wenigstens zum Theil, verloren, ohne daß man ihm half die Schulden zu bezahlen, in denen er ohnehin schon stak, die er aber durch seine Vorbereitungen noch vermehrt hatte.

Glücklicherweise gab eben damals (Juli 1788) der Groll Gustav's III. gegen Rußland und die Hitze, mit der er sich

für die Türken erklärte, zu jenem zweiten Kriege, mit Schweden, Anlaß, mit dem wir uns schon anderswo beschäftigt haben [98]) und der einen Augenblick das von Truppen entblößte Petersburg mit einer Ueberrumpelung bedrohte, die der Kaiserin eine Gelegenheit bot, ihre Unerschrockenheit darzuthun, wie man aus nachstehender Anekdote schließen kann. Als eines Tages, gegen Ende Juli, Graf Ségur bei ihr eintrat, ward er mit der Frage angeredet, was es Neues gebe. „Es heißt", antwortete der französische Botschafter, „Ew. Majestät sei im Begriff, nach Moskau abzureisen." „Und Sie haben keinen Augenblick diesem Gerede Glauben geschenkt?" versetzte hastig die Monarchin. „Ich habe in der That eine Menge Postpferde bestellt, aber in der Absicht, sie dazu zu brauchen, Truppen und Kanonen herbeizuschaffen." [99])

An diesem zweiten Kriege erlaubte sie ihrem Sohne sich zu betheiligen, aber ohne Commando, und, wie versichert wird, von Spionen umgeben. So war, nach dem Ausdrucke des deutschen Geschichtschreibers Rußlands, seine Anwesenheit in Finland, dem Hauptschauplatze dieses Krieges, von keinem Belang. „Sie ist nur erwähnenswerth", setzt Herrmann hinzu, „als ein neuer Beleg zu dem gehässigen, von der Herrschsucht des Fürsten Potemkin geflissentlich genährten Misverhältnisse zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne. Auch fand Paul eine solche Lage unerträglich und machte ihr ein Ende, indem er das Lager verließ und nach Hause zurückkehrte, wo der Unmuth ihm alsobald eine Krankheit zuzog, welche seine Mutter kaum zu bemerken schien."

Alle diese Erfahrungen brachten es bei dem unglücklichen Prinzen zur Gewißheit, daß für ihn kein Glück möglich sei, wenn nicht in völliger Zurückgezogenheit, und von der Zeit an richtete er sein Betragen demgemäß ein. Da er, wie gesagt, für die Freuden des Familienlebens empfänglich war

und außerdem den soeben erwähnten militärischen Zeitvertreib hatte, so wären die acht Jahre, welche auf den schwedischen Krieg folgten, nicht eben von der Art gewesen, daß sie nothwendig unser Mitleid für ihn anregen müßten, hätte nicht der Grimm gegen die Mutter unaufhörlich an allem Nahrung gefunden und seine sonst edeln Gefühle verdrängt oder verdorben. Auch blieb Paul den Vorgängen bei Hofe nicht durchaus fremd; bei allen festlichen Gelegenheiten mußten der Großfürst und die Großfürstin erscheinen; sie nahmen außerdem nicht selten in Gatschina den Besuch hochgestellter Personen, besonders aus dem diplomatischen Corps an, sei es bei ihrer Ankunft oder bei ihrem Abgang, oder auch sonst.

So ließ sich, den 11. Oct. 1789, der mehrerwähnte Graf von Ségur melden, um sich bei ihnen zu beurlauben. Er gedachte höchstens eine Stunde bei ihnen zuzubringen, aber da ein kleiner Unfall, ein Achsenbruch an seinem Wagen, ihn aufhielt, wurden daraus zwei Tage; die Schloßherren forderten ihn auf, ihnen diese Zeit zu widmen. Bei dieser Gelegenheit fällt der wohlunterrichtete Beobachter über Paul das Urtheil, das wir weiter oben angeführt haben; er läßt sich aber auch sonst in Enthüllungen über ihn ein [100]) und hatte mit ihm die vertraute, merkwürdige Unterhaltung, deren wir ebenfalls erwähnt haben, auf welche wir aber hier zurückkommen müssen. Im Anfange hatte der Großfürst eine wahre Zuneigung für diesen gewandten, liebenswürdigen Weltmann gezeigt, ja eine Vorliebe gefaßt, welche der Graf mit dem Worte engouement (Versessenheit) glaubte bezeichnen zu können. Es dauerte dies aber nicht lange, sobald Paul sah, mit welcher Güte die Kaiserin ihn behandelte und wie sie ihn ihres vertrautesten Umganges würdigte, erkaltete die Vorliebe und machte einer gewissen Gleichgültigkeit Platz. Zuletzt aber wandte sich das Blatt wieder

um. „Zur Zeit meiner Abreise“, erzählt der Graf, „verdankte ich einer neuen Laune die Rückkehr seines Zutrauens. Er unterhielt sich mit mir beinahe ausschließlich, und zwar stundenlang, von allem was er der Kaiserin und dem Fürsten Potemkin gegen sich schuld gab, von dem Unangenehmen seiner Stellung, von der Furcht, welche man vor ihm hatte, und von dem traurigen Lose, welches ihm an einem Hofe beschieden wäre, wo man gewohnt sei, nur Weiberherrschaft zu wünschen und zu ertragen. Das klägliche Ende seines Vaters erfüllte ihn mit Schrecken; er dachte beständig daran, es war seine fixe Idee.“ Vergebens bemühte sich der beredte Franzose, ihn auf andere Gedanken zu bringen, vergebens versuchte er dessen Groll gegen Katharina durch verständige Einsprache zu beschwichtigen. „Wenn die Monarchin“, wandte er ein, „Ew. kaiserliche Hoheit nicht in ihren Rath beruft, wenn sie Ihnen keinen Antheil an den Geschäften läßt, so wäre es ihr vielleicht schwer — erlauben Sie mir diese Bemerkung —, anders zu handeln, da sie ja weiß, wie Sie alles an ihr tadeln, ihre Neigungen, ihre Verbindungen, ihr Verwaltungssystem und ihr politisches Benehmen. Was die Schläge betrifft, welche Sie für die Zukunft befürchten, glauben Sie mir, die Furcht davor führt sie herbei. Setzen Sie sich darüber weg, so werden sie wie Luftbilder verschwinden.“ Alle diese Reden machten keinen Eindruck auf den von einer Idee beherrschten unglücklichen Fürsten. Er behauptete, der Graf kenne Rußland, seines fünfjährigen Aufenthalts ungeachtet, nur sehr unvollkommen, und ging noch von einer Klage zur andern über. Die Entgegnungen machten auf ihn keinen Eindruck; nur das gab er zu, daß die Festsetzung der Thronfolge, für welche Ségur sich aussprach, manchen Schaden heilen könnte. „Ich begreife es“, versetzte er und umarmte den Grafen; „das könnte man versuchen, ich will es überlegen.“

Man sieht es, schon ist der Geist des Unglücklichen getrübt, der Haß überwiegt in ihm alle andern Empfindungen und träufelt sein Gift auch in letztere. Alle seine Verkehrtheiten kommen von da her; dieser Haß, der sein Innerstes aufregte, hat bei ihm am Ende alles auf die Spitze gestellt, alle seine Leidenschaften bis zum Uebertriebenen gesteigert. Der bekannte Biograph und Libellist Masson hat nicht unrecht, wenn er behauptet [101]), Katharina habe ihren Sohn moralisch gemordet.

Aber auch die Königin von Westfalen hat recht, wenn sie die Meinung ausspricht (oben S. 328), die Allgewalt habe seine glücklichen Anlagen umgewandelt. Der Trübsinn Paul's ging, nachdem er den Kaiserthron bestiegen, in Wahnsinn über. Das war die dritte Periode seiner tragischen Entwickelung. Die Französische Revolution, die eine europäische zu werden drohte, trug viel zu dieser letzten Umwandlung bei. General S—ov bemerkt in der schon angeführten Schrift, Paul habe sich zu Wien, Neapel, Paris jene aristokratischen Ideen und Neigungen angeeignet, welche so bald darauf mit dem Geiste unserer Zeit in entschiedenen Gegensatz treten sollten. Nachher nahm seine autokratische Gesinnung noch zu, die Herrschsucht gestattete keinen Widerspruch mehr; aus Furcht der Jakobinismus möchte bis nach Rußland dringen, ward Paul, als Monarch, hart und grausam in seinem Despotismus. Sein Geist verlor alles Gleichgewicht. Der fromme Wunsch ward also nicht erhört, den er am Vorabend des Todestages seiner Mutter aussprach. Auf seines Kammerjunkers Rostoptschin's Zuruf: „Kaiserliche Hoheit, welch ein Tag für Sie!“ antwortete er nämlich: „Geduld! Geduld! Ich bin 42 Jahre alt geworden, und Gott hat mir geholfen: vielleicht wird er mir

auch die Kraft und den Verstand geben, um dem Stande gewachsen zu sein, zu welchem er mich ruft. Ich hoffe alles von seiner Güte."

Daß diese Worte aufrichtig gemeint waren, besagt sein ganzes bisheriges Leben, bezeugt besonders die Art, wie er bis dahin von seiner mit rührender Zärtlichkeit an ihm hangenden Gemahlin beurtheilt wurde.

Die nordische Semiramis gab den 17. Nov. 1796 nach sechsunddreißigstündigem Todeskampfe ihren Geist auf, und zwar unter Umständen, die wir bei einer andern Gelegenheit [102]) beleuchtet haben. Paul, vom Fürsten Pl. Subov, einem der letzten Günstlinge, benachrichtigt, hatte sich unverzüglich nach dem Winterpalast begeben, und hatte, mit Hülfe desselben Kammerjunkers, der zu seinen Vertrauten gehörte und bestimmt war, eine der Hauptpersonen seiner kurzen Regierung zu werden, während der langen, angstvollen Krisis alles angeordnet, um den Uebergang von einer Regierung zur andern möglichst leicht zu machen.

Auch fand dieser ohne alle Schwierigkeit statt. Paul I. Petrowitsch wurde den 18. Nov. 1796 als Kaiser ausgerufen und sein ältester Sohn Alexander als Thronfolger. Alles war jedoch in banger Erwartung, denn es war vorauszusehen, daß die neue Regierung die Negation der eben abgelaufenen, so großartigen, sein würde. Die ersten eigentlichen Aeußerungen des Herrscherwillens wirkten indessen beruhigend, mit Ausnahme einer Anordnung, welche man nicht ohne Grausen in Erfüllung gehen sehen konnte.

Paul befahl nämlich mit dem feierlichen Leichenbegängnisse seiner Mutter dasjenige seines vor 34 Jahren verstorbenen Vaters, Peter's III., zu verbinden, an den, wie Levesque, der französische Geschichtschreiber Rußlands [103]), sagt, niemand mehr dachte, der so verschollen war, daß er seit mehrern Jahrhunderten todt schien. Sobald er selbst

Kaiser geworden, warf sich Paul zum Rächer seines „Vaters", wenn auch nicht mehr an seiner Mutter selbst auf, so doch an denjenigen, welche die Mordthat verübt hatten. Die Feier fand mit großem Prunke den 29. Dec. statt. Der unglückliche Peter war im Sanct-Alexander-Nevski-Kloster, nicht im kaiserlichen Begräbnisse der Festungskirche beigesetzt worden. Ihm sollte nun sein Recht werden. Der Kaiser befahl, den Sarg dort herauszunehmen und, mit der kaiserlichen Krone geschmückt, die feierlich von Moskau herbeigeholt wurde, neben das Paradebett der neulich entschlafenen Monarchin zu stellen. Dann, beim Zuge, mußten Graf Alexis Orlov und Fürst Barjatinski, als Leidführer, an beiden Seiten des Sarges Peter's hergehen, und während der ganzen Ceremonie, den bestürzten Blicken von Tausenden ausgesetzt, diesen Posten behalten.[104]) Die Kälte betrug an jenem Tage 28 Grade; nichtsdestoweniger mußte auch die Kaiserin den ganzen langen Weg vom Kloster bis zur Festung zu Fuß zurücklegen.

Diese tragische Anordnung abgerechnet, waren, wie gesagt, die ersten kaiserlichen Verfügungen, das Innere sowol als das Ausland betreffend, wohlthätig und weise.[105]) Auf Frieden nach außen und Verbesserungen im Innern sollte, so hieß es, alles abgesehen sein.

Was das Innere betrifft, war die Hauptwohlthat, welche Rußland dem neuen Monarchen verdankte, die im voraus beschlossene neue Successionsordnung, nach der Erstgeburt, im Mannesstamm zuerst und in directer Linie, und nur in Ermangelung männlicher Nachfolger auch in weiblicher Linie. Paul erließ dieselbe an seinem Krönungstage, den 16. April 1797.[106]) Aber nicht ohne Wichtigkeit waren auch andere Wohlthaten, welche die ersten Tage der neuen Regierung bezeichneten, Erlaubniß für jedermann, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden, Finanzreformen aller Art und Ein-

führung größerer Sparsamkeit am Hofe, Errichtung einer Reichshypothekenbank zur Unterstützung des durch seine Verschwendungen herabgekommenen Adels, Gründung eines Hoflazareths und Uebergabe desselben an die Kaiserin, welche sich rüstete die Mutter der Armen und der verlassenen Jugend zu werden, und Erweiterung der Entbindungs-, Erziehungs- und Rettungsanstalten im ganzen Reiche.

Etwas, wenn nicht Verschrobenes, doch Sonderbares zeigte sich jedoch in vielen dieser lobenswerthen Einrichtungen, namentlich auch in der ersten, oder wenigstens in der Art, wie der neue Kaiser sich bemühte, sich mit seinen Unterthanen in directe Beziehung zu setzen. Hören wir darüber einen Augenzeugen, den schon erwähnten General S—or, dessen Bericht dem Kotzebue's zur Bestätigung dient. [107])

„Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung", berichtet dieser, „ließ Paul im Winterpalast eine weite Oeffnung machen, in welche jedermann eine Bittschrift an den Kaiser werfen konnte. Diese Oeffnung ging in ein Zimmer, welches an einen der Corridore des Bodengeschosses stieß. Der Kaiser hatte den Schlüssel dieses Zimmers und ermangelte nicht, jeden Tag um 7 Uhr morgens dahin zu gehen. Er nahm die Schriften entgegen, gab einer jeden eigenhändig eine Nummer und las sie nachher oder ließ sie durch seine Privatsecretäre lesen. Seine Antwort oder Entscheidung wurde durch ihn geschrieben oder wenigstens unterzeichnet, dann den Bittstellern mittels der Zeitungen mitgetheilt, und zwar in kurzer Frist. Zuweilen erhielt der eine oder der andere den Bescheid, er möge sich an eine öffentliche Verwaltung oder an ein Gericht wenden, und dann Sr. kaiserlichen Majestät den Ausgang melden. Dieses Verfahren brachte allerlei Acte offenbarer Ungerechtigkeit zu Tage, und in einem solchen Falle war Paul unerbittlich; keine Rücksicht auf Person oder Rang entzog den Schuldigen den Folgen

seiner Aufführung. Kurz, Paul's Ohren waren beständig für die Wahrheit offen; es war kein Wagniß, sich zu erkühnen, sie ihm zu sagen, und sobald er sie kannte, bemühte er sich auch demgemäß zu handeln."

Aber die Entdeckungen, die er auf diese Weise machte, brachten ihn oft bis zur Entrüstung auf, und nicht selten ließ ihn diese in Ungerechtigkeiten und Gewaltmaßregeln verfallen, von denen es niemanden gegeben war ihn abzubringen. Denn hatte er einmal die Ueberzeugung, daß er recht habe — und wie schwer wird es nicht den Mächtigen sich diese Meinung von sich zu versagen! — so bestand er mit Eigensinn auf seiner Ansicht und ließ sich nicht leicht eines bessern belehren. Geschah jedoch letzteres, so ging er schnell in sich, bewies seine Reue und suchte aus allen Kräften das Geschehene, den Schaden, den er gemacht hatte, wieder gut zu machen, wie es zwei auffallende Beispiele beweisen, das von Kotzebue, dem berühmten Dramaturgen, und das vom Pastor Seider, einem anspruchslosen und sich keiner Schuld bewußten livländischen Geistlichen, gegen den die despotische Mishandlung bis zur Knute ging, ein Schaden, den nichts wieder gut zu machen vermochte.

Dieser Eigensinn brachte den unglücklichen Monarchen so weit, daß er keinen Widerspruch mehr ertragen konnte, selbst den unbedeutenden und seltenen nicht, den die Staatsform seines Reiches noch etwa zuließ. Auf diese Staatsform, den Autokratismus, als von Gott eingesetzt, zeigte er sich um so mehr versessen, als die ihm im Grunde der Seele verhaßte Revolution, welche den Gegensatz dazu aufstellte, damals alle Throne zu untergraben strebte.

Aus diesem Hasse der Revolution und dem Entschlusse Paul's, das altherkömmliche Recht zu handhaben, erklärten sich ebenfalls viele der ersten Verfügungen des neuen Selbstherrschers, seine Verordnung wegen Herstellung eines all-

gemeinen Wappenbuches, die Einführung einer strengen Censur, besonders in Beziehung auf alle fremden Bücher [108]), das ans Lächerliche streifende Verbot der runden Hüte, als jakobinische Abzeichnung, sowie der französischen Aufschrift „Magazin" auf Kaufläden, als anmaßend, und der nicht minder befremdende und noch mit mehr Unbequemlichkeit verbundene Befehl, dem Kaiser äußerlich dieselben Ehren zu erweisen, wie es ehemals unter den Zaren streng vorgeschriebener Gebrauch gewesen war. Dieser Verordnung zufolge durfte man, des nordischen Klimas ungeachtet und bei schwerer Strafe [109]), nicht mit bedecktem Haupte an der Residenz des Monarchen vorbeigehen, und begegnete man ihm selbst, mußte man, wenn man fuhr, bei jeglichem Wetter aus dem Wagen steigen, um die Reverenz zu machen, eine Verfügung, welcher sich selbst die Kaiserin nicht entziehen durfte. [110]) Wehe dem, setzen wir hinzu, der, wenn er des Monarchen Hand küßte, es nachlässig und nur zum Scheine that!

Viele andere Maßregeln Paul's hatten ihre Quelle in dem Hasse gegen seine Mutter und deren ganzes Regiment, in der durch den Tod nicht beschwichtigten Rachsucht, mit welcher er nun noch das Andenken seiner Peinigerin verfolgte, in welcher er die große Monarchin miskannte. Aus diesem unedeln Antriebe unterwarf er das Verwaltungssystem des Reichs einer Umgestaltung, die viele Zweige desselben wieder auf den frühern Fuß zurückführte, von welchem die Weisheit Katharina's sie hatte vorschreiten lassen; namentlich wurde die Gouvernementsordnung beinahe völlig umgemodelt, wobei sogar der Name getilgt wurde, welchen eine der Statthalterschaften (Jekaterinoslav) zu Ehren ihrer Gründerin trug. Freilich brachte das Neue theilweise auch Besseres mit, z. B. so manche Anstalten, welche die allgemeine Fürsorge zum Zweck hatten; aber im ganzen ward geändert, nur um zu ändern, um das nicht fortbestehen zu lassen,

was den Stempel der vorigen Regierung an sich trug. Von den Hauptbeamten derselben blieben beinahe nur Besborodko und Fürst Repnin in hohen Ehren, welchen man noch den ersten Kriegsmann des Reichs, Graf Rumänzov-Sadunaiski, beizählen müßte, wenn der Tod ihn nicht noch vor Ende des Jahres 1796 von dem Schauplatze seines Ruhmes abgerufen hätte. Außer dem spätern Feldmarschall Gudowitsch, der Peter's III. Vertrauter gewesen war, schenkte Paul sein Zutrauen Personen, welche bis dahin mehr oder weniger unbekannt geblieben waren, Kutaïssov, Rostoptschin, Araktschejev, Graf von der Pahlen, welchen letztern jedoch wir keineswegs mit jenen Stockrussen vermengen wollen, deren keinem, wie dem Nachfolger Rumänzov's Suworov, die Gabe des Genies zutheil geworden war.

Einer unter ihnen, der seitdem berüchtigte Araktschejev, war besonders Paul's Werkzeug bei Befriedigung der Soldatomanie, welche von den Excentricitäten dieses Fürsten nicht die geringste war und worin er Peter III. in nichts nachstand. Schon in Gatschina und Pawlovsk hatte diese die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Des Exercirens war schon damals kein Ende, wie später die Wachparade eine der ersten Angelegenheiten des Reichs wurde. Die preußische Taktik einzuführen war einer der Hauptgesichtspunkte, und darauf bezog sich die umständliche Verordnung über das Kriegswesen, die Paul gleich nach seiner Thronbesteigung erließ. [111]) Nicht minder wichtig als die Hauptpunkte schienen der Schnitt und die Verzierung der Uniform, in welchen große Veränderungen vorgenommen wurden; Anzug und Haltung wurden der Gegenstand einer ganz besondern Aufmerksamkeit, wobei die geringste Nachlässigkeit, die unbedeutendste Unterlassungssünde, mit einer Strenge gerügt wurde, die bis zur Grausamkeit ging; denn im

Dienste ein Versehen sich zu Schulden kommen zu lassen, das war die schreiendste aller Vergehungen. Der Zorn darüber artete oft bei dem Zaren wie in Wuth aus, sodaß er sich gänzlich vergaß. Paul's Behandlung der Armee, und zumal der Offiziere, zog ihm bei vielen Feindschaft, bei andern Verachtung zu. Wir können hier ins einzelne nicht eingehen.

Von den innern Angelegenheiten gehen wir nun zu den auswärtigen über, allein ebenfalls nur, um deren Behandlung in einem kurzen Ueberblick zu beleuchten. Auch hier werden wir neben zahlreichen Beweisen merkwürdiger Einsicht, außerordentlicher persönlicher Thätigkeit und unleugbarer Seelengröße, eine immer wachsende Ueberspannung, eine Ueberhebung wahrnehmen, die das Gefühl seiner Macht stets in dem Autokraten nährte, bis sie zuletzt ins Grenzenlose ging.

Daß Paul mit dem Gedanken umging, im Gegensatz zu Katharina's Verfahren, Polen wiederherzustellen, ist unerwiesen, wie edel er aber sich gegen den gefallenen Helden Kosciuszko benahm, ist weltbekannt. Nachdem er diesen aus seiner Haft entlassen (wo er ihn, nach Levesque, sogar besucht hatte), ließ er ihn sich und der Kaiserin öffentlich vorstellen, empfing ihn, als er schwer verwundet in den Palast getragen wurde, auf das wohlwollendste und versah ihn mit den Mitteln, frei über seine Zukunft zu verfügen.

Wir haben es schon bemerkt, so soldatisch sich alles um Paul herum gestaltete, so war doch im Anfang seine Politik ein System des Friedens, dessen Bedürfniß seinen Völkern höchst fühlbar war. Kaum saß er auf dem Throne, so machte er dem Kriege mit Persien ein Ende und rief die Armee zurück, die zu diesem Zweck jenseit des Kaukasus stand. Ebenso ruhig war seine Haltung dem Kampf gegenüber, in welchem das monarchische Europa damals gegen die neufränkische Republik begriffen war, und an welchem Katha-

rina, auf welche damals die Machthaber und die aristokratische Partei wie auf eine Retterin schauten, versprochen und selbst sich angeschickt hatte thätigen Antheil zu nehmen. Den 28. Sept. 1794 war sie desfalls eine Triplealliance mit Oesterreich und England eingegangen, deren Aufrechterhaltung diese Mächte nun, wie wir anderswo gezeigt haben [112]), von ihrem Nachfolger erwarteten, welchem Oesterreich zuerst mit grenzenlosem Vertrauen entgegenkam. Paul entsprach diesem Vertrauen nicht. Zwar war er weit entfernt, dem Mittleramt entsagen zu wollen, womit ihn, nach seiner Mutter, der Tractat von Teschen (1779), als einen der Bürgen der Abmachungen, bekleidet hatte; vielmehr glaubte er sich, angesichts der Erniedrigung des Hauptes des Römisch-Deutschen Reichs und der demüthigen Stellung, welche selbiges ihm gegenüber einnahm, mehr und mehr berufen, ein Schiedsrichter in Europa zu werden, was seinem Fürstenstolz in hohem Grade schmeichelte. Nichtsdestoweniger vermied er es weislich, sich alsobald von der nöthigen Sorge für das Wohl seiner Unterthanen im Innern abwenden zu lassen und an einem Kampf nach außen sich zu betheiligen, der Verflechtungen, Verlegenheiten, Gefahren aller Art herbeiführen konnte, und zumal Kosten, denen der Staat vielleicht, bei noch dürftigem Schatze, schwerlich gewachsen war. [113]) Sowie er gleich anfangs, in Bezug auf den beabsichtigten Feldzug gegen Frankreich, Gegenbefehl gegeben hatte, so nahm er auch noch ferner das dringende Verlangen Oesterreichs nach Hülfe und Thugut's unterthänige Sendschreiben mit großer Behutsamkeit auf, übereilte nichts, machte nur geringe Rüstungen; und obgleich seine Hoffnung, auch von Frankreich zuletzt als Vermittler angerufen zu werden und somit das Werkzeug einer allgemeinen europäischen Pacification zu sein, nicht in Erfüllung ging, hielt er sich doch so lange ruhig, bis der Drang der Umstände den Kaiser

Franz II. nöthigten, nach den Friedenspräliminarien zu Leoben auch noch in den Schlußtractat von Campo-Formio (17. Oct. 1797) einzuwilligen, welcher ihm die schmerzlichsten Opfer auferlegte. Wir haben nach Miliutin, in der unten angeführten Schrift, über dies alles sowie auch über den Congreß von Rastadt, der darauf folgte, uns in manches einzelne eingelassen, das wir hier nicht wiederholen wollen, sowenig als die Erzählung der weitern Ereignisse. Es genüge zu erinnern, daß die Ansicht der Actenstücke, die persönliche Führung der schriftlichen Verhandlungen durch den unermüdlichen russischen Machthaber uns dort folgende Bemerkung aufgedrängt hat: „Niemand wird es bestreiten wollen, diese klare Ansicht, dieser feste Wille, diese unumwundene Sprache gibt von den Fähigkeiten Kaiser Paul's keine geringe Idee." Indem wir hier aber auf den ziemlich plötzlichen Umschlag in diesem Benehmen zu sprechen kommen, müssen wir nach den Ursachen forschen, welche denselben herbeiführten, Ursachen, deren unmittelbarste wol immer, wie wir gesagt haben, Paul's Wunsch und Lieblingsidee war, zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen, England und Dänemark eine Defensivallianz zu Stande zu bringen, die, in kräftigem Auftreten, den Uebergriffen der französischen Republik Einhalt thäte. Im Vorübergehen erinnern wir auch an ein treffendes Urtheil, welches bei Gelegenheit dieser Vorfälle ein kürzlich verstorbener deutscher Geschichtschreiber über ihn fällt. „Zar Paul", sagt Professor Häusser [114]), „voll autokratischen Hasses gegen die Revolution und von dem Gefühl monarchischer Solidarität lebhafter durchdrungen als irgendein König jener Tage, dabei trotz aller Sultanslaunen für großmüthige und kühne Gedanken empfänglich, schien ganz der rechte Mann, dem neuen Kriege auf dem Festlande den persönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchischen Coalition von 1792 gefehlt hatte."

Noch während der Dauer des unheilvollen Congresses von Rastadt, im Februar 1798, war (wenn wir uns auf Wichmann's Angabe verlassen können) [115]) zwischen Rußland und Oesterreich ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande gekommen, zu dem beide Mächte, besonders die erstere, hofften, Preußen vermögen zu können beizutreten, eine Hoffnung, die indessen fehlschlug, aus Ursachen, die vielleicht nicht ohne Verwandtschaft mit denen waren, welche in Deutschland den Krieg von 1866 herbeiführten. Statt Preußen schlossen sich England, das Osmanische Reich und Neapel dem Bunde an. In Rußland wurde also jetzt die Friedenspolitik aufgegeben, die vor wenigen Monaten dem Reiche so nöthig geschienen hatte. Wie erklärt sich diese Umwandlung?

„Einige Geschichtschreiber", antwortet auf diese Frage der Russe Ustrialov [116]), „halten mit Unrecht die Besetzung Maltas für die Hauptursache des Kriegs mit Frankreich, diese konnte nur den Feldzug beschleunigen. Die wahre Veranlassung des Bruchs war der großmüthige Entschluß des Kaisers, Deutschland vor der Raubsucht der Revolutionäre zu retten und die von ihnen im westlichen Europa umgestürzte Ordnung wieder aufzurichten."

Obgleich Sugenheim in seiner etwas gehässigen historischen Polemik gegen Rußland [117]), auf Miège und Miliutin sich stützend, sich energisch und eingehend für die Meinung jener Geschichtschreiber ausspricht, möchten wir, unsererseits, doch auch nicht in Malta die Hauptursache finden; denn die Besetzung dieser Insel durch die Franzosen der ägyptischen Expedition fand ja erst den 10. Juni 1798 statt, während, wie behauptet wird, das russisch-österreichische Bündniß schon im Februar zuvor geschlossen, also der Grundstein zur neuen Coalition gelegt worden war. Eher glauben wir als solche die überhaupt zunehmende Aufregung in

Paul, seinen Wunsch und seine Hoffnung annehmen zu können, unter den vorwaltenden Umständen und bei dem immer gewaltthätigern Auftreten des französischen Directoriums, jetzt wirklich sich und Rußland zum Beschützer der hergebrachten Ordnung, d. h. zum Haupte aller europäischen Mächte aufwerfen zu können. Die Annahme des Protectorats über Malta war damals freilich schon im Gange, denn seit die dritte Theilung Polens das Priorat von Ostrog in Volhynien unter russische Botmäßigkeit gebracht hatte, waren die Augen der Ordensritter und ihrer Großmeister beständig auf die Weltmacht des Nordens gerichtet, welche ihrerseits sehr ernstlich beflissen war, für sich einen Haltepunkt im Mittelmeer zu finden; La Valettes Kreuz war dem Autokraten schon feierlich überreicht und ihm selbst durch den Redner einer Deputation des Großmeisters der Titel Protector des Malteserordens beigelegt worden; aber Paul, als er das Bündniß gegen Frankreich einging, war noch kaum im Schriftenwechsel über die Ordensinsel mit Frankreich sowol als mit den übrigen Staaten, und die offene Feindseligkeit, als welche er den republikanischen Einfall in Malta ansah, kam, wir wiederholen es, erst den 10. Juni vor. [118])

Von letzterer Zeit an wurde allerdings die Ordensangelegenheit für den selbst ritterlichen oder vielmehr in Romantik schwärmenden Zaren ein Interesse, das er mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit ergriff und dem er bedeutende Opfer brachte, das er aber auch später wieder, wie bei Geistern ohne Tiefe häufig vorkommt, ebenso plötzlich aufgab. Zur Beurtheilung Paul's ist jedenfalls seine Betheiligung an dieser Sache nicht ohne Wichtigkeit. Die Politik Rußlands und deren weitausgesponnene Combinationen betreffend, ist sie außerdem ein Wink, den die heutigen Regierungen unrecht hätten aus den Augen zu verlieren. Und daß die Besetzung Maltas den reizbaren

russischen Monarchen aufs höchste gegen Frankreich erbitterte, ja ihn mit Entschiedenheit in den Krieg gegen dasselbe stürzte, ist unbestreitbar.

Diesen Krieg selbst, während dessen aller Augen in Europa auf Rußland gerichtet waren — ein Reich, das jetzt zum ersten mal als Vormacht auftrat und selbst der österreichischen Armee ihren Oberbefehlshaber gab — haben wir hier nicht zu erzählen; Miliutin, der bekannte Kriegsminister Alexander's II. und Mitreformator des russischen Kriegswesens, hat sich dieser Aufgabe mit Glück und Talent entledigt. Es genüge uns, an die glänzenden Siege Suworov's zu Cassano, an der Trebbia und bei Novi zu erinnern, sowie an die meist eigenhändige, merkwürdige Correspondenz Paul's, von welcher wir an anderm Orte [119]) Auszüge gegeben haben, und namentlich auch die Stelle aus einem Briefe Rostoptschin's an den Feldmarschall Suworov vom 5. Sept. 1799 wiederholt hervorzuheben, worin dieser Minister den Plan des sanguinischen Monarchen bespricht und hinzusetzt: „Damit dies aber gelinge, muß die gegenwärtige Regierungsform in Frankreich umgeändert, und dann auch der wiener Hof, dessen von Neid geleitete Unternehmungen sich voraussehen lassen, in seine gehörigen Schranken zurückgewiesen werden." In einem andern, um einen Monat spätern Schreiben ist sodann von dem bevorstehenden Eindringen Suworov's durch die Franche-Comté nach Paris die Rede, was alles Maß des Unerhörten überstiegen hätte.

Daß am Ende das ganze Unternehmen sowol in der Schweiz als in Holland scheiterte, ist bekannt. Korsakov's Niederlage bei Zürich entschied sofort den Bruch mit Oesterreich, der sich schon seit Monaten vorbereitete. Dieser Bruch erklärt sich aus der leidenschaftlichen Beweglichkeit Paul's, was aus derselben Correspondenz deutlich zu ersehen ist. Was bald darauf dem ganzen Kriege gegen die fran-

zösische Regierung ein Ende machte, hängt, wenigstens theilweise, wieder mit dem Schicksal der Insel Malta zusammen.

Diese war vorübergehend gleichsam eine russische Besitzung geworden. Denn da der Großmeister von Hompesch, nachdem er das belagerte La Valette den Franzosen übergeben, sich mit seinen Rittern von der Insel zurückgezogen hatte, erhoben sich von allen Seiten Proteste gegen ihn, namentlich in Rußland, wo das Großpriorat von Ostrog, am 8. Nov. 1798, ihn seiner Würde verlustig erklärte (was Hompesch selbst ein Jahr darauf durch eine Entsagungsacte bestätigte) und den bisherigen Protector zum Großmeister erwählte, eine Wahl, welche Paul annahm und der Welt officiell verkündigte. Er geberdete sich alsobald ihr gemäß, nahm Rüterernennungen in Masse vor, beschäftigte sich mit einer neuen Einrichtung des Ordens und rüstete auch eine Flotte aus, um im Mittelmeer sich den Engländern anzuschließen, welche sich Maltas schnell bemächtigt hatten und nun ihrerseits La Valette belagerten. Natürlich verlangte der Kaiser von Rußland nach der Uebergabe dieser Festung an dieselben, daß sie ihm von ihnen überlassen würde. Dazu zeigten aber die Briten keine Lust, denn Malta war für sie ein Erwerb, auf welchen sie nicht minder als die Russen erpicht waren. Ihre Weigerung erzürnte den Selbstherrscher in dem Grade, daß er den 18. Nov. 1800 befahl, Embargo auf die britischen Schiffe im Hafen von Petersburg zu legen, daß er seinen Gesandten in London, den Grafen Semen Worontzov, zurückrief und den General Sprengtporten nach Brüssel schickte, um die jetzt möglich gewordenen Unterhandlungen mit dem Ersten Consul einzuleiten.

Daß die Verbündeten Rußlands, ohne viele Rücksicht auf den ritterlichen Zaren, ihre eigenen selbstischen Zwecke verfolgten, braucht nicht erst erörtert zu werden. Daß die

Niederlage Korsakov's bei Zürich zum Theil die Folge des unerwarteten Abzugs der Oesterreicher nach Schwaben war, ist ebenso wenig zu leugnen. Gerade diese aber machte auf den Kaiser von Rußland einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck, sodaß hier und da behauptet worden ist, die Nachricht davon habe seinen Verstand umnebelt. Zudem beharrte England in seiner Nichtachtung der „bewaffneten Neutralität", eines andern Bündnisses, welches Paul aufrecht erhielt, obgleich Katharina die Stifterin desselben gewesen war. Kurz, alles verleidete ihm die Coalition. Andererseits hatte der 18. Brumaire es in Frankreich möglich gemacht, sich diesem so lange von Stürmen durchfegten und von Bluf geträänkten, jetzt aber dem Jakobinismus sich abwendenden Staate wieder zu nähern. Enttäuschung und Groll zusammengenommen, befreundeten schnell den so beweglichen Monarchen mit dieser Aussicht, und da der Erste Consul mit großer Geschicklichkeit seinen Wünschen beinahe zuvorkam, war kurz darauf zwischen beiden Cabineten ein Austausch von Höflichkeitsbezeugungen im Gange, zu welchen unter anderm der bekannte Brief Paul's vom Septembermonat 1800 [120]) zu zählen ist, dessen Anfang nur wir hierher setzen wollen:

„Citoyen Premier Consul! Ich schreibe nicht an Sie, um mit Ihnen die Frage über die Rechte des Menschen oder des Bürgers zu erörtern: ein jeder Staat regiert sich wie er es gut findet. Ueberall, wo ich an der Spitze einer Nation einem Mann begegne, der die Kunst zu herrschen versteht und sich schlagen kann, da kehrt sich mein Herz ihm entgegen. Ich schreibe Ihnen, um Sie von dem Misvergnügen in Kenntniß zu setzen, welches ich gegen England habe u. s. w."

Eine der ersten Wirkungen dieser freundschaftlichen Beziehungen war die, daß Paul dem Ersten Consul den von

ihm soeben zu Stande gebrachten neuen Tractat der bewaffneten Neutralität, welchen man auch die nordische Quadrupleallianz nannte (16. Dec. 1800), mit der Einladung vorlegen ließ, sich an demselben zu betheiligen, was England nicht in geringe Verlegenheit brachte. Sie sollen aber, nach der Behauptung eines der größten Historiker unserer Zeit [121]), gleich darauf noch eine andere auffallendere Wirkung gehabt haben. „Paul", sagt Hr. Thiers, „hatte sich ganz an Bonaparte hingegeben. Er hatte sich dessen Büste in seinen Palast stellen lassen und fand einen Gefallen daran, ihn «mein Freund, der Consul» zu nennen. Es war zwischen ihnen zu einem lebendigen Briefwechsel gekommen, und da sie beide ihren Träumen die Zügel schießen ließen, entwarfen sie in ihren Briefen Plane, wonach sie bald miteinander die ganze Welt erobert hätten. Sie gaben dem Gedanken Raum, ihrem gemeinschaftlichen Feinde einen Schlag in seinem indischen Nebenlande zu versetzen, und so kam das Project zur Beredung, eine Expedition nach dem Indus zu versuchen, an welchem sich Frankreich, Rußland und Persien betheiligen sollten. Schon sammelten sich in den Provinzen, welche das Kaspische Meer bespült, Scharen von Kosacken und Tataren."

Wir lassen diesen Punkt vorderhand dahingestellt, behalten uns aber vor, in einem größern historisch-diplomatischen Werke, das uns schon seit Jahren neben andern Arbeiten beschäftigt, auszumitteln, was daran Wahres ist. Sogar das Haupt der afghanischen Dynastie der Durahnis soll schon um das Geheimniß gewußt haben!

Daß eine solche Umwandlung in ganz Europa eine außerordentliche Spannung hervorbrachte, läßt sich denken. Paul selbst setzte sich hierüber weg. „Gleichviel", soll er dem damals legitimistischen General Dumouriez zugerufen haben, „gleichviel, wer in Frankreich König ist, Lud-

wig XVIII., Bonaparte oder sonst einer! Die Hauptsache ist die, daß es einen habe.“ Unritterlich aber war es jedenfalls, daß er diese Sinnesänderung seinen bisherigen Schützlingen in Mitau fühlbar werden ließ. Da er nämlich alsbald die Subsidien strich, von welchen die französischen Emigranten in Rußland lebten, verließ Ludwig XVIII. mitten im Winter das Reich seines bisherigen Wohlthäters.

Gerade hier jedoch werden wir an das sonst ritterliche Wesen Paul's durch einen höchst befremdenden Umstand erinnert, welcher damals das Erstaunen in ganz Europa vermehrte und von vielen als Narrheit gedeutet wurde, wie Paul selbst in dem Zeitungsartikel, von welchem sogleich die Rede sein wird, darauf anspielt. Der gedachte Umstand erklärt auch warum, im Januar 1801, der dänische Gesandte von Rosenkranz plötzlich von Petersburg ausgewiesen wurde.

Da nämlich Dänemark seinen Beitritt zur Convention in Betreff der bewaffneten Neutralität nur bedingungsweise erklärte, gab dies zu einem Depeschenwechsel Anlaß, in welchem man vermuthet, daß von einem Duell zwischen Paul und dem König von Dänemark oder seinem Stellvertreter die Rede war. Schon früher war das Gerücht von einem beabsichtigten Zweikampf zwischen dem Zaren und Bonaparte gegangen; daß es Glauben verdiente, scheint zweifelhaft. Den 18./30. Dec. 1800 las man aber unter den Hofartikeln der akademischen „Petersburger Zeitung“ einen kleinen Absatz, der einen gewaltigen Rumor hervorbrachte und von Commentaren aller Art begleitet wurde, besonders am Ende, wo der Verfasser sehr deutlich zu verstehen gibt, er wisse wohl, daß die Welt ihn für einen Don Quixote halte. Man fragte sich, ob diese Note ernstlich gemeint oder nur eine Posse sei, eine ironische Antwort des Kaisers auf das Gerede, von dem er Kenntniß erhalten hatte; denn

das ahnte man, das erfuhr man schnell, daß die Note aus der höchsteigenen Feder des Kaisers geflossen war. Später fand man dies in dem berühmten Buche Kotzebue's [122]) bestätigt. Dieser mußte die ihm vom Kaiser persönlich vorgelegte Note, welche dieser eigenhändig in französischer Sprache geschrieben hatte, ins Deutsche übersetzen. Die Audienz, welche ihm deswegen ertheilt wurde und die er umständlich erzählt, war eine Scene, in der alles einzelne Beachtung verdient, welche wir aber hier abkürzen müssen. Graf von der Pahlen, den Kotzebue als den „Günstling" Paul's bezeichnet, hatte den noch kurz zuvor so arg Mishandelten, jetzt wieder in Gnade Aufgenommenen, bei dem Monarchen einzuführen. Kotzebue ließ sich bei dem mächtigen Manne anmelden. Ein Lächeln war auf dessen Lippen, als er den noch Zitternden vor ihm erscheinen sah und als er ihm mittheilte, es sei von einer Herausforderung zu einem Waffengange an alle Souveräne Europas und an alle ihre Minister die Rede, welche von ihm, Kotzebue, aufgesetzt werden und allen deutschen Zeitungen zum Abdruck zugesendet werden solle. In diesem Schriftstück sollte Baron Thugut beurtheilt und lächerlich gemacht werden u. s. w. In einer Stunde wolle Paul es selbst aus des Dramaturgen Händen empfangen. Ein erster Entwurf, welchen letzterer augenblicklich niederschrieb, wurde nicht scharf genug gefunden; mit einem zweiten war Pahlen besser zufrieden, da er dann aber den Verfasser ins Michailov'sche Palais führte, ihn im Vorsaal ließ und selbst ins Cabinet des Kaisers eintrat, um die erwartete Schrift zu übergeben, kam er eine kurze Weile darauf wieder mit dem Bescheide heraus: „Es müsse schärfer gesagt werden; der Kaiser wolle Kotzebue in zwei Stunden empfangen." Kotzebue zerbrach sich den Kopf und bebte an allen Gliedern, als er zurückkam. Er ward dem Kaiser vorgeführt. Paul nahm ihn

sehr gütig auf, küßte ihn auf die Stirn und verlangte vor allem sich mit ihm auszusöhnen. Hierauf nahm er wieder folgendermaßen, in ganz gutem Deutsch, sagt unser Gewährsmann, das Wort: „Sie sind zu gut mit der Lage Europas bekannt, um nicht genau zu wissen, wie es mit den politischen Ereignissen steht. Sie wissen also auch, welchen Platz ich darin eingenommen habe. Ich habe mich da öfters wie ein Thor benommen" (wörtlich der Ausdruck des Kaisers, bemerkt Kotzebue), „und es ist nicht mehr als billig, daß ich dafür bestraft werde: nun habe ich mir selbst die Strafe auferlegt, welche ich verdient habe. Hier ist ein Papier, das ich sehr wünschte in die «Hamburger Zeitung» [123]) und in andere Journale eingerückt zu sehen." Nun las er dem deutschen Schriftsteller, in französischer Sprache, ein Papier ab, welches von seiner Hand war, und begehrte dann von ihm eine deutsche Uebersetzung, die Kotzebue nach zwei Stunden zurückbrachte und ihm nun seinerseits ablas, während Paul den Text in der Hand hielt und genau verglich. Es ward aber jedes Wort abgewogen, besonders in dem letzten Satze; am Ende fand sich Paul befriedigt und entließ gnädig den geschickten Dolmetscher. Dieser erhielt zum Lohn eine prächtige, mit Diamanten verzierte Tabacksdose. Der Kaiser aber war so ungeduldig, den Aufsatz erscheinen zu sehen, daß er mehrmals zum Redacteur der „Petersburger Zeitung" schickte. Kotzebue gibt das Original wörtlich, selbst mit allen Schreibfehlern. Wir setzen die Uebersetzung hierher, wie sie in dem genannten Blatte abgedruckt wurde [124]):

„Man sagt daß Se. Majestät der Kaiser, da Er sieht daß die europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünscht der seit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt wohin Er alle die andern Potentaten einladen will, um mit Ihm in ge-

schlossenen Schranken zu kämpfen; zu welchem Behufe sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich bringen sollen, als da sind Thugut, Pitt, Bernstorff. Er selbst sei gesonnen den Grafen von der Pahlen und Kutusov [125]) an seiner Seite zu haben. Man weiß nicht ob man diesem Gerücht Glauben beimessen soll; indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt wessen man ihn oft beschuldigt hat."

Für uns ist es einleuchtend, daß das sonderbare Schriftstück nur des letzten Satzes wegen geschrieben worden ist. Bredow, in seiner Chronik, bezieht ihn auf den dänischen Gesandten von Rosenkranz, behauptend, daß es ganz dem Inhalt einer Depesche desselben an seine Regierung nachgebildet sei, „um, was selbige berichtet habe [126]), lächerlich zu machen". So wäre es also nicht auf Thugut gemünzt, und Pahlen's Anempfehlung wegen dieses nur eine Finte gewesen. War dies aber nicht viel Lärm um Geringes oder um Nichts? Jedenfalls war es ein Witz; ob ein guter, lassen wir dahingestellt, denn es ist nicht leicht, die Frage zu beantworten: „Wen hält man hier zum besten?"

So kam für Europa aus dem Zarenreiche am Ende des 18. Jahrhunderts eine Ueberraschung nach der andern. Was hatte man nicht alles in wenig Jahren von Osten her erlebt? Eine russische Armee in Norditalien, und von da die Südostgrenze Frankreichs bedrohend; die Flotte derselben Macht, mit der türkischen vereinigt, einen Augenblick im Archipel, mächtig genug, um bis zum Adriatischen Meere vorzudringen und den Franzosen die Jonischen Inseln zu entreißen und am südlichen Ende Italiens einen Augenblick festen Fuß zu fassen; die Osmanen im Bunde mit ihren Erbfeinden, den Russen, und im Kriege mit Frankreich, ihrem ältesten Verbündeten in Europa, der ihnen jetzt aber Aegypten

zu entreißen dachte; zudem im Bunde mit dem katholischen Malteserorden, der sich jahrhundertelang sie zu bekämpfen erpicht hatte, und der jetzt, wenigstens theilweise, dem schismatisch-griechischen Zaren gehorchte; und als bald darauf das Blatt sich wandte, dasselbe Zarenreich, mit England und Oesterreich verfeindet, die Freiheit der Meere wahrend, und, mit dem Haupte der neufränkischen Republik vereint, den Frieden gebietend, eine neue Rolle Europa gegenüber annehmend und die Briten vielleicht mit einem Einfall in ihre indischen Besitzungen bedrohend!

Fürwahr, wenn da Narrheit mit im Spiele war, jene Narrheit, welche der nicht unerwartete Schlußpunkt des Lebens sein sollte, von dem wir hier uns und den Lesern Rechenschaft zu geben versucht haben, so war es jedenfalls eine großartige geniale Narrheit, welche Rußland unsterblichen Ruhm brachte, welche es aber auch in eine Bahn schob, die es beinahe unmöglich zu machen scheint, daß es inskünftige mit Europa sich vertrage und neben ihm fortlebe, ohne dessen Sicherheit zu gefährden!

Zu viel Ruhm, zu viel Macht ist eine Probe, in der auch große Charaktere, gestählte Seelen nicht leicht bestehen, den unglücklichen Paul scheint der Vollgenuß derselben aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben.

Er hatte sich zur Residenz in Petersburg eine Art Bastille, das Michailov'sche Palais, erbaut. Dahin zog er sich, sobald es fertig war, mit seiner Familie zurück. Er hielt immer strenger auf den Dienst und zeigte sich immer kleinlicher in Aufrechterhaltung auch der unbedeutendsten Vorschriften. Sein Erscheinen erfüllte mit Angst, sein eigenes Mistrauen wuchs von Tag zu Tag. Man hat behauptet, daß es sich auch den Seinigen mehr und mehr fühlbar machte, und daß Paul am Ende Verhaftbefehle selbst gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Thron-

folger, erließ. Wir finden dafür keinen ausreichenden Beweis, vielmehr sind wir geneigt, dem Zeugniß eines Mannes, den wir persönlich gekannt haben, Glauben zu schenken, welches durch Kotzebue aufbewahrt worden ist und welches eine liebenswürdige Harmlosigkeit beurkundet. Wir ergänzen in der gemeinten Stelle [127]) den Namen, den darin nur der Anfangsbuchstabe bezeichnet: „Den 11. März (1801), um 5 oder 6 Uhr nachmittags, wenig Stunden vor dem Ende Paul's, wurde Staatsrath Beck, in Geschäftssachen, zur Kaiserin gerufen. Im Vorsaale angelangt, konnte er durch eine halbgeöffnete Thür folgenden Auftritt mit ansehen. Der Kaiser ging mit Frohsinn auf die Kaiserin zu. «Mein Engel», sagte er, «ich bringe dir etwas, das dir Vergnügen machen wird.» — «Ich bin im voraus davon überzeugt», war die Antwort. Hierauf wies Paul einige Paar Strümpfe vor, die in einem der Erziehungsinstitute, deren Patronin seine Gemahlin war, von adelichen Fräulein waren gestrickt oder gewirkt worden. Dann, nachdem er sein Geschenk übergeben, wandte er sich zu seinen kleinern Kindern (die kleinsten waren Anna Pawlovna, welche Anfang 1795 geboren worden war, Nikolaus und Michael Pawlowitsch, die erst seit der Thronbesteigung, 1796 und 1798, das Licht der Welt erblickt hatten), welche um ihn herum ihre kleinen Spiele trieben. Er schäkerte mit ihnen und gab sich allen den Kindereien hin, welche einem Privatmanne eigen sind, der, als ein guter Gatte und zärtlicher Vater, mitten unter einer über alles geliebten Familie lebt."

Und das war derselbe, vor welchem alles zitterte, wenn er nur die Stirn runzelte!

Der Schrecken, der ihn umgab, die Demüthigungen und harten Strafen, die von ihm ausgingen, schienen am Ende selbst denen unerträglich, die ihm am nächsten standen; das Misvergnügen in der Armee und die Besorgnisse der

Kaufmannschaft und der Geschäftswelt wegen des Bruchs mit England bestimmten sie zuletzt, entschlossen vorzugehen. Von ihnen, von Männern, die er beinahe alle mit Wohlthaten überhäuft hatte, ward eine Verschwörung angezettelt, deren Seele Graf von der Pahlen war, von dem jedoch behauptet werden kann, daß seine persönlichen Absichten nicht weiter gingen, als bis dahin, den Kaiser zu einer Thronentsagung zu Gunsten Alexander's zu zwingen. [128]) Daß der energische Widerstand des unglücklichen, während der Nacht in seinem Palast überfallenen Monarchen dessen Tod durch Mörderhand herbeiführte, ist, nebst allen Umständen des grausenhaften Hergangs, bekannt [129]); wir sind also der Mühe überhoben, diese Schauerscene vor die Augen des Lesers zu malen.

Graf von Maistre hat recht, wenn er noch acht Jahre später ausruft [130]): „Dieser Tod mußte kommen, doch wehe! wehe! über die, durch welche er kam.“ Er fand statt in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801, in demselben Michailov'schen Palais, auf welches Paul, als auf eine feste Burg, seine Sicherheit gegründet hatte, und an welchem seitdem niemand, ohne einen innern Schauer zu empfinden, vorübergeht.

Die Nachricht von dem tragischen Ende Paul's I. ward in England mit Frohlocken, in Frankreich mit Klagen und Entrüstung aufgenommen. Die Begebenheit selbst warf Rußland in neue Bahnen; die rechte hat es aber, unserer Meinung nach, noch nicht gefunden, was für die Ruhe Europas höchlich zu beklagen ist. Was uns betrifft, wenn wir nochmals das erzählte Leben überblicken, in welchem die seltsamsten Contraste sich zeigen, wenn wir diesen Charakter uns vergegenwärtigen, in welchem zwar die bedauerns-

werthesten Züge mit den liebenswürdigsten, den edelsten, höchsten, vereinigt waren, sie aber keineswegs überwogen; kurz, wenn wir dies Regentenbild beschauen, in welchem sich hohe Civilisation mit abstoßender Barbarei gepaart hatten, so fühlen wir uns von tiefem Mitleiden über das Gebrechliche der menschlichen Natur erfüllt, welche auch die besten Triebe, wenn sie nicht zum festen, unerschütterlichen Willen werden, wenn nicht eine weise, wohlmeinende Erziehung sie überwacht und ausbildet, nicht vor Abwegen, Verirrungen und Ausschweifungen aller Art schützen. Was dieses Mitleiden vermehrt, ist die Erfahrung, wie so oft an Höfen ein wahrhaft wohlgeborener Fürst einem moralischen Morde unterlegen ist; und es geht zur Entrüstung über beim Anblick eines viele Jahre hindurch verfolgten Verfahrens, das keine andere Wirkung haben konnte, als allen Verschrobenheiten Thor und Riegel zu öffnen.

Hr. von Lamartine, ein etwas zu rhetorischer Geschichtschreiber, aber ein geistreicher Moralist, faßt das Bild, welches wir unsern Lesern vor die Augen stellen wollten, in kurzen Zügen zusammen, mit denen wir schließen wollen, da sie alles von uns Auseinandergesetzte resumiren:

„Paul I. war weder geistig bornirt noch von bösem Willen erfüllt; sein Verständniß war ausgedehnt, sein Herz gefühlvoll, sein Sinn gerade, ja, seine Instincte waren edel und großherzig. Sein ganzes Unglück war, vierzig Jahre lang in einer Abgeschiedenheit von andern Menschen und im Schrecken vor seiner Mutter gelebt zu haben, unaufhörlich befürchtend, sie möchte ihm den Thron, die Freiheit, ja das Leben rauben. Aus einem solchen langen Druck ohne Uebergang zur Allgewalt gelangen, das war ein Stoß, dem sein Verstand nicht zu widerstehen vermochte."

Anmerkungen.

1) Der etwas spätere Libellist Masson (Mémoires secrets sur la Russie, 4 Bde., 1800) ist in Betreff Paul's nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. In dem „Leben Paul's I.", von einem russischen Offizier (1804), können wir nur ein unbedeutendes Machwerk sehen, aus dem wenig oder nichts zu lernen ist.

2) Mémoires de la baronne d'Oberkirch, publiés par le comte de Montbrison, I, 357—361.

3) Fürst Kurakin (Alexander Borissowitsch) war mit Paul durch seinen Großonkel Panin erzogen worden, von dem hier viel die Rede sein wird.

4) Besser, zwischen dem Senatspalast und der Admiralität.

5) In den angeführten Mémoires, I, 328 und 405.

6) „Par malheur je l'écoutais", sagt sie von dem jungen Hofmann, mit welchem man damals ihren vertrauten Umgang begünstigte. Vgl. Alexander Herzen, Mémoires de l'Impératrice Catherine II écrits par elle-même et précédés d'une préface (London 1859), S. 172. „Sur ce point le doute n'est pas permis", liest man also mit Recht in einer andern Hauptquelle ihrer Geschichte: La cour de Russie il y a cent ans, 3. Aufl., S. 167. Man sehe auch Ch. Du Bouzet, La jeunesse de Catherine II, S. 47.

7) Des wahren Vaters Vorname war Sergius.

8) Vgl. Raumer, Europa am Ende des Siebenjährigen Krieges, I, 303.

9) Vgl. des sächsischen Ministers Grafen Brühl Denkschrift vom

Jahre 1762, bei Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V, 267.

10) Der schon angeführte Professor E. Herrmann, V, 677.

11) La cour de Russie, S. 318. Vgl. Raumer, Europa, III, 382.

12) Das scheint den starken Anklagen Corberon's (1778) gegen Katharina zu widersprechen, wenn er behauptet, daß sie ihn geflissentlich entnerven ließ. „Catherine a deviné son fils, et ne pouvant trouver dans sa conscience un refuge et un remède à ses craintes, elle a porté ses soins à les prévenir." Vgl. noch die Folge, La cour de Russie, S. 323.

13) Fürst Andreas Kyrillowitsch Rasumovski, ein Fragment aus der Geschichte der russischen Diplomatie, Vierte Folge, Jahrgang 1863, S. 18.

14) Vgl. ebend., S. 10 und 86, sodann La cour de Russie, S. 253; Raumer, III, 407; Herrmann, V, 309.

15) Es ist hier vom Morde Peter's III. die Rede.

16) Eine kurze, aber ziemlich treue Notiz über diesen berühmten Staatsmann, die nur allzu sehr in den Ton des Panegyrikus verfällt, finden wir in Busse's Journal von Rußland, August 1793, S. 93—107. Vgl. Castéra, Histoire de Catherine II, I, 222—241; Ustrialov, Die Geschichte Rußlands, II, 188 u. s. w.

17) Lord Cathcart fällt über ihn, in einer officiellen Depesche vom 17. März 1769, folgendes Urtheil: „Hr. von Panin ist in manchem Betracht eine Ausnahme in diesem Lande; er hat eher den Geist und den Charakter eines Deutschen." La cour de Russie, S. 246. Vgl. Raumer, III, 406. — Obgleich öfter von Liebschaften in seinem Leben die Rede war (ebend., S. 243), blieb er doch unvermählt.

18) Busse, Journal von Rußland, S. 100.

19) La cour de Russie, S. 242 und 325; Raumer, III, 407. Hauptstelle über Panin, La cour de Russie, S. 246—247.

20) La cour de Russie, S. 242. Vgl. Sabathier de Cabres für 1771, S. 47.

21) La cour de Russie, S. 191.

22) I, 224 fg. Eine wichtige Stelle.

23) „Règner de son propre chef." Mémoires de Catherine II.

24) Vgl. La cour de Russie, S. 186—191, und anderwärts.

25) In Herrmann's Geschichte des russischen Staats, V, 256—307.

26) Vgl. auch noch in Asseburg's Denkwürdigkeiten (S. 315—322) ein Mémoire sur le détrônement de Pierre III. Vgl. unsern Artikel über die Familie Orlov in der Histoire intime de la Russie (einem Buche, aus dem es zweien deutschen Uebersetzern beliebt hat, eine „Geheimgeschichte" zu machen), II, 423—428.

27) Während der Revolution trug Katharina II. eine Frucht ihres Umganges mit ihm im Busen, was sie jedoch nicht verhinderte zu Pferde zu steigen.

28) Vgl. unsern schon erwähnten Aufsatz über ihn, S. 14 und 15.

29) La cour de Russie, S. 252. Vgl. Raumer, III, 389.

30) Souvenirs de Mme Vigée-Lebrun.

31) Castéra, II, 352, und unsere Notiz über Rasumovski, S. 24. Vgl. einen gleichzeitigen Bericht bei Herrmann, V, 563.

32) Vom 4. Aug. 1772. Vgl. La cour de Russie, S. 253.

33) Vielleicht damals, 1772, aber gewiß noch nicht 1763, als der Oberhofmeister von Katharina auch noch zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Vgl. übrigens Herrmann, V, 326.

34) Die Sache war wirklich im Werke, vgl. Castéra, II, 40, und die Notiz über Andreas Rasumovski, S. 15.

35) Diese behielt er auch noch bis zum Tode des Grafen.

36) Wir erinnern hier, daß nicht von Katharina, sondern von Elisabeth der Oberhofmeister mit diesem Amte betraut worden war.

37) Dieser letztern Meinung war auch zu derselben Zeit Sabathier de Cabres, Katharina II. u. s. w., S. 25; er leugnet aber, in dieser merkwürdigen Stelle, daß in der Umgebung des jungen Prinzen eine Möglichkeit der Art herbeigeführt werden könnte. „Man hat", sagt er, „ein zu gutes Betragen gegen jene Personen, um nicht immerfort offene Augen in Betreff ihrer und derer geheimen Regungen (velléités) zu haben, und um nicht letztere geschickt durch Wohlthaten oder Strafen zu ersticken. Die einzige Person übrigens, die eine Intrigue ausspinnen und ihr Bestand geben könnte, ist Panin." Vgl. auch noch die Folge dieser Hauptstelle. Wenn jedoch hinzugesetzt wird: „Ihm bleibt nichts zu wünschen übrig", erinnern wir doch, daß er, obgleich der ersten

Rangklasse zugezählt, doch nie zur hohen Ehrenstelle eines Kanzlers gelangte. Sabathier unterwirft die Frage über die Möglichkeit einer Revolution gegen Katharina einer förmlichen Untersuchung. Der Großfürst war damals noch nicht mündig erklärt.

38) Herrmann, V, 326; Sabathier de Cabres, S. 24.

39) Castéra, II, 350 fg.; La cour de Russie, S. 291—293, u.s.w. Vgl. Raumer, I, 384 und 385.

40) Bei Raumer, I, 384. Die zweite Stelle ist ebend., III, 387 zu suchen.

41) Von Entlassung, wie Castéra meint (II, 286), war also zu jener Zeit nicht die Rede. Das Rescript steht bei Busse, S.102.

42) Schon 1772 ward ein schöner Gardeoffizier, Wassiltschikow, von ihr, nicht ohne Theilnahme Panin's und zu großer Bestürzung Orlow's, als Leibadjutant angenommen. Vgl. Herrmann, V, 670. Ueber die zwei Parteien s. ebend. S. 711.

43) Raumer, III, 411. Vgl. S. 397, und Herrmann, V, 677.

44) La cour de Russie, S. 321. Vgl. 323 und 334; Raumer, III, 397.

45) Souvenirs et Anecdotes, II, 227. Vgl. ebend., III, 533, und besonders S. 534, die Unterhaltung Ségur's mit dem Großfürsten. Sabathier de Cabres in der Hauptstelle über Paul, die sich auf 1771 bezieht (S. 47), weiß noch nichts von Symptomen der fallenden Sucht; aber er sagt: „Il passe pour détester sa mère; mais jamais il ne s'est oublié dans les égards affectueux et continuels qu'il lui rend ... Il a de l'esprit, de la gaieté, parle agréablement, avec grâce et tournure, toujours à propos; mais est-ce là ce qui fait un grand homme?" Der Abbé Georget sagt (1800): „On ne peut lui refuser de très grandes qualités." Wir werden bald sehen, wie die Baronin von Oberkirch den Prinzen beurtheilte, zu dem sie durch ihre fürstliche Freundin in nahe Beziehung kam.

46) La cour de Russie, S. 323; Raumer, III, 408. Die angebliche Mutter eines unehelichen Sohnes Paul's nennt Castéra, II, 283.

47) Geschichte des russischen Staats, V, 678.

48) Notiz über den Fürsten Rasumowski, S. 19—23. Vgl. Corberon, in La cour de Russie, S. 323.

49) Katharina selbst soll ihren Sohn auf die Spur der hier

erwähnten Entdeckungen gebracht haben, denn, gibt Frau Vigée-Lebrun zu verstehen, es war ihr nicht gleichgültig, einen so ehrgeizigen, unternehmenden jungen Mann, wie Andreas Rasumovski, in der nächsten Umgebung und im vollen Vertrauen ihres Sohnes zu wissen.

50) La cour de Russie, S. 282 und 323. Vgl. Raumer, III, 399 und 282. Die Berichte von Corberon sind jedoch mit Vorsicht zu gebrauchen.

51) La cour de Russie, S. 334. Vgl. über den hochmüthigen Günstling von Dohm, Denkwürdigkeiten, I, 496 fg. und 585 fg.; Raumer, III, 411, und in La cour de Russie, S. 344, die Art, wie Kaiser Joseph II. sich über das Verhältniß zwischen Katharina und Potemkin gegen den englischen Gesandten Sir Robert Keith äußerte.

52) In einer Reihe von Artikeln der Revue d'Alsace, März, April und Mai 1864. Der erste ist auch besonders abgedruckt worden unter dem Titel La jeunesse de l'Impératrice Marie Feodorovna. Vgl. von S. 29 an.

53) Zur Ergänzung unserer Notiz hierüber mag man bei Raumer (III, 304) Depeschen von Zeitgenossen und Augenzeugen nachsehen.

54) „Paul avait beaucoup d'esprit, d'instruction de d'activité", sagt Frau Vigée-Lebrun (Mémoires, Bd. 3), „mais la bizarrerie de son caractère allait jusqu'à la folie." Auch Ségur (III, 533) spricht von „une sorte de maladie d'esprit" und setzt hinzu: „La peur troubla son jugement." Was Fürst Dolgorukov uns über den Ursprung dieses Irrsinns mittheilt (La Vérité sur la Russie, S. 204), ist jedenfalls chronologisch verfrüht.

55) Wir übersetzen Dir, nicht Ihnen, denn in den Mémoires der Baronin (I, 184) wird erzählt, daß beim ersten Zusammentreffen das später wieder vorfiel, Maria ausrief: „Ma bonne, ma chère Lanele! Que je suis aise de te revoir." Oft geht es per vous, aber nicht immer. Der Stichname Lane, eine Abkürzung von Catalane, rührte von einer gemüthlichen Kinderscene her.

56) Baronin Oberkirch, Mémoires, I, 81 und 85. Man sehe auch noch die Folge, S. 115, 126, und dann noch weiterhin die Reise des Grafen vom Norden. Vgl. einen Bericht bei Raumer, S. 365.

57) Es ist hier von einem Schützling der elsässischen Baronin

die Rede, dessen Mutter, eine geborene Lieven, in der großen Welt sehr bekannt war. Der Baron von Hahn, ihr Gemahl, war Cavalerieoberst in einem der fremden Regimenter, die in französischen Diensten standen. Er gehörte wahrscheinlich der achtungswerthen Postenden'schen Familie in Kurland an.

58) La cour de Russie, S. 296 fg.; Raumer, III, 365.

59) Damals war das Favoritenthum in höchster Blüte: neben Potemkin waren nacheinander Sawadovski, Soritsch, Korsakov und bald darauf (1781) der über alles geliebte Lanskoï ... Leibadjutanten. Vgl. hierüber La cour de Russie, S. 300 fg. und 376—379; Castéra, II, 343—348; IV, 89—96.

60) Raumer, III, 362 fg.; La Cour de Russie, S. 306.

61) Vgl. darüber Raumer, III, 363, 377, 402, 529.

62) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI, 33. Vgl. darüber Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa, VI, 296—309.

63) La cour de Russie, S. 363. Vgl. Raumer, III, 519.

64) In La cour de Russie, Harris, S. 363—372, von Vérac, S. 362; Raumer, III, 519 fg. Herrmann (VI, 32) übergeht mit Schweigen alle diese Vorfälle, auf folgende Aeußerung sich beschränkend: „Der alte Minister der Kaiserin, Graf Panin, den sie freilich persönlich nie gern gehabt hatte, mußte sich jetzt, weil seine politischen Grundsätze nicht mehr ihrem neuen Systeme entsprachen, die empfindlichsten Zurücksetzungen gefallen lassen."

65) La cour de Russie, S. 358—363; Raumer, III, 508 fg.

66) La cour de Russie, S. 361, 369—371; Raumer, III, 522.

67) Hier ist die Uebersetzung zu stark. In der französischen steht: „ohne daß sie wieder zum Gebrauch der Rede gekommen wäre." Indessen geht der Bericht des französischen Ministers de Vérac (Raumer, III, 523) doch noch weiter.

68) Man macht sich keinen Begriff davon, wenn man nicht die öfters angeführte diplomatische Correspondenz gelesen hat. Vgl. La cour de Russie, S. 373, 378 fg.; Raumer, III, 510—518.

69) Was den Großfürsten und die Großfürstin betrifft, kann man über ihr Schwanken Harris lesen, in La cour de Russie, S. 366, eine Stelle, die auch in Beziehung auf Panin wichtig ist.

70) Raumer, III, 525.

71) Mémoires, I, 184 fg.

72) Das Porträt, welches andere von ihm entwerfen, macht ihn beinahe zu einer Caricatur, so das in den Mémoires der Frau Vigée-Lebrun, Bd. 3, das bei Lamartine (Histoire de la Russie, II, 65) gleichsam im Abdruck wieder vorkommt. Die genannte Dame sah aber Paul erst in den letzten Jahren seines Lebens, und so viel ist gewiß, daß er nirgends auf seiner großen Reise einen widrigen Eindruck machte. In einem Briefe von Marie Antoinette an die Großfürstin vom 16. Juli 1782 heißt es sogar: „In deren (beider) Personen ist eine Grazie und eine Liebenswürdigkeit" u. s. w., nur kann die Echtheit dieses Briefes bezweifelt werden. Wenn Paul Peter III. gleichsah, so war dies wenigstens ganz zufällig. Daß der Großfürst Konstantin Pawlowitsch sein leibhaftiges Ebenbild war (jedenfalls nicht der Statur nach), kann ebenso wenig weder dem einen noch dem andern zum Compliment gereichen. — Auf das moralische Porträt kommen wir zurück.

73) Oberkirch, I, 192.

74) Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, I, 240—242; in Berville und Barrière's Collection des Mémoires relatifs à la révolution française (1822). Daselbst findet man auch in einer Note einen Auszug der Correspondenz Grimm's mit der Kaiserin Katharina über den Eindruck, den Paul hervorbrachte.

75) Oberkirch, Mémoires, I, 284.

76) Ebend., I, 306. Vgl. 284, S. 296, 318, 420.

77) Es war der Fürst Iwan Sergeiewitsch Bariatinski, der von 1773—85 am pariser Hofe accreditirt war. Hier (I, 306) nennt ihn die Baronin Botschafter, an einer andern Stelle (S. 179) Minister; er hatte wirklich die erstere Eigenschaft. Zur Frau hatte er eine Prinzessin von Holstein-Beck.

78) Oberkirch, I, 318, 420 fg.

79) Ebend., I, 260. Vgl. S. 240. Vgl. auch Paul's Schreiben an Lavater, vom 23. Sept. 1799.

80) Oberkirch, I, 402.

81) Dieser Versicherung ungeachtet sind wir nicht ohne Zweifel über das Wort. War denn nicht in Paul's Gefolge ein Fürst Kurakin u. a.? Dasselbe wird allerdings in einem Briefe der Königin Marie Antoinette an Joseph II. wiederholt, wir finden aber in diesem Umstande einen Grund mehr, an der Echtheit dieses Schreibens zu zweifeln, das in der Sammlung des Grafen von Hunolstein

(S. 124) steht, auf welche derselbe Verdacht fallen muß, wie auf die Sammlung des, übrigens nicht minder ehrenwerthen, Hrn. Feuillet de Conches, dessen weiter unten Erwähnung geschehen wird.

82) Mémoires, I, 371, 421; II, 5.

83) Sie stehen in beiden schon genannten Sammlungen, besonders in der von Graf Hunolstein. Bei Feuillet de Conches, Louis XVI, Marie-Antoinette et Madame Elisabeth, sehe man I, 137. In dieser Sammlung, Bd. 3, stehen auch die Briefe Joseph's II. über den Grafen und die Gräfin vom Norden. Gegen letztere werden nicht dieselben Einwendungen erhoben wie gegen die andern.

84) Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich (1863), S. 200.

85) Es war im August 1782, gerade zur Zeit, wo Falconnet's berühmtes Monument Peter's des Großen von ihrer Mutter in Petersburg errichtet wurde.

86) Vgl. Karl Blum, Graf Siewers, S. 449. Vgl. über die nachstehenden Modesachen La cour de Russie, S. 380.

87) La cour de Russie, S. 381; Raumer, III, 566.

88) Castéra, III, 88 und 175 fg. Raumer, III, 403 und 530.

89) Ein Halbjahr nach der Rückkehr ward Alexandra Pawlowna geboren, dann 1784 Helena, 1786 Maria, 1788 Katharina u.s.w. Harris hatte schon unterm 9. Juni 1788 geschrieben: „Le grand-duc ressent vivement cette conduite indécente de sa mère; mais quoiqu'il ait été remarquablement imprudent, il est deveuu très réservé.“ La cour de Russie, S. 327.

90) Mémoires, II, 196; vgl. ebend., S. 207.

91) Dahin gehört auch, was wir bei Karl Blum, Graf Siewers, S. 450, lesen: „Es kam so weit, daß er (Paul) beim Oberhofmeister des Prinzen, dem Grafen Soltikow, um die Erlaubniß nachsuchen mußte, sie zu sehen, ja daß er sich dies Vergnügen auf ein Jahr lang versagte, weil er ihre stete Begleiterin nicht ausstehen mochte.“

92) Bei Busse, S. 105. Vgl. La cour de Russie, S. 381, und Castéra, III, 148 die Note. Vgl. Assebourg, S. 414 und 415.

93) Castéra, III, 149.

94) In der Revue moderne, December 1865 und Januar 1866.

Vgl. H. von Reimers, Sanct-Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, II, 5; Ségur, Mémoires, II, 226.

95) „De la vertu parée." Dies sehr treffende Wort bezieht sich vielleicht genauer auf die spätern Jahre als auf die damaligen.

96) Mémoires, II, 384—389. Abermals braucht die Prinzessin, ihren Gemahl betreffend, in diesen Briefen Ausdrücke großer Zärtlichkeit. „Alle meine Kinder sind wohl", schreibt sie unter anderm, „so wie ihr theuerer, guter Vater."... Ebenso S. 305 und 292. Was ihre Correspondentin betrifft, so verwechselt diese (S. 392) den finländischen Krieg mit dem gegen die Osmanen.

97) Castéra, III, 263. Vgl. Herrmann, VI, 523.

98) Fürst Rasumovski, S. 29 fg. Vgl. Herrmann, VI, 184—198.

99) Vgl. jedoch Herrmann, VI, 189.

100) III, 532 fg.

101) Mémoires secrets sur la Russie (1800), I, 180. Dies Buch war lange die einzige Quelle für Paul's Regierung. Kotzebue's Antwort darauf in: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, (Bd. 2, Anhang), ist unbedeutend. Daß man in Paris genau wußte, wie die Sachen standen und was vom Großfürsten zu erwarten war, beweist ein Brief aus Rußland, der in der Nummer des Moniteur universel vom 24. April 1792 steht.

102) Rostoptchine et Koutousof, ou la Russie en 1812, I, 25—38.

103) Historie de Russie, 6. Aufl. (von Depping fortgesetzt), VI, 79.

104) Castéra, IV, 82.

105) Masson, I, 194; Levesque, VI, 78. Vgl. Ustrialov, II, 305.

106) Den ersten Entwurf vom 4. Jan. 1788, s. bei Masson, III, 419.

107) Da wir hier des Verfassers des so bekannten Buches: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, wiederholt gedenken, verweisen wir im Vorbeigehen auf das, was er über die Theatercensur unter Paul erzählt. Vgl. II, 134—137 (nach der französischen Uebersetzung, wir haben das Original soeben nicht zur Hand).

108) Man sehe das Actenstück bei Masson, III, 414. Ueber das Wappenbuch, S. 412.

109) Vgl. Levesque, VI, 88; Masson, I, 225.

110) Vgl. Herrmann, V, 295.

111) Vgl. über diese Einrichtungen im Heere Ustrialow, I, 306; Levesque, VI, 82; Masson, I, 207 fg.

112) Fürst Rasumovski, S. 43 fg., wo auch die Actenstücke benutzt worden sind, welche einen so hohen Werth dem auch sonst trefflichen Werke des Generals Miliutin (jetzigem Kriegsminister) beilegen, Geschichte des Kriegs Rußlands mit Frankreich, unter Paul I., Bd. 1.

113) Vgl. Masson, I, 194.

114) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen u. s. w., II, 160.

115) Chronologie der russischen Geschichte, III, 94. Gewiß ist das nicht, der Vertrag ist nicht bekannt gemacht worden. Vgl. Sugenheim, Rußlands Einfluß, II, 170.

116) II, 312.

117) Rußlands Einfluß, II, 162. Vgl. Miège, Histoire de Malte, Bd. 2.

118) Ueber dies alles sind ausführliche Aufklärungen zu finden in A. von Winterfeld, Geschichte des mittelalterlichen Ordens Sanct-Johannis vom Spital zu Jerusalem (1859), S. 482 fg.

119) Fürst Rasumovski, S. 50—60.

120) Gourgaud, Mémoires de Napoléon, II, 129.

121) Thiers, Histoire de la République et de l'Empire, II, 381. Vgl. Miliutin, V, 227, und Ustrialow, II, 324.

122) In der französischen Uebersetzung steht die Sache II, 143 fg.

123) Es erschien im Correspondenten den 16. Jan. 1801.

124) Wir entnehmen sie aus Bredow's Chronik des 19. Jahrhunderts, I, 64.

125) Damals schon General von der Infanterie und seit kurzem bei Paul sehr in Gnaden.

126) Nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach, Paul habe den Verstand verloren.

127) Das merkwürdigste Jahr u. s. w., II, 10 des Nachtrags in der französischen Uebersetzung.

128) Daß dieser Günstling Paul's, den wir noch selbst in seinem hohen Alter, im Schose seiner vortrefflichen Familie, in Kurland, gesehen haben, auf teuflische Weise Complote erfand, mit

denen er die Kaiserin und den Thronfolger erschreckte, um ihre Einwilligung zu erzwingen, das anzunehmen bedürfte es schlagender Beweise, die wir nirgends finden und die die Versicherungen von Lamartine u. a. nicht ersetzen können. Als ebenso unverbürgt sehen wir das Wort an, das Paul zur schönen Fürstin Gagarin, früherer Fürstin Anna Lapuchin, gesprochen haben soll: „Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères!"

129) Am genauesten seit Bignon (Histoire de France, I, 436) ist darüber von Thiers (Histoire du Consulat et de l'Empire, Bd. 3, im Anfang) und von H. von Sybel in dem Aufsatze berichtet worden: Die Ermordung des Kaisers Paul I. von Rußland, in der Historischen Zeitschrift, 1861, Heft 1. Vgl. außerdem einen an Ort und Stelle geschriebenen und dem Könige Friedrich Wilhelm III. zugesandten diplomatischen Bericht, den wir ebenfalls unter Augen haben. Lamartine, Histoire de Russie, II, 95—134, ist nicht ohne Mistrauen zu lesen. Was Graf de Maistre (Mémoires et Correspondance, S. 267) von Benningsen's Theilnahme sagt, verdient Beachtung.

130) Mémoires et Correspondance, S. 267.

Immanuel Kant.

Eine culturgeschichtliche Studie.

Von

Karl Biedermann.

Die culturgeschichtliche Methode der Betrachtung, die selbst auf literargeschichtlichem Gebiete nur erst als eine ungewohnte Neuerung erscheint, hat auf dem Gebiete der strengern wissenschaftlichen Forschung, der Philosophie, kaum noch irgendeine nennenswerthe Anerkennung gefunden. Die ältere, sogenannte pragmatische Methode der Geschichte der Philosophie nahm zwar einzelne culturgeschichtliche Elemente in sich auf, indem sie ab und zu den Bildungsgang der Urheber philosophischer Systeme und die zufälligen Anknüpfungen ihres Ideenganges an äußere Lebensmomente berücksichtigte, allein im ganzen und großen betrachtete sie doch die verschiedenen philosophischen Systeme und ihren Zusammenhang untereinander als eine Welt für sich, als einen geistigen Entwickelungsproceß, der sich außerhalb und über der gewöhnlichen Welt der Dinge selbstthätig ab- und fortspinne. Die neuere oder sogenannte dialektische Methode aber, wie sie namentlich durch Hegel und seine Schule herrschend ward, schloß vollends die Selbstentwickelung der speculativen Idee wie in einen Zauberkreis ein und ab.

Eine eigentlich culturgeschichtliche Schule existirt für die Geschichte der Philosophie bis heute noch nicht. Höchstens nach der einen Seite gibt man wol einen breitern Zusammenhang der philosophischen Systeme mit dem allgemeinen

Culturleben einer Zeit zu, in Bezug auf die Rückwirkungen nämlich, welche dieselben auf andere Wissenschaften oder auch auf das allgemeine Denken und Empfinden der Zeitgenossen geäußert. Viel schwerer dagegen dürfte man sich zu dem Zugeständniß entschließen, daß auch die bedingenden Ursachen eines philosophischen Systems nicht blos in dem innern, originären Denkprocesse des Philosophen selbst, oder allenfalls in seiner bewußten Anknüpfung an vorausgegangene Systeme, sondern auch in gewissen, vielleicht selbst unwillkürlichen und mehr nur instinctartigen Anregungen zu suchen seien, welche der Denker aus bestimmten Ereignissen des äußern Lebens oder aus der ganzen sittlichen und geistigen Atmosphäre seiner Zeit empfing.

Und doch scheint uns auch letzteres ganz unleugbar. Nicht blos aus allgemeinen psychologischen Gründen oder, um selbst philosophisch zu sprechen, a priori, insofern nämlich auch der Philosoph doch ein Mensch ist, der als solcher unter den gemeinsamen Einflüssen aller menschlichen Entwickelung steht, sondern auch a posteriori, d. h. im Hinblick auf den Entwickelungsgang einzelner Philosophen, und zwar gerade mancher der bedeutendsten, namentlich unter unsern neuern.

Es sei uns erlaubt, an einem derselben, dem hervorragendsten jedenfalls, was die Wirkungen auf das allgemeine Leben seiner Zeit und seines Volks betrifft, an Immanuel Kant, den Versuch einer solchen culturgeschichtlichen Behandlung, wie wir sie uns auch nach dieser Seite hin möglich und fruchtbar denken, in den nachstehenden Betrachtungen zu unternehmen.

Wenn man uns allerdings die Frage entgegenhält, ob sich von einer bewußten Anknüpfung solcher Art an allgemeine culturgeschichtliche Einflüsse bei Kant selbst, in seinen Schriften, seinen Briefen oder mündlichen Aeußerungen von

ihm, bestimmte Spuren nachweisen lassen, so können wir darauf, wenige schwache Anklänge ausgenommen, kaum anders als verneinend antworten. Indeß darf hierbei nicht außer Betracht bleiben, daß Kant überhaupt von der Entstehung seiner philosophischen Ideen nur äußerst wenig verlautbart hat, ungleich weniger als z. B. der in dieser Hinsicht viel mittheilsamere Leibniz. Erfahren wir doch selbst von bewußten Rückbeziehungen Kant's auf frühere Philosophen, von einer planmäßigen Vorbildung desselben durch geschichtliche Vertiefung in die ältere oder neuere Philosophie nur ab und zu Einzelnes, immer höchst Dürftiges. Zumal bei den großen, ausschlaggebenden Werken Kant's, seinen drei Kritiken, tritt der Aufbau seiner Gedanken fast immer als ein Fertiges und Abgeschlossenes vor uns hin, von dem das Nebenwerk, die vermittelnden Elemente des Entstehens, gleichsam das Baugerüst, absichtlich wieder hinweggenommen ist.

Nichtsdestoweniger sind, bei schärferm Hinblick, in dem innern Gefüge dieser Werke selbst gewisse unverkennbare Bezüge wahrzunehmen auf vorherrschende Richtungen des allgemeinen geistigen Lebens und Strebens der Zeit, aus welchen heraus sie erwuchsen, Bezüge theils negativer, theils positiver Art. Mit andern Worten: wir finden in diesen Werken auf der einen Seite eine, wenn auch nicht ausgesprochene, so doch thatsächlich vorhandene und nicht wohl abzuleugnende Gegenstrebung gegen bestimmte wissenschaftliche und sittliche Zeitrichtungen, auf der andern Seite einen ebenso entschiedenen Anschluß an solche der entgegengesetzten Art.

Betrachten wir zunächst die Kritik der reinen Vernunft, so läßt sich deren Gesammtresultat nach der wissenschaftlichen oder theoretischen Seite in zwei Punkte zusammenfassen: negativ, als Ablenkung von der transscendenten, d. h. das

Bereich des wirklich Erkennbaren überfliegenden Speculation, positiv, als Hinlenkung auf die streng verstandesmäßige, in der sinnlichen Beobachtung wurzelnde, stetig fortschreitende empirische Erforschung der gegebenen Erfahrungswelt.

Nun war aber gerade die Vermischung dieser beiden Sphären, der sinnlichen und der übersinnlichen, des wirklich Erkennbaren mit dem, was über jede menschliche Erkenntniß hinausliegt, ein vorherrschender Charakterzug der Zeit, in welche Kant's eigene Entwickelung sowie sein Auftreten als selbständiger Denker fiel. Nicht blos war durch die sogenannte natürliche Theologie, wie sie namentlich von Leibniz und Wolf ausgebildet ward, der Anspruch erhoben und die Meinung verbreitet worden, man könne selbst die höchsten übersinnlichen Mysterien, die sonst nur als eine Domäne des begrifflosen Glaubens betrachtet worden waren, auf speculativem Wege auch der Vernunft zugänglich und begreiflich machen; nicht nur hatte ihrerseits die kirchliche Theologie mit ihren teleologischen Axiomen den stetigen Gang empirischer Forschung vielfach unterbrochen — auch das mystische Gefühl sowie die poetische Phantasie und Empfindung hatten mit ungeduldiger Hast die Schranken des wirklich Faßbaren zu überspringen, den mühsamen, aber sichern Erwerb schrittweisen Forschens zu überbieten versucht durch das entweder nur ersehnte oder auch wol eingebildete Wunder einer Erfassung des Fernsten und Höchsten gleichsam mit Einem Griffe, in Einem Acte geheimnißvoller Allwissenheit. Um diese Richtung näher zu bezeichnen, dürfen wir nur daran erinnern, daß schon um die Mitte der funfziger Jahre, damals, als auch Lessing sein geistreiches Faustfragment schrieb, diese Gestalt des Faust, als des Repräsentanten jenes unendlichen Dranges nach Verschmelzung des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, wie sie später in höchster Vollendung Goethe poetisch ausbildete,

bereits mehrfach Gegenstand dichterischer Anläufe ward; wir dürfen ferner nur an jene, um weniges später auftretenden Versuche praktischer Magie und Wunderthäterei erinnern, an jene Swedenborg's, Saint-Germain's, Cagliostro's, Schröpfer's u. s. w., wie sie damals die gebildete und die ungebildete Welt in Deutschland und anderwärts in Bewegung setzten.

Und hier ist ein Punkt, wo wir sogar eine bewußte Anknüpfung Kant's an derartige Zeiterscheinungen aufzeigen können. Im Jahre 1766 schrieb Kant (anonym) ein Schriftchen, „Träume eines Geistessehers, erläutert durch Träume der Metaphysik", direct gegen Swedenborg, indirect, wie schon der Titel es ausspricht, gegen die auch in der Philosophie herrschende Richtung der Zeit auf ein sogenanntes transscendentes Erkennen, d. h. gegen die Einbildung, als könne man mit irgendwelchen Mitteln, speculativen oder mystischen, die Schranken der Erfahrung durchbrechen und etwas rein Uebersinnliches zum Gegenstande des Wissens machen.

Wenn solchergestalt Kant für sein Bestreben, den Wissensdrang des Menschen von dem unerforschlichen Jenseit auf das erforschliche Diesseit abzulenken, eine negative Anregung in dem Ueberwuchern jenes mystischen, poetischen und sonstigen supranaturalistischen Dranges nach Allwissenheit fand, so nicht minder eine positive in dem kräftigen Aufblühen der empirischen und exacten Wissenschaften, welches eben jene Zeit charakterisirt. In Kant's Jugend fiel der erste Aufschwung der neuen Universität Göttingen (gestiftet 1736), welche eine Hauptpflanzstätte, wie der geschichtlichen und staatswissenschaftlichen, so der naturwissenschaftlichen Doctrinen ward und durch die nahen Beziehungen Hannovers zu England den fruchtbaren Einströmungen des vorzugsweise auf nüchtern-empirische Forschung gerichteten englischen Geistes neue Bahnen öffnete. In die Zeit seiner

beginnenden Mannheit fiel die Neubegründung der berliner Akademie der Wissenschaften durch Friedrich den Großen (1746), deren Signatur gleichfalls eine durchaus empirische war und welcher der französische Geist ähnliche Dienste leistete wie der göttinger Universität der englische. Kant selbst, unter solchen Einflüssen aufgewachsen, hatte sich eine Zeit lang ausschließlich mit den exacten Wissenschaften, Mathematik, Physik u. s. w., beschäftigt und war erst durch sie zu den allgemeinern Problemen der Philosophie hindurchgedrungen.

Wenn Kant so in gewissem Sinne denselben Gang zu nehmen schien, welchen die englische und die französische Philosophie genommen hatten, die erstere schon seit Baco und den Deisten, die andere hauptsächlich durch die Encyklopädisten, so zeigt sich in der Art und Weise, wie Kant den Gegensatz von Uebersinnlichem und Sinnlichem behandelt, die ganze Eigenthümlichkeit des deutschen Denkers, eine Eigenthümlichkeit, die wiederum auf allgemeinere nationale Unterschiede zurückweist, also auch eine culturgeschichtliche Basis hat. In England hatte man die freie Forschung an der Hand sinnlicher Beobachtungen und Inductionen vollkommen von jedem Zwange philosophischer oder kirchlicher Autorität emancipirt und ausschließlich an ihre eigenen natürlichen Gesetze verwiesen. „Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu": mit diesem Ausspruch Locke's war die Sinnenwelt gleichsam für souverän erklärt und der menschliche Verstand nur zu deren getreuem Ausleger gemacht. Das Uebersinnliche trat aus dem Bereiche des Denkens und Erkennens so gut wie gänzlich zurück, aber es fand seine Stätte und seine Gewähr in einer andern Region des menschlichen Seelenlebens, in dem religiösen Gefühl und dem moralischen Sinne. Der Engländer versteht es, sein Wesen gleichsam in zwei Theile zu spalten, als

wissenschaftlicher Forscher strenger Sensualist und Empiriker zu sein, und dennoch ein Uebersinnliches, Göttliches in den innersten Tiefen seines Gemüths zu hegen. Die entwickelten Verhältnisse seines praktischen Culturlebens sichern ihm für seine empirischen Forschungen überall sogleich die bereiteste Anwendbarkeit auf äußere, reale Zwecke, und machen ihm deshalb eine Zusammenfassung derselben in der Form wissenschaftlicher Systematik viel weniger zum Bedürfniß.

In Deutschland war dies zu Kant's Zeiten noch in viel geringerm Maße der Fall, daher das unwillkürliche, nicht abzuweisende Bestreben, das sich bei letzterm kundgibt, den freien Fluß empirischen Forschens und Beobachtens doch wieder in bestimmte feste Dämme und Zwischendämme einzuhegen, die sinnlichen Anschauungen wieder zu systematisiren und zu schematisiren. Der ganze, ziemlich weitschichtige Apparat von „reinen Anschauungsformen", „Kategorien" u. s. w., womit Kant in der Kritik der reinen Vernunft operirt, hat eine eigentlich tiefere Bedeutung für das speculative Denken ebenso wenig, als eine praktische Ausgiebigkeit für den Ausbau der empirischen Wissenschaften, darüber ist man jetzt wol allseits einig. Früher, bald nach Kant, ist allerdings, namentlich auch in manchen concreten Wissenszweigen, mit diesen Kategorien ein ziemlich starker Luxus getrieben worden.

Andererseits unterschied sich Kant von den englischen Philosophen, namentlich den Deisten, dadurch, daß er die Beglaubigung der Existenz eines Uebersinnlichen nicht dem bloßen religiösen oder moralischen Gefühle anheimgab, sondern, als gründlicher deutscher Philosoph, auch dieses Gebiet, wenn nicht für die theoretische, so doch für die praktische Vernunft, jedenfalls für eine speculative Operation, zurückerobern wollte.

Gegen die französischen Sensualisten bildet Kant mit

seiner Methode der Trennung und doch auch Vermittelung des Sinnlichen und des Uebersinnlichen einen ebenso starken Gegensatz. Die Franzosen, mit jenem Drange nach dem Extremen, nach dem absoluten Entweder — Oder, der sie im Politischen seit mehr denn drei Menschenaltern immerfort zwischen absoluter Fürstenherrschaft und absoluter Volksherrschaft hin- und herschwanken läßt, der sie auf socialem Gebiete zu den allerbedenklichsten Experimenten geführt hat, haben in der wissenschaftlichen Forschung sich nicht, wie die Engländer, damit begnügt, innerhalb der Welt der Erscheinungen die vollkommenste Freiheit des Folgerns und Combinirens zu erringen und zu gebrauchen, ohne über das aburtheilen zu wollen, was möglicherweise hinter dieser Erscheinungswelt verborgen liegt; vielmehr sind sie, einmal Skeptiker geworden, meist darauf ausgegangen, jeden Gedanken an die Möglichkeit einer höhern Welt zu zerstören. Sie haben dem Despotismus des Glaubens, gegen den sie mit Recht sich auflehnten, gewissermaßen einen Despotismus des Unglaubens entgegengesetzt, der, moralisch betrachtet, der Einzelfreiheit nicht minder gefährlich, wissenschaftlich aber um deswillen ebenso wenig zu rechtfertigen war, weil er anmaßlicherweise behauptete, positiv zu wissen, daß etwas nicht sei, statt sich zu bescheiden, nicht zu wissen, ob es sei.

Gegen dieses materialistische Extrem des französischen Empirismus und Sensualismus ist jene feine Unterscheidung Kant's in der Kritik der teleogischen Urtheilskraft gerichtet, mittels deren er auf der einen Seite eine ins Unbestimmte fortgehende Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen und eine unendliche Theilbarkeit und Zerlegbarkeit der Materie zugibt, auf der andern Seite aber behauptet, daß sich ebenso wenig die absolute Undenkbarkeit einer schlechthin ersten Ursache oder einer schlechthin untheilbaren Größe beweisen lasse. Mit andern Worten: Kant gibt dem

forschenden Verstande die völlige Freiheit, die Erscheinungswelt nach allen Seiten hin mit Hülfe der empirischen Gesetze der Ursachlichkeit, der Theilbarkeit u. s. w. zu durchmessen und sich zurechtzulegen, ohne daß ihm jemals dabei ein Bishierher und Nichtweiter zugerufen werden dürfte; er würde z. B. nicht das Geringste dagegen einzuwenden haben, daß die moderne Geologie die wenigen Jahrtausende, die nach der Bibel seit der Schöpfung der Welt erst verflossen sein würden, auf das Zehn- und Zwanzigfache ausgedehnt, oder daß sie die Aufeinanderfolge und den Abstand des Hervortretens der einzelnen Stufen unorganischen und organischen Lebens wesentlich anders geregelt hat, als jene es thut. Aber die Anmaßung hält er von sich fern und will er von dem menschlichen Geiste fern gehalten wissen, als ob z. B. deshalb, weil eine Mitwirkung rein stofflicher, physikalischer oder chemischer Processe zu dem, was man früher als rein geistige, unsinnliche Operation betrachtete (zu gewissen seelischen Vorgängen), nachgewiesen ist, man nun schlechthin sagen könne, man „habe den Geist in seiner Hand" und der Geist sei nichts, als eben die Summe dieser stofflichen Processe.

Diese Mäßigung, welche immer gerade nur so weit geht, als nöthig ist, um der Wissenschaft, der Forschung die volle Freiheit stetigen Fortschritts und selbständiger Bewegung zu sichern, welche aber ebenso gewissenhaft die Freiheit jener andern Richtung des menschlichen Geistes, des Gemüthes oder Gefühls, ehrt und schont, wenn dieses zu seiner Befriedigung der Erhebung in eine andere, übersinnliche, obgleich weder erkennbare noch begreifbare Welt bedarf, diese Mäßigung ist ein schöner auszeichnender Charakterzug der Kant'schen Philosophie.

Kant's Streben und Wirken auf wissenschaftlichem Gebiete hat einige Aehnlichkeit mit dem Lessing's auf ästhetischem. Wie letzterer darauf ausging, die verschiedenen Rich-

tungen künstlerischer Thätigkeit, namentlich Poesie und Malerei, sorgsam zu trennen und ihre Vermischung zu verhüten, so hielt Kant das Sinnliche und das Uebersinnliche, den forschenden Verstand und die Ideale bildende Vernunft streng auseinander, und gab mit sorgsam abwägender Gerechtigkeit jedem das Seine. Und eben diese Thätigkeit des Scheidens und Unterscheidens, der klaren und scharfen Abgrenzung des seiner Natur nach Unverträglichen war im höchsten Grade, wie in der Kunst so in der Wissenschaft, angebracht und nothwendig in einer Zeit, welche durch einen gewissen unklaren Drang der Vermischung des Allerentgegengesetztesten, durch eine fieberhafte Ungeduld des in alle Fernen Schweifens und durch eine jugendliche Unlust der Selbstbeschränkung leicht zu allerlei Verirrungen hingerissen ward.

Leider war gerade dieses schöne Maßhalten Kant's dasjenige, was von seinen Nachfolgern am schnellsten vergessen und in sein Gegentheil verkehrt ward. Auch darin hat er Aehnlichkeit mit Lessing. Wie in das von diesem mit kritischer Sorgfalt gesäuberte und abgetheilte Gebiet künstlerischen Schaffens die Sturm- und Drangperiode mit ihrer alles überflutenden, zum Theil sehr unklaren Ueberschwenglichkeit hereinbrach, so sah sich der Kant'sche Kriticismus bald wieder vornehm beiseitegeschoben, erst von der Schelling'schen Naturphilosophie, dann von der Hegel'schen Dialektik, welche beide das Ineinanderübergehen von Uebersinnlichem in Sinnliches, und umgekehrt, mit einigen hochklingenden Formeln spielend erklären zu können vermeinten.

Die Hinlenkung des Menschen auf die allein fruchtbare empirische Forschung von den fruchtlosen mystischen und speculativen Träumereien war indeß nicht der einzige Zweck und, was die culturgeschichtliche Wirkung anlangt, sicherlich nicht der wichtigste Erfolg der Kant'schen Kritik. Wichtiger

noch war die eben darin enthaltene Hinweisung, daß überhaupt nicht das blos theoretische Forschen, Denken und Grübeln, sondern das praktische Handeln höchster und letzter Zweck des Menschen auf Erden sei. Das letzte Wort der Kritik der reinen Vernunft ist bekanntlich die Verweisung auf die Kritik der praktischen Vernunft. Hier wird, was dort verloren ging, mit Zinsen zurückerstattet. Wenn sich dort der Mensch bescheiden mußte, nichts zu sein, als der Beobachter einer ewig wechselnden Erscheinungswelt, abhängig von deren Gesetzen und niemals im Stande, aus sich selbst heraus durch einen spontanen Act des Denkens Wahrheit und Gewißheit zu erzeugen, so sieht diese Selbstverleugnung auf theoretischem Gebiete sich aufs schönste dadurch belohnt, daß auf praktischem Gebiete, im Reiche des Moralischen, der Mensch völlig souverän und von allen äußern Dingen unabhängig handeln soll.

Dieser der praktischen Thätigkeit gegebene Vorzug vor der blos theoretischen, diese dem Handeln und der Bethätigung des Menschen im äußern Leben ertheilte Sanction war nicht minder ein Act von hoher culturgeschichtlicher Bedeutung, ein Act, dessen Wirkungen nicht blos, sondern auch dessen bedingende Ursachen sich in den allgemeinen Verhältnissen des deutschen Cultur- und Nationallebens jener Zeit unschwer nachweisen lassen. Und zwar wiederum ebenso wol negativ als positiv.

Es ist hinlänglich bekannt und anerkannt, wie sehr dem Deutschen (zum Theil schon bald nach der Reformation, vollends aber seit dem Dreißigjährigen Kriege) der Sinn für Realität, für praktisches Handeln im Leben und auf das Leben hin verloren gegangen war. Schon Leibniz hatte diesen Mangel des deutschen Nationalgeistes schmerzlich empfunden, vielfach beklagt und, soviel an ihm war, zu heilen versucht; in seinen zahlreichen Planen für Errichtung

von Akademien und gemeinnützigen Gesellschaften kehrt immer und immer der Gedanke wieder, die Gelehrsamkeit mit dem Leben zu befreunden und dadurch fruchtbarer zu machen, die Jugend, statt auf bloßes todtes Wissen, auf eine für Staat und Gesellschaft nützliche Thätigkeit hinzulenken. Christian Thomasius war nicht minder beflissen gewesen, die Kluft auszufüllen, die sich immer von neuem zwischen Volk und Gelehrten, zwischen Praxis und Wissenschaft aufthat. Wolf endlich hatte das höchste Ziel menschlicher Vervollkommnung in die Thätigkeit, und zwar in eine gemeinnützige Thätigkeit gesetzt. In der Poesie hatte Lessing das Moment des Handelns und die daraus fließenden dichterischen Motive an der Stelle der bloßen innerlichen Empfindungen oder der Beschreibung bloßer Situationen zur Geltung zu bringen versucht. Allein der Strom der Gefühlsschwelgerei mit ihrer erhabenen Thatenlosigkeit oder ein ebenso passiver Epikuräismus hatten in der Poesie und der allgemeinen Lebensanschauung diese vereinzelten Anläufe wieder ebenso hinweggeschwemmt, wie auf wissenschaftlichem Gebiete die abstracte Gelehrsamkeit immer von neuem die Oberhand gewann über eine mehr dem Leben zugewendete Richtung. Die Deutschen wähnten sich nun eben bestimmt zu einer Nation von „Dichtern und Denkern", und blickten von der Höhe dieser weltgeschichtlichen Mission verachtungsvoll herab auf die Niederungen alltäglichen Thuns und Treibens, auf das wirkliche, zumal auf das bürgerliche und öffentliche Leben.

In diese schwüle Atmosphäre des Schmachtens und Schwebens, des Schwelgens und Träumens war nun wie ein reinigendes Gewitter jene „gekrönte Realität" hineingefahren, wie so treffend Carlyle den großen Preußenkönig Friedrich II. nennt. Der hatte es verstanden, die Deutschen aus ihrer träumerischen Ruhe emporzurütteln; der hatte

zunächst sein eigenes Volk zu Thaten — und welchen Thaten! — erzogen und angefeuert, aber auch den übrigen deutschen Stämmen wenigstens den Sinn und das Interesse für Thaten wieder beigebracht. Sein Einfluß machte, daß auch die Gelehrten, die Philosophen selbst, sich mit Dingen des praktischen, des bisher von ihnen oft wegwerfend so genannten „gemeinen" Lebens beschäftigten. Consistorialräthe und höhere Geistliche hielten es nicht mehr unter ihrer Würde, sich mit der Statistik der Geburts- und der Sterbefälle, des Verkehrs und Verbrauchs der Bevölkerung abzugeben. Ein Mann wie Garve, von idealster Gesinnung und ganz mit dem Zuschnitt eines deutschen Gelehrten, legte den philosophischen Bart und Mantel ab, mischte sich unter das Volk, schrieb über das Leben des Bauern und übersetzte die Volkswirthschaftslehre von Adam Smith. Es darf vielleicht als der Beachtung nicht ganz unwerth erscheinen, daß Kant mit Garve, der auf dem eigentlich speculativen Gebiete weder ihm ebenbürtig war, noch auch nur seine Wege ging, ja, der seine Abneigung vor gewissen ihm zu abstract scheinenden Consequenzen des königsberger Philosophen gar nicht verhehlte, noch in seinen spätern Lebensjahren einen vertrauten Briefwechsel pflog und seine Sympathien ihm zuwendete.

Kant folgte jenem praktischen Impulse, welchen der große König gegeben hatte; aber er suchte in seiner Weise und von seinem Standpunkt aus, wie die empirische Forschung, so auch die praktische Thätigkeit für das Leben einerseits zu legitimiren, andererseits zu läutern und gleichsam zu idealisiren, indem er ihr die höchsten und erhabensten Zielpunkte anwies.

Die philosophische Formel, unter welcher er dies that, war bekanntlich jener von ihm so genannte „kategorische Imperativ" oder das strengste und unbedingteste Pflichtgebot.

Dieser schroffste Ausdruck der Pflicht, die, wie Kant selbst es aussprach, „nichts Einschmeichelndes hat", sondern nur Gehorsam fordert, erschien in seiner unerbittlichen Strenge manchen selbst der besten Zeitgenossen zu hart und der menschlichen Natur widerstreitend. Einer der wärmsten Verehrer Kant's, Schiller, persiflirte denselben in jener bekannten Xenie:

Gern zwar dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Darum wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Und der Philosoph Jacobi glaubte im Namen des Gefühls oder des Genius, als der höchsten souveränen Macht, gegen die Forderungen der bloßen nüchternen Pflicht protestiren zu müssen, indem er sagte: „Ich würde lügen, wie die sterbende Desdemona, ungehorsam sein wie Epaminondas u. s. w., und würde glauben, damit nur das Recht meiner göttlichen Natur zu üben."

Allerdings setzte hier Kant Extrem gegen Extrem, ähnlich wie etwa Luther, gegenüber der in Verderbniß ausgearteten Lehre des Katholicismus von den guten Werken, den Begriff der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben bis zur Einseitigkeit zuspitzte. Um jedoch die ganze sittlich reinigende Kraft und die tiefbegründete Nothwendigkeit jenes kategorischen Imperativs Kant's recht zu begreifen, muß man über die engen Grenzen bloßer philosophischer Schulsystematik hinausgehen und sich auf den breitern Boden allgemeiner culturgeschichtlicher Betrachtung versetzen, muß man sich vergegenwärtigen, wie seit mehr als einem Jahrhundert der Begriff der Pflicht in seiner vollen Stärke und Reinheit und in seinen Consequenzen für das Leben dem deutschen Volke, und gerade den tonangebenden Klassen der Gesellschaft, beinahe gänzlich abhanden gekommen war.

Die Fürsten hatten damit den Anfang gemacht. Sie hatten zuerst ihre Pflichten gegen das Reich und die Nation

vergessen und mit Füßen getreten, indem sie aus Ständen und „Säulen des Reichs“, was sie nach der Goldenen Bulle sein sollten, sich durch unnatürliche, vaterlandsverrätherische Bündnisse mit dem Auslande zu Feinden, Verkleinerern, ja Zerstörern des Reichs machten. Ebenso abtrünnig waren sie ihren Pflichten als Landesherren gegen ihre eigenen Völker geworden, indem sie an die Stelle der gemeinen Wohlfahrt und der Achtung vor dem Gesetz die nackteste Selbstsucht unter dem gleisnerischen Namen der ratio status oder raison d'état setzten, dieser Staatsraison, die sich bei ihnen (mittels einer zur Caricatur werdenden äffischen Nachahmung ihres bewunderten Vorbildes Ludwig's XIV.) bis zu dem berüchtigten „Der Staat bin ich“ zuspitzte. Sie hatten es dahin gebracht, daß auch die Beamten ihrer Mehrzahl nach sich nicht mehr wie ehedem als pflichtmäßige Vertreter des Volkswohls und Wahrer des Rechts, sondern nur noch als feile Diener und willenlose Werkzeuge fürstlicher Launen und Begierden betrachteten und geberdeten. Sie hatten mit ihrem Beispiel den Adel angesteckt, daß dieser, der eigenen Ehre und der angestammten Pflicht vergessend, nicht blos seine Unterthanen und das Volk überhaupt sowol selbst ausbeutete, als im Dienste der Fürsten ausbeuten half, sondern daß er auch seine Personen und seine Familien zu erniedrigender Dienstbarkeit für die Launen und Leidenschaften des allgebietenden Landesherrn preisgab. Selbst das Bürgerthum hatte sich dieser allgemeinen Verderbniß auf die Länge nicht zu entziehen vermocht. An die Stelle der alten deutschen Ehrbarkeit und Ehrenhaftigkeit dieses Standes war der leichtfertige französische Begriff der blos äußerlichen, conventionellen Ehre getreten, die sogenannte „Reputation“. Diese (wie sie ein Zeitgenosse in gerechter sittlicher Entrüstung nennt) „hundsföttische“ Reputation machte, daß, wie in den

höhern Ständen, so auch im Bürgerthum viele mehr darauf sahen, wofür sie von andern gehalten würden, als was sie wirklich wären, daß sie mehr Werth legten auf äußern Schimmer und Flimmer, als auf innere Realität und Solidität; daß sie, statt wie ihre Altvordern etwaigen Anmaßungen des Adels den Stolz des Bürgers entgegenzusetzen, und der eingerissenen ausländischen Frivolität das strenge Gesetz bürgerlicher Moral, vielmehr nur zu häufig pflicht- und ehrvergessen den Ton der sogenannten guten Gesellschaft, d. h. ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit, nachzuahmen sich beeiferten; daß Unsolidität in Handel und Wandel, daß ein leidenschaftliches Jagen nach raschem und leichtem Gewinn und oft ebenso raschem, leichtsinnigem Verbrauch von Reichthümern, eine übertriebene Mode- und Genußsucht, Völlerei und jede Art von Ausschweifungen nur zu häufige Erscheinungen auch in den bürgerlichen Kreisen waren, ja, daß selbst das Familienleben, dieses innerste und in Deutschland fast immer so hochgehaltene Heiligthum, vielfach seine veredelnde und beseligende Kraft verlor.

Schon lange hatten ernstere Geister gegen diese furchtbare sittliche Verderbniß und geistige Verflachung der Nation angekämpft. Der Pietismus in seiner ersten, lautern Gestalt, die Wolf'sche Philosophie, die Moralischen Wochenschriften, die Gellert'sche Poesie — alle hatten in dieser Richtung zu wirken versucht, und im einzelnen zum Theil nicht ohne Erfolg. Allein den Grundton des gesellschaftlichen Lebens zu ändern, dem allgemeinen Zeitgeiste wieder einen höhern Schwung und einen größern Ernst zu geben, den dem Volke abhanden gekommenen strengen Pflichtbegriff in seiner ganzen unnahbaren Hoheit wieder zum feststehenden, unverrückbaren Mittelpunkt alles Denkens und Thuns für Hohe und Niedere zu machen, das vermochten alle diese Bestre-

bungen nicht, darum nicht, weil sie nur einzelne Krankheitserscheinungen, einzelne Symptome des allgemein herrschenden gesellschaftlichen Uebels heilten, ohne die Quelle verstopfen zu können, aus welcher dieses Uebel immer von neuem hervorbrach. Mit andern Worten, weil die nationale und politische Misère, in welche das deutsche Volk versunken war, unverändert fortdauerte, weil es nach wie vor an jener allgemeinen sittlichen Ordnung fehlte, welche wie eine schützende Atmosphäre den einzelnen umgibt und ihn mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt auf dem rechten Wege sittlicher Zucht erhält, weil in den Kreisen, welche den andern mit dem Beispiel der Gesetzlichkeit hätten vorangehen sollen, fortwährend die größte Gesetzlosigkeit und die Verachtung aller höhern Interessen und aller sittlichen Principien obwaltete — deswegen konnten auch die bestgemeinten und eifrigst verfolgten Bestrebungen sittlicher Besserung nur palliativ und fragmentarisch, nicht durchgreifend und nachhaltig wirken. Ja die Apostel dieser Besserungsbestrebungen selbst sahen sich zum Theil genöthigt, um nur etwas zu erreichen, mit dem herrschenden Zeitgeiste und namentlich mit gewissen Prätensionen der höhern Stände zu pactiren, gegen gewisse Schwächen sich duldsam zu zeigen, einzelne Anläufe zum Bessern durch Schmeicheleien zu ermuthigen, genug, einer moralischen Casuistik zu huldigen, welche von der wahren Strenge und Würde der echten Moral oftmals ziemlich weit entfernt war. Das Höchste, wozu man es in diesen Kreisen in der Regel brachte, waren Stimmungen, gefühlvolle, tugendhafte, menschenfreundliche, hoch- oder weichherzige Stimmungen, die aber, wie alle solche mehr auf dunkeln Empfindungen als auf klaren und festen Grundsätzen ruhende Regungen des menschlichen Herzens, weder in ihrer Dauer noch hinsichtlich ihres Gegenstandes recht zuverlässig waren, sich häufiger in schönen, aber wohlfeilen

Worten als in thatkräftigen Handlungen äußerten, ja auch selten ganz frei waren von einem leisen Anstrich des Egoismus, der Selbstgefälligkeit oder der bloßen Befriedigung eines gewissen Triebes nach Erregung.

Stand es schon so bedenklich mit jenen Richtungen der Lebensanschauung, deren Grundgedanke entschieden ein ernster, auf die sittliche Veredlung und Vertiefung des Volksgeistes abzielender war, um wie viel größer war die Gefahr bei jenen andern, welche den Eudämonismus, den bloßen Lebensgenuß, das genio indulgere zum obersten Princip alles menschlichen Strebens, zu einem philosophischen oder ästhetischen Axiom erhoben. Und auch das geschah damals, geschah zum Theil durch bedeutende philosophische und ästhetische Autoritäten und in der verführerischsten Weise. Was ist z. B. der rothe Faden, der durch alle Dichtungen Wieland's aus der Periode, wo er erst eigentlich Einfluß gewann, hindurchgeht, wenn nicht jener von ihm selbst mit dem verschönernden Namen der Kalokagathie bezeichnete Drang nach sinnlich-geistigem Wohlbehagen, wenn nicht jener, wie Frau von Staël ganz richtig bemerkte, „zur Doctrin erhobene Epikuräismus"? Wohin anders weist uns jene Gefühlsphilosophie Jacobi's, wie sie in seinem „Allwill" zu Tage tritt, wenn dieser z. B. ausruft: „Genießen und leiden, das allein ist die Bestimmung des Menschen", wenn er sich selbst zuredet: „Laß alle Freuden der Natur in dir lebendig werden!" Und sind nicht die reizendsten und die erhabensten Dichtungen unserer classischen Periode, ein „Werther" und ein „Faust", Ausflüsse und Verherrlichungen eben jenes Triebes nach absoluter Selbstbefriedigung des Menschen durch möglichst starke und mannichfaltige Erregungen seiner sinnlich-geistigen Natur, jenes Triebes, der damals die ganze Zeit beherrschte?

Wie allverbreitet und beinahe unwiderstehlich der Einfluß

dieser eudämonistischen, auf bloße Glückseligkeit abzielenden Lebensauffassung war, davon haben wir zwei recht frappante Beispiele, eins an Kant selbst, das andere an seinem in Bezug auf den Ernst des Lebens ihm ähnlichsten Schüler, Fichte. Es ist von den Geschichtschreibern Kant's noch viel zu wenig auf den seltsamen Widerspruch hingedeutet worden, in welchem sich dieser Philosoph mit seinem eigenen obersten Grundsatze in der praktischen Philosophie befindet, wenn er die Tugend oder die strenge Pflichterfüllung zwar wol für das höchste und einzige Ziel der praktischen Vernunft, gleichwol aber nicht für ausreichend erklärt, um den Menschen seiner ganzen Bestimmung und der darin liegenden vollen Befriedigung theilhaftig zu machen. Das höchste Gut soll vielmehr nach Kant erst in einer Verschmelzung der Tugend mit der Glückseligkeit bestehen, und die Forderung der praktischen Vernunft, daß die Tugend (die doch nach den vorhergegangenen so entschiedenen Ausführungen Kant's ihren Antrieb und Lohn lediglich in sich selbst, nicht in etwas außer sich finden soll) gleichwol gewissermaßen gekrönt werden müsse auch durch äußeres Wohlbefinden — diese Forderung wird ihm zur Brücke zu der Annahme eines höhern Wesens als des Vermittlers zwischen jenen beiden an sich unvereinbaren Polen — in der That an dieser Stelle eines wahren Deus ex machina! Wie groß mußte die Macht jener eudämonistischen Zeitrichtung sein, wenn selbst ein Kant ihr ein solches Zugeständniß zu machen sich gedrungen fühlte! Erst Fichte hob diesen Dualismus auf, indem er nur die Befriedigung des Menschen durch sein eigenes pflichtmäßiges Handeln für die einzige echte, zugleich ausreichende Glückseligkeit erklärte. Wie sehr aber auch letzterer früher jener eudämonistischen Ansicht gehuldigt, ersehen wir aus einer Stelle seiner von seinem Sohne herausgegebenen Biographie, wo er (es war im Jahre 1790)

die in ihm durch das Studium der praktischen Philosophie Kant's entstandene gründliche Sinnesänderung schildert. Er sagt dort: „Jetzt bin ich überzeugt, daß der menschliche Wille frei, und daß nicht Glückseligkeit der Zweck unsers Daseins sei, sondern Glückswürdigkeit", indem er weiter hinzusetzt: „Es ist mir sehr einleuchtend, das aus dem angenommenen Satze der Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen sehr schädliche Folgen für die Gesellschaft fließen, daß das Sittenverderben der sogenannten höhern Stände großentheils aus dieser Quelle entsteht, und daß es ganz andere Gründe hat, als die Unschädlichkeit oder gar Nützlichkeit dieses Satzes, wenn jemand, der ihn annimmt, sich von diesem Verderben rein erhält. Ich bin ferner sehr überzeugt, daß hienieden nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und Mühe ist, und daß jede Freude weiter nichts, als Stärkung zu weiterer Mühe sein soll. Dieser Ueberzeugung danke ich die tiefe Seelenruhe, welche ich genieße." Aus der starken Empfindung der Befriedigung, womit Fichte auf den errungenen Sieg über die eudämonistische Lebensanschauung zurückblickt, läßt sich nach dem Gesetze des Gegensatzes schließen, wie stark der Eindruck dieser Lebensanschauung bei ihm gewesen sein muß, dem er, wie er selbst eingesteht, eine Zeit lang unterlegen hatte.

Vergegenwärtigen wir uns solchergestalt die Physiognomie jener Zeit, die an ernstern Grundsätzen und an höhern Strebenszielen so sehr Mangel litt, und für welche so häufig die ganze Bestimmung des Menschen sich in einer leiblichen Gestaltung seiner Glücksumstände, in einem Schwelgen in angenehmen Empfindungen oder einem Schönthun mit dem eigenen Ich zusammenfaßte, so begreifen wir auch den in so vielen Erscheinungen der damaligen Zeit sich ausprägenden Charakter der Unwahrheit, des absichtlichen

oder unwillkürlichen Strebens, sich selbst und andere zu täuschen. Mögen wir es auch zu hart finden, wenn der englische Geschichtschreiber Carlyle das ganze vorige Jahrhundert „eine einzige große Lüge“ nennt, so müssen wir doch bekennen, daß dieser Ausspruch nicht aller Wahrheit entbehrt. Wenn wir die Tagebuchblätter Lavater's mit ihren bisweilen fast widerwärtigen Selbstabspiegelungen (um so widerwärtiger, als sie den Schein größter Naivetät und Wahrhaftigkeit an der Stirn tragen), wenn wir die freundschaftlichen Correspondenzen von Männern wie Gellert oder Gleim mit ihren nur zu häufig, um nicht zu sagen gemachten, doch jedenfalls künstlich forcirten und überreizten Empfindungen, wenn wir, um noch concretere Beispiele zu nehmen, die Heirathsgeschichte Semler's (in dessen Selbstbiographie), der einem bis dahin von ihm völlig unbeachtet gebliebenen Mädchen plötzlich einen Heirathsantrag macht, weil er zu seiner Einrichtung als Professor Geld braucht, auch ganz naiv diesen Grund seines Handelns bekennt, gleich darauf aber wieder sich stellt, als habe er dabei blos einer göttlichen Fügung zu gehorchen geglaubt, wenn wir die offenen oder halbverstohlenen Eingeständnisse selbst der bedeutendsten Publicisten jener Zeit lesen, aus denen hervorgeht, wie sehr sie sich in die Umstände schickten und bisweilen sogar aus Schwarz Weiß machten, nur um ihren Einfluß auf gewisse Kreise nicht einzubüßen, — wenn wir Dieses und Aehnliches uns ins Gedächtniß rufen (ganz abgesehen von der damals auf den höchsten Grad getriebenen Unnatur und Lüge der conventionellen Umgangsformen, der Erziehung der Jugend für diese u. s. w.), so erhalten wir allerdings ein erschreckendes Bild von der Charakterlosigkeit und dem völligen Mangel innerer Wahrheit und Realität, woran die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts krankte.

Es darf daher nicht auffallen, wenn Kant dieser Unwahr-

haftigkeit seiner Zeit (die er an mehrern Stellen seiner Schriften für die angewandte praktische Philosophie auf das entschiedenste rügt und bloßlegt) das Gebot der Wahrhaftigkeit in ebenso schroffer und bisweilen fast übertriebener Weise entgegenhielt, wie der Verweichlichung seiner Zeit das der strengen Selbstverleugnung oder Pflichterfüllung. Vielleicht ging er und ging noch mehr sein Schüler Fichte darin bisweilen zu weit, namentlich insofern, als beide den Accent zu einseitig auf die blos äußerliche, formelle Wahrheit legten, auch nicht unterschieden, ob im gegebenen Falle eine wirkliche Verpflichtung zur Erfüllung dieser Form vorhanden sei oder nicht. So wenn Kant sagt: „Er würde einem, der mit bloßem Degen einen andern verfolgte und ihn um dessen Versteck befragte, die Wahrheit nicht vorenthalten", oder wenn Fichte äußert: „Er würde einem Fieberkranken, der ihn fragte, ob er sterben müsse, dies, wenn dem so wäre, bejahen, auch wenn er wüßte, daß die Wahrheit seinen Tod beschleunigte." Abgesehen von solchen Uebertreibungen und Veräußerlichungen des Princips, war diese strenge Betonung der Pflicht der Wahrhaftigkeit und dieser entschiedene Bruch mit aller Heuchelei, allem unsoliden Scheinwesen, aller conventionellen Lüge, ja auch allem empfindsam aufgeputzten Schönthun der Eitelkeit, ein höchst bedeutsamer Fortschritt zu einer gesundern moralischen und socialen Lebensanschauung.

Wir thun indeß dem großen königsberger Weisen schwerlich unrecht, wenn wir behaupten, daß er auch diesen so kühnen Schritt vielleicht nicht mit derselben Entschlossenheit, keinesfalls mit demselben Erfolg gethan haben würde, wäre ihm nicht von gewichtiger Seite darin vorgearbeitet und der Weg gebahnt gewesen. Eine so große und so allgemeine Verkümmerung des sittlichen Bewußtseins, wie sie damals in Deutschland herrschte, veranlaßt wie sie war durch eine

Misbildung aller öffentlichen Verhältnisse und durch das von oben her gegebene schlimme Beispiel, hatte eine gründliche Abhülfe nur von eben dem Punkte aus zu erwarten, von woher das Uebel geflossen war. Die allgemeinen Verhältnisse mußten wieder geordnetere, sittlichere, auf solidern Grundlagen ruhende werden, wenn es möglich sein sollte, auch dem Denken und Thun des einzelnen in andauernder und zuverlässiger Weise einen größern sittlichen Halt und Ernst zu verleihen. Eine solche Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse aber war in jener Zeit, und zumal in Deutschland, wo der Einfluß von oben her alles, die Selbstthätigkeit des Volks gleich Null war, nur von einem starken und festen Willen in bevorzugter Lebensstellung zu erwarten.

Und so werden wir auch hier wieder auf Friedrich II. und seine ausschlaggebende Wirksamkeit für das ganze Culturleben seiner Zeit hingewiesen. Bei ihm zuerst finden wir wieder statt der launischen Willkür (jenes berüchtigten Tel est notre plaisir, welches das Gros der deutschen Fürsten nur zu eifrig ihrem französischen Vorbilde abgelauscht hatte) feste Maximen des Handelns — schon bei dem königlichen Jüngling, als er nur noch sich selbst zu regieren hatte, vollends aber seit der Zeit, wo er als Regent des Staats sich für dessen Größe verantwortlich wußte. Wir finden bei ihm eine Hingebung für das Allgemeine, einen pflichtmäßigen Eifer für das Wohl des ihm anvertrauten Volks, welche merkwürdig contrastiren mit jener Selbstvergötterung und jener Genußsucht des gemeinen Schlages von Fürsten, die ihre Völker nur als melkende Kühe oder, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, als „Schafheerden" betrachteten, „die zu scheren ihr unbestreitbares göttliches Recht sei". Die Bezeichnung eines „ersten Beamten" oder eines „Dieners des Staats", welche Friedrich der Große sich selbst beilegte, und welche den schärfsten Gegensatz bildete zu dem

Motto der meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen: „Der Staat bin ich", — sie war bei ihm keine bloße Phrase, sondern die wirkliche Grundlage aller seiner Handlungen. Es war ihm voller Ernst, wenn er sofort bei seiner Thronbesteigung allen, selbst den nicht blos sehr unschuldigen, sondern geistveredelnden Vergnügungen, denen er als Kronprinz in seiner Zurückgezogenheit in Rheinsberg gehuldigt hatte, für eine Zeit lang gänzlich entsagte, nur um sich ausschließlich seinem hohen Regentenberufe zu widmen, wenn er seine muntere Tafelrunde mit den Worten auflöste: „Die Possen haben nun ein Ende", wenn er dem Versemachen, der Musik, ja selbst dem regelmäßigen Briefwechsel mit seinem von ihm wie ein Gott verehrten Voltaire den Rücken wendete, um „fortan keinem andern Gott zu dienen als seinem geliebten Volke". In ihm sah man wirklich jenen strengen Pflichtbegriff, wie Kant ihn theoretisch formulirte, in gewissem Sinne praktisch verkörpert, nicht blos insofern, als er, um den Anforderungen seines Regentenberufs vollkommen zu genügen, das pünktlichst geregelte, mäßigste, arbeitsamste Leben führte, mit größter Gewissenhaftigkeit, soweit er nur konnte, alles im Staate selbst anordnete und überwachte, jede Beschwerde und Bitte, auch des Aermsten, selbst annahm, prüfte und erledigte, sondern weit mehr noch darin, daß er aus freien Stücken, ohne irgendeine äußere Nöthigung oder auch nur Anregung, seinen eigenen selbstherrlichen Willen der strengen Regel des Gesetzes unterwarf, seinen Vortheil dem Gemeinwohl nachsetzte, daß er gleich beim Antritt seiner Regierung seinen Ministern befahl, „allezeit ebenso wol auf das Beste des Landes als auf das seinige, ja in Collisionsfällen unbedingt zuerst auf jenes zu sehen", daß er die Gerichte in der allerbestimmtesten Weise anwies, „nur nach Gesetz und Recht zu entscheiden, Verordnungen aber, welche dagegen

verstießen, auch wenn sie von ihm selbst kämen, als für sie unverbindliche und erschlichene zu betrachten“, und daß er gegen diese sich selbst auferlegte Entsagung zwar wol in einzelnen Fällen aus wohlmeinender, wennschon fehlgreifender Absicht (um das nach seiner Meinung von den Gerichten nicht genug geschützte gleiche Recht für alle zu wahren), aber auch nicht ein einziges mal in seinem eigenen Interesse oder aus launischer Despotenwillkür verstieß.

Dieses pflichtstrenge Walten eines so mächtigen, zugleich wegen seiner andern Regententugenden sowie seiner kriegerischen Großthaten in ganz Europa so hochgefeierten Fürsten übte einen merkwürdigen Einfluß theils auf sein eigenes Volk, theils auf seine Mitfürsten und auf die allgemeine Denkungsart seiner Zeit. Manche wirklich besser gesinnte unter seinen fürstlichen Zeitgenossen ahmten ihm ernstlich nach in der Führung eines wohlwollenden, sorgsamen, gerechten und sparsamen Regiments (so vor allem der edle Joseph II., so Friedrich August von Sachsen, Friedrich von Baden, Franz von Dessau, Karl Ludwig, Bischof von Bamberg u. a. m.); ja selbst ein so launenhafter, genußsüchtiger und despotischer Regent wie Karl Eugen von Würtemberg konnte der Macht jenes Beispiels sich nicht entziehen und versuchte wenigstens, das öffentlich abgelegte Gelübde: „künftig nur dem Wohle seines Volks zu leben“, wirklich zu halten, wenn es ihm auch nicht immer gelang.

Im eigenen Lande war die Wirkung der Regierungsmaximen und des persönlichen Beispiels des großen Königs unverkennbar. Die preußischen Beamten zeichneten sich nicht blos durch äußerliche Pünktlichkeit und Geschäftseifer, sondern auch durch strenge Gewissenhaftigkeit und eine höhere Auffassung ihrer Berufspflichten vor allen andern, insbesondere den süddeutschen, vortheilhaft aus. Das ganze

Volk bekam etwas Straffes und Männliches, was anderwärts in jener Zeit oft nur zu sehr vermißt wurde. Schon unter dem Vater Friedrich's des Großen hatte eine harte militärische Dressur, die sich vielfach auch in die bürgerliche Verwaltung übertrug, dem preußischen Volke eine gewisse Nüchternheit und Mäßigkeit aufgeprägt. Jetzt ward, was damals nur Sache des blinden Gehorsams und des äußern Zwanges gewesen, zu einem veredelten Ausfluß bewußter Selbstthätigkeit der einzelnen und nacheifernder Bewunderung des königlichen Vorbildes.

Kant selbst war von jenem Zuge militärischer Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, der durch das ganze preußische Volk ging, schon frühzeitig ergriffen worden und hatte seine äußern Lebensgewohnheiten gänzlich auf diesen Fuß eingerichtet. Seine Tagesordnung war auf das allerpünktlichste geregelt, und er gestattete sich keine Abweichungen davon. Jeden Morgen zu ganz bestimmter früher Stunde ließ er sich von seinem Diener wecken, und dieser, der 30 Jahre lang in Kant's Dienst gestanden, mußte ihm einmal öffentlich bezeugen, daß er während dieses ganzen langen Zeitraums nicht einmal, außer in Fällen wirklicher Krankheit, gesäumt habe, dieser Aufforderung sofort Folge zu leisten.

Daher war denn auch die Moral Kant's nicht, wie die Gellert's, eine bloße Moral der Stimmungen, oder, wie die der Gefühls- und Genialitätsphilosophen, eine Moral der Eingebungen oder der bloßen Anläufe, sondern eine Moral der strengen, unerschütterlichen Maximen, der festen, selbstbewußten Grundsätze — ganz ähnlich dem, was im Politischen die Handlungs- und Regierungsweise des von Kant persönlich so hochverehrten Königs war.

Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als ob eine Philosophie, welche jede sinnliche Triebfeder des Handelns, selbst die wohlwollende Neigung und das begeisterungsvolle

moralische Gefühl, schlechthin ausschließt und den Menschen nur auf die ideale Erhabenheit seines nichtsinnlichen Wesens verweist, als ob eine solche Philosophie schließlich kaum zu etwas anderm führen könne als zu einer ascetisch-mystischen Losreißung des Menschen von der ganzen Sinnenwelt, ihren Interessen und ihren Bedürfnissen. Allein vor dieser Einseitigkeit bewahrte unsern Weisen eben jener culturgeschichtliche Zusammenhang seiner Philosophie mit dem lebensvollsten Inhalte seiner Zeit und seines Volkes. Seine Moral, wie ideal sie auch sich darstellt, ist doch von Haus aus eine durchaus sociale, eine solche, die den Menschen nicht als Einzelwesen, auch nicht als ideales Einzelwesen, vielmehr immer als gesellschaftliches Wesen, als ζῶον πολιτικὸν, als Theil eines größern Ganzen betrachtet, dem er mit allen seinen Kräften angehört. Darum entwickelt und erweitert seine Sittenlehre sich gleichsam von selbst und mit innerer Nothwendigkeit zur Rechtslehre, als ihrer natürlichen Ergänzung und Vollendung, weiter dann zur Staatslehre, noch weiter zur Lehre von den allgemeinmenschlichen, socialen und culturschaffenden Verhältnissen. Nicht die Thätigkeit in der Sinnenwelt und für die Sinnenwelt ist es, was Kant bekämpft (wie dies die alte ascetische Moral und zum großen Theil auch der Pietismus that), nein, es ist lediglich jene gemeinsinnliche, egoistische, engherzige Lebensauffassung, die sich bisweilen sogar mit sehr erhabenen und idealen Namen schmückt, jene Auffassung, die alles nur auf das Individuum als solches bezieht und darüber die höhern Pflichten gegen die Allgemeinheit vergißt — sie ist es, der Kant die unerbittliche Strenge seines kategorischen Imperativs entgegensetzt.

Höchst bezeichnend sind in dieser Hinsicht die praktischen Formeln, in welchen Kant das allgemeine, gleichsam abstracte Princip seiner Moral ausprägt, um dasselbe für den

einzelnen, concreten Fall des Handelns anwendbar und sozusagen geläufig zu machen. Die eine dieser Formeln lautet: „Handle so, daß die Regel deines Handelns allgemeines Gesetz des Handelns für alle Menschen werden könnte.“ Das ist, aus dem Philosophischen ins Praktische übersetzt, das Princip vollkommener (wie wir heute sagen würden, demokratischer) Gleichheit vor dem Gesetz, das Princip einer für alle gemeingültigen bürgerlichen Moral, der directe Gegensatz zu jener verkünstelten und verkehrten Lebensanschauung, die zu Kant's Zeiten noch immer weithin herrschend war, jener aristokratischen Anmaßung nicht blos der bevorzugten Stände, die sich alles erlaubt wähnten und gerade darin ihr angeborenes Vorrecht vor dem gemeinen Volk, der Canaille, erblickten, sondern auch der ebenso bedenklichen Aristokratie der starken Geister und der schönen Seelen, welche in ihrem genialen Drange oder ihrer oftmals verzärtelten Empfindsamkeit ein ähnliches Privilegium exceptioneller und casuistischer Lebensführung zu haben vermeinten. Hier haben wir die philosophische Verallgemeinerung und Bekräftigung der durch Friedrich den Großen im bürgerlich-politischen Leben wiederhergestellten und mit so strenger Consequenz festgehaltenen Gleichheit vor dem Gesetz, welche auch den Hochgeborenen (bei aller sonstigen Werthschätzung des Adels, als eines Standes „besonderer Ehre“, wie sie Friedrich II. hegte), dennoch für nichts ansah, wenn er des persönlichen Verdienstes entbehrte, das allein auch in Friedrich's Augen diesen Vorzug der Geburt legitimirte, und welche auch den Geringsten mit starker Hand schützte gegen jegliches Unrecht, das ein Höhergestellter ihm zuzufügen etwa geneigt sein mochte.

Eine zweite praktische Formel Kant's heißt: „Frage dich, ob du Mitglied eines Gemeinwesens sein möchtest, in welchem deine Regel des Handelns als allgemeines Gesetz gälte.“

Hier ist eine bestimmte, deutliche Hinweisung des Einzelnen auf eine Gemeinschaft, der er angehört, der er als dienendes Glied sich einordnen, deren Gesetze er als die seinigen anerkennen und aus freiem moralischen Antriebe befolgen soll, eine Hinweisung über die engen Grenzen der bloßen Individualität mit ihren beschränkten Beziehungen und ihren blos egoistischen Neigungen auf ein großes Ganzes, auf den Staat, die Nation, die Gesellschaft, die Menschheit.

Umgekehrt denkt sich Kant dieses Ganze (also zunächst den Staat) nach solchen Gesetzen eingerichtet, denen der einzelne mit vollster, freiester Ueberzeugung sich unterordnen kann. Kant war kein Liberaler oder Demokrat im heutigen Sinne des Worts, er war seiner ganzen Richtung nach überwiegend Monarchist, er wollte eine starke Staatsgewalt, der sich alle unterwerfen müßten, aber eine solche, die nach strengen Gesetzen, nicht nach Willkür schalte und walte. Wenn er bisweilen von „republikanischer" Verfassung spricht, so meint er damit nur diese für alle gleiche und selbst dem Staatsoberhaupte unantastbare Rechtsordnung, die unwiderstehliche Gewalt des in einer gerechten und aufgeklärten Regierung verkörperten Gesetzes. Die feinern, complicirtern Formen und Bürgschaften des constitutionellen Gemeinwesens, welche die neuere Zeit auch in Deutschland allmählich zur Entwickelung gebracht hat, welche man damals aber hier noch nicht kannte, waren auch ihm fremd, und der gewaltsame Durchbruch zu solchen, wie er eben damals in Frankreich auf dem Wege der Revolution versucht ward, obschon er in seinen ersten, idealen Anläufen unsern Philosophen begeisterte und mit großen Hoffnungen für den ganzen Fortschritt der Menschheit erfüllte, schreckte ihn doch bald zurück durch die nachfolgenden blutigen Katastrophen und die Ausschweifungen, in die er verfiel. Allein der Rechtsstaat, wenn auch in despotischer Form — wie er

durch Friedrich's aufgeklärten Despotismus für Preußen erreicht und dem übrigen Deutschland als Muster vorgehalten erschien — das war und blieb Kant's philosophisches Ideal; ausreichende Bürgschaften dafür erblickte er in der vollen „Publicität", der vollen Verantwortlichkeit aller Regierungshandlungen vor der Oeffentlichkeit und der freien Kritik des Volks.

Wenn aber Kant sich solchergestalt das Individuum aufgenommen dachte in das politische Gemeinwesen eines gesetzlich geordneten Staats, die Privatthätigkeit erweitert und geläutert zu einer freisittlichen Thätigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft und für diese, so durchbrach er auch wieder die engen Schranken des einzelnen Staats und des einzelnen Volksthums, um zu den höhern Zielen allgemeinmenschlicher, kosmopolitischer Gemeinschaft und Gegenseitigkeit zu gelangen. Und zwar nicht in jenem einseitigen, idealistischen Sinne eines verachtungsvollen Ueberspringens der einzelnen politischen und nationalen Interessen, wie es zum großen Theil unsere Dichter der damaligen Zeit und gerade die bedeutendsten thaten, sondern in ganz naturgemäßem Fortschritt von dem Engern zum Weitern, ohne das eine über dem andern aufzugeben. Seine Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit, seine Gedanken vom ewigen Frieden sind keine ideologischen Träumereien, keine abstracten und willkürlichen Schematisirungen, sie stehen vielmehr auf dem festen Boden der Realität, sie entwickeln sich nach den natürlichen Gesetzen culturgeschichtlichen Fortschritts. Der allgemeine, Länder und Völker verbindende Verkehr, dieser scheinbar so materielle und darum von den Philosophen oft so gering geachtete, dennoch so geistige und so segensreich wirkende Factor menschlicher Culturentwickelung — dieser Verkehr, dessen bedeutsame Wirkungen täglich vor Augen zu sehen Kant als scharfsinniger und unbefangener Beobachter

der Außenwelt in seinem Königsberg (über dessen Umkreis er nie hinauskam) so vielfache Gelegenheit hatte — das war für ihn die gewaltige culturschaffende und culturfördernde Macht, von welcher er die ergiebigste Ausbildung aller Kräfte der Menschheit, der geistigen wie der materiellen, erwartete, das war ihm zugleich der große Friedensstifter, von dem er sich weit mehr als von philosophischen und theologischen Declamationen die allmähliche Zurückdrängung aller Gewaltthat und alles Unrechts unter den Völkern, dagegen die Entzündung eines wohlthätigen Wetteifers aller Kräfte und die Förderung jeder Art von Bildung versprach. Mit Recht mochte daher ein Schüler Kant's, Ehrhard, als den durchgehenden Grundzug der Kant'schen Philosophie „das Streben nach Entwickelung der Menschheit" bezeichnen.

Es begreift sich, wie diese Philosophie, welche so ideal und doch zugleich auf die volle Realität des Lebens gerichtet war, welche die Selbstgenügsamkeit des einzelnen Ich in seiner vornehmen Abgeschlossenheit, seinem behaglichen oder auch genialen Sichgehenlassen mit so unerbittlicher Strenge zerstörte, aber im selben Augenblick für diesen Verlust durch den bessern Gewinn einer dem strebenden Geist erschlossenen Thätigkeit nach den höchsten Zielen menschlicher Culturentwickelung reichlich entschädigte, wie diese Philosophie ebenso erschütternd als erhebend auf die Zeitgenossen wirken mußte. Wir haben dafür sprechende Zeugnisse von vielen der bedeutendsten Männer, welche durch den persönlichen Umgang oder durch die Schriften Kant's sich in ihrem innersten Wesen ergriffen und in eine gewaltige Gärung ihres ganzen Gemüthslebens versetzt fanden, so unter andern von seinem würdigsten Schüler Fichte, so von einem gleich Würdigen, der in der Jugend Kant's begeisterter Jünger, wenn auch im spätern Leben ein Gegner seiner Philosophie war, J. G. Herder.

Aber nicht blos auf einzelne war die Lehre Kant's von durchgreifendstem Einfluß, sondern sie erfaßte mit ihren gewaltigen Eindrücken eine ganze kommende Generation. Allerdings ebenfalls unter Hinzutritt wesentlich mitwirkender allgemeiner Ereignisse. Schon die Französische Revolution, jenes furchtbare Gericht, welches über die Ungerechtigkeit, den Uebermuth und Leichtsinn der herrschenden Klassen gehalten ward, mahnte die Zeitgenossen in allen Ländern zu einem ernsten Einblick in sich selbst. Ungleich mehr noch trat dem deutschen Volk dieser Ernst der Zeit nahe, als zuerst das durch den Egoismus der Fürsten, die Leichtfertigkeit seiner höhern Stände und die Schlaffheit der bürgerlichen Klassen schon lange in seinem tiefsten Innern zerrüttete Deutsche Reich in Trümmer ging, und als bald darauf auch der Staat Friedrich's des Großen, dessen Geist leider wenigstens aus den obern Regionen desselben wieder entwichen war, an den Rand des Verderbens gerieth.

Es war wol nicht zufällig, daß einer der ersten und entschlossensten Anläufe zur Wiedererhebung Preußens und Deutschlands durch die eigene sittliche Kraft des Volks, zu der Läuterung und Beschwingung dieser Kraft, daß der „Tugendbund" [1]) von Königsberg ausging, also von der Stätte, wo Kant so lange gelebt und gewirkt hatte, und daß an seiner Spitze Männer standen, wie Schön, einer der begeistertsten Anhänger, und Krug, der Nachfolger Kant's auf seinem philosophischen Lehrstuhl, während ungefähr zu derselben Zeit Kant's größter Schüler, Fichte, mit seltenem Mannesmuth mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin seine feurigen Reden an die deutsche Nation hielt — jene Reden, in denen er die erhabenen Ideen seines Meisters gleichsam in Fleisch und Blut verwandelte, die Verflachung der Zeit in äußerm Tand geiselte und die Nation zu einer geistigen, sittlichen und politischen Wiedergeburt durch die

Energie innerer Selbstbestimmung und Selbstverleugnung aufrief. Auch von den andern tapfern und patriotischen Männern, welche alles daransetzten, die Befreiung des Vaterlandes und seine nationale Neugeburt theils durch Wort und Schrift vorzubereiten, theils durch Thaten und Opfer durchzuführen, waren viele unter den Einflüssen der praktischen Philosophie Kant's aufgewachsen und gebildet. Wenn man daher wol öfters das Verdienst der sittlichen Wiederkräftigung und der dadurch ermöglichten politischen Wiedererhebung des deutschen Volks der schönen Literatur, die am Ende des vorigen Jahrhunderts ihren classischen Höhepunkt erreichte, beimißt, so dürfte einen noch größern Antheil daran jedenfalls die Kant'sche Philosophie mit Recht beanspruchen. Und wenn die auf Kant gefolgten Philosophenschulen, die den menschlichen Geist abermals auf die steilsten Höhen schwindelerregender Speculationen zu entführen, oder Gefühl und Phantasie in schwärmerisch mystische Verzückungen zu versetzen versuchten, bereits wieder verblaßt sind vor dem nüchternen Ernst und Realismus einer Zeit, welche ihre höchsten Aufgaben in der rastlosen Durchforschung und immer weitern Bewältigung der Natur, sowie in der Erkenntniß und der praktischen Ausführung der Gesetze menschlicher Culturentwickelung findet, so tritt dagegen die Kant'sche Philosophie immer und immer von neuem, und nur noch bedeutsamer, in den Vordergrund, sie mit ihren zwar unscheinbarern, aber solidern Resultaten, mit ihren weisen Mahnungen zur Selbstbeschränkung und zur Beschäftigung mit der Wirklichkeit, endlich mit jenen großen, unvergänglichen sittlichen Principien, welche die allein sichern Grundlagen alles echten und nachhaltigen Culturfortschritts sind, den Principien der Wahrhaftigkeit, der Selbsttreue und der Charakterfestigkeit.

Anmerkung.

1) Daß es ein Kant'scher Geist war, der den Tugendbund ins Leben rief und beseelte, dafür gibt z. B. die „Eröffnungsrede des Professors Ensemann am 7. Mai 1808" Zeugniß, welche gleich so anhebt: „Der Mensch soll frei sein. Diese Wahrheit ist der innerste Pulsschlag seines Herzens. Er soll nicht warten, bis das Gute, wonach ihn bangt, von außen zu ihm komme, sondern er soll es von sich ausgehen lassen. Sie und alle Welt sehen, wie es mit der Welt steht, wie alles so sehr im Schlimmen liegt. Wollen wir eine Aenderung von der gewaltsamen Natur erwarten, so vergessen wir, daß wir in der Kette der Natur selbst Glieder sind, und daß unsere Erwartungen auf jeden von uns selbst zurückkehren; und will ein jeder mit dem Zutritt seiner Kräfte zur guten Sache erst abwarten, bis ein anderer den Anfang mache, so wird kein Anfang sein. Ein jeder muß glauben, daß es von ihm ausgehen müsse; dann geht es gewiß aus und bekommt seinen Schwung. Man nennt den Menschen schwach. Allein seine Stärke ist, wie Simson's Stärke in den Haaren, in seinem Kopfe; er darf nur wissen und glauben, daß er etwas könne, so kann er da, wo er im Reiche der Freiheit steht, sicher alles ... Unser Verein ist nicht schwärmerisch religiös, daß wir ein Lächeln über ihn im Volke befürchten dürften, er ist nicht politisch, daß wir die Gegenmacht der Großen befürchten dürften, sondern er ist moralisch." Ebenso finden sich unerkennbare Spuren Kant'scher Gedanken und Ausdrücke in dem „Schreiben der fünf Geschäftsträger des Vereins an den Oberfinanzrath von Klewitz, vom 5. Mai 1808",

z. B. in Stellen wie folgende: „Es ist schon in der blinden Natur ein Gesetz, daß der Körper sich in seinen Gliedern zusammenfasse und in einem Kraftbund ergreife, wenn ein Sturm auf ihn einstößt. Wie sollte, da die stumme Natur mit ihrer Schwester, der redenden, seelischen Natur, von Einem Herrn und Vater ist, zu Einem Ziele führt und an Einer Hand des Schicksals einhergeht, dieses Gesetz nicht auch in Seelen sein, die von sich wissen und im Wissen von sich Freiheit haben, ihre Punkte der Thätigkeit sich selbst zu stecken? Es gehört sehr viel dazu, sich in seiner Kraft zu fühlen, wenn man im Glücke schwelgt, denn hier ist der Geist des Menschen ausgelassen von seinem innigsten Kraftpunkte und — daß ich so sage — in die Peripherie verloren. Aber es ist eine kleine Kunst, sich zusammenzunehmen und einen starken Sinn zu fassen, wenn man in der Presse des Unglücks ist, weil eben das Unglück mit seinen Gefahren uns zu uns selbst hinein und zum Gefühle der Freiheit drückt ... Sollten wir einen starken Sinn für Freiheit und für Würde erfassen, so mußte eben eine solche Zeit, als jetzt auf uns liegt, kommen; denn nun behauptet die Besinnung ihren hohen Platz und nimmt die Zügel der Regierung über uns in ihre Hände ... Es ist Zeit, den Menschen an der Wurzel zu ergreifen und seinen Wuchs zu leiten. Die Zurechtknetung der Schale hilft nichts am Menschen, wenn es mit seiner innern, moralischen Stimmung nicht aufs Feste gekommen ist."

König Jakob II. und Anna Hyde.

Von

Friedrich von Raumer.

Eduard Hyde (später Graf von Clarendon und Kanzler von England), geboren den 18. Febr. 1608, w— einer der tüchtigsten und treuesten Diener König Karl's I. von England. Nach dessen Hinrichtung blieb er während einer zwölfjährigen Verbannung der stete Gefährte und Rathgeber seiner Söhne, der nachmaligen Könige Karl II. und Jakob II. Welche Leiden, Täuschungen, Hoffnungen, vergebliche Anstrengungen während jener Jahre; endlich im Jahre 1660 die Herstellung des Königthums in England. Alle frühern, zum Theil gerechten Beschwerden wider dasselbe waren in diesem Augenblick ganz vergessen; man gedachte nur der Leiden, Ungerechtigkeiten und Verbrechen, welche zur Zeit der Republik und Cromwell's stattgefunden hatten. Die maßlose Begeisterung für Karl II. setzte diesen selbst in Erstaunen, und auch Hyde (obgleich schärfern und umfassendern Blicks) sah doch im Anfange mehr das glänzende Licht als die seitwärts auftauchenden Schatten; er hielt die Bahn für geebneter als sie war. Es blieb unmöglich, allen Ansprüchen und Hoffnungen zu genügen, welche wahre oder erheuchelte Königsfreunde hegten, den Haß und Argwohn der besiegten und zum Theil bestraften Republikaner zu beseitigen, die gesteigerten Lasten zu vermindern, die fana-

tischen Religionsparteien zu versöhnen, Habsucht auszurotten, Verschwendung zu hemmen, die auswärtigen Verhältnisse zu ordnen u. s. w.

Ein großer König wäre aller dieser Schwierigkeiten wol Herr geworden; aber einige untergeordnete, gesellige Talente abgerechnet, war König Karl's Privatleben unwürdig, seine innere Regierungsweise, seine Abhängigkeit von Ludwig XIV. verdammlich. Hyde, durch Geist, Kenntnisse und Redlichkeit ausgezeichnet, wirkte (besonders in den ersten Jahren) sehr heilsam; doch war er nicht frei von den damals allgemein herrschenden religiösen Vorurtheilen, und es ward ihm (wie allen Ausgewanderten) schwer, die während ihrer Abwesenheit eingetretene Veränderung der Sinnesart und die nicht hinwegzuschaffenden Thatsachen zu begreifen und sich mit ihnen zu verständigen.

Bei diesen Verhältnissen sah sich der Kanzler mit vielen, oft unangenehmen Arbeiten überhäuft, fand indessen Trost und Erholung in seiner Familie. Von seiner zweiten Frau, einer Tochter des Baronets Aylesbury, hatte er mehrere Kinder, darunter eine von ihm vorzugsweise geliebte Tochter, Anna. Sie war gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und heitere Anmuth, und hatte auch deshalb am Hofe der Prinzessin von Oranien großen Beifall gefunden. Ihr Vater, eifrig besorgt, das Lebensglück seiner ältesten, geliebtesten Tochter zu begründen, glaubte für sie einen sehr würdigen Bräutigam aufgefunden zu haben und ließ sie aus den Niederlanden, wo sie die Stelle einer Hofdame bekleidete, nach England kommen, um das Nähere mit ihr zu verabreden. Daß sie sich nicht übereilte, dem Plane ihres Vaters beizustimmen, mochte er, gleichwie jeder, natürlich finden; doch konnte ihres Benehmens halber die Vermuthung nicht ausbleiben, daß irgendetwas ihr Herz sehr bedrücke. Keiner wußte was es sei, keiner hielt es für sehr erheblich, jed

glaubte, allmählich werde Anna's frühere Heiterkeit zurückkehren.

Da geschah plötzlich das Unerwartetste, Unglaublichste. Jakob, der Herzog von York, ging zu seinem Bruder, dem Könige, und erklärte, seit längerer Zeit stehe er in den genauesten Verhältnissen zu Anna Hyde, liebe sie unaussprechlich, könne sie am wenigsten in ihrem jetzigen Zustande verlassen und bitte den König zu genehmigen, daß er sie heirathe. Als dieser einige Bedenken erhob, fuhr Jakob fort: „Im Fall Ew. Majestät die Einwilligung verweigern, werde ich sogleich das Königreich verlassen und gezwungen sein, in fremden Ländern zu leben."

Bei der Gewißheit, daß Anna's Vater von dem ganzen Hergange gar nichts wisse, übertrug der König dessen Busenfreunden, dem Marquis Ormond und dem Grafen Southampton, ihn von der Lage der Sache vollständig zu unterrichten und über die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Beide Männer erkannten theilnehmend die Schwierigkeiten dieses Auftrags, und ängstigende Gedanken mannichfacher Art drängten sich ihnen entgegen. „Ist Herzog Jakob ein Mann sichern Charakters, oder leichtsinniger Aufführung? Wird seiner jetzigen Begeisterung nicht bald eine traurige Abkühlung folgen? Ist sein Beschluß verträglich mit Gesetz, Kronrecht, Regentenpflicht, Wohl und Ruhe des Landes? Wie kann, wie muß der überraschte Vater urtheilen? Wird er, sich und seine Familie im Auge behaltend, darin ihre mögliche Erhöhung oder ihren wahrscheinlichen Sturz erblicken? Oder wird er aus soeben angedeuteten allgemeinen Gründen den Herzog bitter anklagen und sich von seiner Tochter zornig lossagen? Steht nicht zu befürchten, daß eine bedeutende Partei, daß echte Vaterlandsfreunde und schlechte Neider, die Heirath durch Mittel aller Art hinter-

treiben und den Kanzler mit seiner Tochter gleichmäßig preisgeben werden?"

Gefahr lag in jedem Verzuge. Beide genannten Freunde luden deshalb, einem königlichen Befehle gemäß, den Kanzler ein, eiligst nach Whitehall, dem Palaste, zu kommen, wo sie ihm eine wichtige, unangenehme Entdeckung mittheilen würden. Vergeblich sann er, worin wol diese Entdeckung bestehen könne; da er jedoch an Unangenehmes gewöhnt war, glaubte er auf alles und jedes hinreichend gefaßt zu sein. Als er nun das Erzählte erfuhr, brach es ihm das Herz, er verlor gänzlich die Fassung, gerieth nächstdem in den höchsten Zorn gegen seine Tochter und sagte: „Sobald ich nach Hause komme, werde ich sie ihres Wandels halber zum Hause hinauswerfen. Sie mag für sich selbst sorgen, ich will sie nie wiedersehen!" Jene Freunde erwiderten: „Ihre Leidenschaft ist zu groß, als daß man mit Ihnen vernünftig berathen könnte. Wir glauben, daß der Herzog mit Ihrer Tochter verheirathet ist, und deshalb sind Maßregeln anderer Art zu ergreifen, als die Ihnen Ihre übermäßige Aufregung eingibt." Hyde ward aber durch diese Weisung keineswegs beruhigt, sondern entgegnete: „Ist das wahr, was Sie soeben sagten, so weiß ich sehr wohl, was zu thun ist. Ich will lieber, daß meine Tochter des Herzogs ..., als daß sie sein Weib sei. In jenem Fall kann mich niemand wegen meines obigen Beschlusses tadeln, denn ich bin nicht verpflichtet, eine Beischläferin für den größten Fürsten auf Erden zu halten, und was die Unwürdigkeit betrifft, welche mich angeht, so unterwerfe ich mich dem Willen Gottes. Ist aber die Rede von öffentlichen Maßregeln, so werden Sie, meine Freunde, hoffentlich dem Antrage beistimmen, daß man die Schuldige in den Tower, ins Gefängniß schicke und durch Parlaments-

beschluß über sie aburtheilen lasse, wo ein Todesurtheil mir nicht zu hart erscheint."

In diesem Augenblick trat der König in das Zimmer und setzte sich an den Tisch. Da er sah, daß der Kanzler ganz außer sich und in Thränen gebadet war, so fragte er die Lords: „Was haben Sie ausgerichtet und beschlossen?" Der Graf Southampton antwortete: „Mit andern Personen muß man rathschlagen, denn dieser Mann ist nicht wohl gescheit und hat so außerordentliche Dinge vorgeschlagen, daß mit ihm nicht weiter zu reden ist." Hierauf sagte der König mit großer Milde: „Kanzler! Ich weiß, wie sehr diese Angelegenheit Euch beunruhigen muß, deshalb habe ich zuvörderst zweien Euerer Freunde aufgetragen, mit Euch zu verhandeln, bevor ich selbst mit Euch spräche. Jetzt aber müßt Ihr die Euch beunruhigende Leidenschaft ganz beiseitelegen; denn diese Angelegenheit erledigt sich nicht von selbst, sondern kommt bald ans Licht. Deshalb muß man beschließen, was zu thun sei, bevor andere unberufene Menschen sich herausnehmen Rath zu ertheilen." Als der König hinzufügte, sein Bruder habe oft wiederholt, er könne unmöglich mit einem andern Weibe leben, stand der Kanzler auf und sagte in großer Erregung: „Herr! Ich betrachte den Hergang mit so viel Abscheu, daß es mir nicht einfällt, für mich und meine Tochter eine Vertheidigung zu unternehmen. Und obgleich ich gewünscht hätte, daß Ihr Bruder dies Unglück nicht über mich gebracht, will ich es doch lieber in aller Demuth ertragen, als daß es durch eine Heirath beseitigt würde; ein Gedanke, den ich so sehr verabscheue, daß ich meine Tochter lieber todt sähe, mit all der Schande, die ihre Anmaßung verdient. Ja, Herr! Bei all den Eiden, die ich geschworen, Ihnen treulich zu rathen, bei all der Dankbarkeit, die ich Ihnen für so viele Wohlthaten schuldig bin, wiederhole ich den schon

meinen Freunden gemachten Antrag, denn es ist der einzige, welcher Sie von den Uebeln befreien kann, welche sonst aus dieser Angelegenheit für Sie hereinbrechen werden. Aber freilich, nach so vieljährigem Umgange kenne ich Ihre Natur besser als andere Leute. Sie haben eine zu leichte und milde Natur, um mit den rauhen Beleidigungen zu kämpfen, welche die Willkür und Rechtlosigkeit der neuesten Zeiten über Sie gebracht haben. Die Meinung, welche man allgemein über die zu große Nachgiebigkeit und Schwäche Ihres Gemüths hegte, wird von allen Ihren wahren Freunden beklagt. Wenn Sie jetzt in einem Falle, der Sie und Ihren Bruder so nahe betrifft, die höchste Strenge zeigen, so wird Ihnen Ihre ganze künftige Regierung viel leichter werden und jeder sich hüten, Sie in unverschämter Weise zu beleidigen."

Als der Herzog von York jetzt ins Zimmer trat, sprach der König von einer andern Angelegenheit und ging dann mit seinem Bruder hinweg. Der Kanzler aber eilte nach Hause und ließ seiner Tochter befehlen, nicht das Zimmer zu verlassen und keinen Besuch anzunehmen.

Anna war natürlich durch die mannichfachsten und entgegengesetztesten Gemüthsbewegungen aufs höchste erregt; Hoffnung auf ein glänzendes Schicksal, Besorgniß vor öffentlicher Schmach, Vertrauen zur Treue des ihr bereits heimlich angetrauten Gemahls, Furcht vor der Macht so vieler ihn beschränkenden Verhältnisse, Gewißheit über die große Liebe ihres Vaters und seine strenge Ansicht über sittliche und Kindespflichten. Nur darin lag eine Art Trost, daß ein so peinlicher, ungewisser Zustand nicht lange dauern könne.

Sobald Herzog Jakob von seinem Bruder, dem Könige, hörte, wie sich der Kanzler geäußert und welche Maßregeln er gegen seine Tochter ergriffen habe, gerieth er in großen

Zorn und hielt auch sich für beschimpft, weshalb König Karl am nächsten Morgen den Kanzler rufen ließ und, ihn scheltend, verlangte, daß er die übereilt ergriffenen Maßregeln sogleich aufhebe und die völlige Freiheit seiner Tochter herstelle. Unerschreckt erwiderte Clarendon: der König möge die ihm gegen seine fehlende Tochter zustehenden Rechte nicht beschränken, vielmehr seiner königlichen Pflicht gemäß die von ihm gemachten Vorschläge annehmen.

Dieser lebte der Ueberzeugung, daß seine Befehle über die strenge Haft Anna's zur genauen Vollziehung kämen. Später ergab sich, daß die Wächter den Herzog täglich und nächtlich zu ihr gelassen hatten, und sie entschuldigten ihr Benehmen damit daß Jakob und Anna bereits vermählt gewesen. Als König Karl dies dem Kanzler bestätigte, als die Zeit und neue Ueberlegungen beruhigten und im Publikum keine lauten Einreden erhoben wurden, so schien ein friedlicher Ausgang bereits erreicht.

Unerwartet aber erhob sich eine neue, bedeutende Schwierigkeit; sobald die Witwe Karl's I. (die Königin-Mutter, Heinrich's IV. von Frankreich Tochter) von ihres Sohnes Heirathsplan hörte, nannte sie diesen in einem heftig zürnenden Briefe durchaus unwürdig. Als Jakob diese Warnung nicht berücksichtigte, schrieb die Königin-Mutter ihrem Sohne, dem Könige Karl: „Ich bin auf dem Wege nach England, um durch mein Ansehen eine so große Schmach und Verunehrung der Krone zu verhindern.“ Ja es verbreitete sich das Gerücht, sie wolle im Parlament gegen den Kanzler Klage erheben und auf die härtesten Strafen gegen alle Schuldigen antragen.

König Karl hielt es für wichtiger, seinen fest entschlossenen Bruder zu gewinnen, als den Etikettenzweifeln seiner Mutter Gehör zu geben. Er war ferner von der Unschuld des tiefbetrübten Kanzlers so überzeugt, daß er ihm um

diese Zeit, zum Zeichen königlicher, unverminderter Gnade, ein bedeutendes Geschenk machte und ihn zum Baronet ernannte.

Bei diesen Verhältnissen verlor der Widerspruch der Königin-Mutter an Gewicht, der Sturz des Kanzlers ward ganz unwahrscheinlich, und die Hindernisse der Heirath verminderten sich mit jedem Tage. Da trat ein Ereigniß ein, welches niemand erwartet hatte, aber entscheidend einwirken mußte.

Charles Berkeley, ein Hauptmann von der Leibwache, welcher in großer Gunst und Ansehen bei dem Herzoge Jakob stand, erklärte diesem mit reuiger Theilnahme: „Mein Gewissen verpflichtet mich, Sie von einer Heirath mit einem Weibe abzuhalten, die Ihrer ganz unwürdig ist. Ich selbst habe verbotenen Umgang mit ihr gehabt und bin bereit, sie zu heirathen, obgleich ich weiß, in welchen Verhältnissen Sie mit ihr gelebt haben."

Dies bestimmte Zeugniß eines so lange gekannten und betrauten, sich selbst dadurch gewissermaßen preisgebenden Mannes, machte den größten Eindruck auf Herzog Jakob und seine Mutter. Jener erklärte seine Heirath für nichtig, ja er leugnete sie ab und gelobte, Anna nie wiederzusehen. Er bedrohte ihren Vater, wenn er sich beikommen ließe, im Parlament oder sonst irgendwo und wie Klage gegen ihn zu erheben, woran dieser übrigens gar nicht gedacht hatte.

Während so das Schicksal Anna's für immer auf das traurigste entschieden ward, lag sie in Kindesnöthen und gebar einen Sohn. Und zwar in Gegenwart der Marquise Ormond, der Gräfin Sunderland und einiger andern vom König hingesandten vornehmen Damen. Als diese und der eingetretene Bischof von Winchester sehr ernste Fragen an Anna richteten, antwortete sie aufs bestimmteste:

„Nie habe ich mit einem andern Manne in Verhältnissen gestanden als mit dem Herzoge, und er muß selbst davon überzeugt sein. Ich bin förmlich mit ihm verheirathet, und hierfür werden Zeugen auftreten, sobald es an der Zeit ist.“

Daß jene Damen sich jetzt laut für die Unschuld Anna's aussprachen, gewann manche ihrer Gegner; doch war vorauszusehen, daß in einer Angelegenheit, wo eigentliche Beweise fast nie herbeizuschaffen sind, böse Zweifel unausrottbar fortdauern würden. Da geschah wiederum etwas ganz Unerwartetes!

Der Hauptmann Charles Berkeley ging nämlich zu dem Herzog Jakob und erklärte: „Die allgemeine Meinung, daß Ew. Hoheit Heirath unpassend, tadelnswerth, unheilbringend sei, hat mich vermocht, jedes Mittel anzuwenden, Sie davon zurückzubringen. Zu diesem Zwecke habe ich jene Anklage ausgesprochen, von der ich jetzt bekenne, daß sie durchaus falsch ist und daß ich von der Tugend Anna's vollkommen überzeugt bin. Deshalb bitte ich Ew. Hoheit, mir meinen Fehler zu verzeihen, den ich blos aus Anhänglichkeit an Sie beging, und nicht zu gestatten daß ich von denen zu Grunde gerichtet werde, die ich so beleidigt habe daß ich mich schäme, sie anzublicken.“

Der Herzog war so erfreut über eine Erklärung, die ihn von seiner Hauptsorge befreite, daß er Berkeley umarmte und seinen Schutz versprach. Obgleich der Herzog ihm ebenfalls die Verzeihung des Kanzlers und seiner Tochter auswirkte, und selbst König Karl gleichwie der Herzog ihn allmählich in einer unbegreiflichen und unwürdigen Weise begünstigten, ward Berkeley dennoch fast allgemein wie ein abscheulicher Verleumder betrachtet.

Dem Könige schien dieser Ausgang sehr erwünscht; Anna's Ruf war fleckenlos hergestellt und ebenso das Verhältniß zu ihrem Gemahle. Nur dessen Mutter anerkannte zwar

jetzt die Sittlichkeit seiner Gemahlin, widersprach aber nach wie vor aus Staats- und höhern Familienrücksichten der Gültigkeit jener Ehe. Mithin blieb es zweifelhaft, ob sie einen Sohn, oder beide für ihre Ansicht gewinnen werde. Plötzlich und wiederum unerwartet änderte sie diese Ansicht gänzlich, söhnte sich mit dem Kanzler aus und befreundete sich mit dessen Tochter. Insgeheim erzählte man sich, es sei ihr aus Frankreich die bestimmte Weisung zugekommen, nicht unter ihren Söhnen Zwist zu erregen und nicht auf den Sturz des verdienten und geehrten Kanzlers hinzuarbeiten.

Es versteht sich von selbst, daß dieser gleichwie seine Tochter mit diesem glücklichen Ausgange sehr zufrieden waren. Gewiß aber entstand zwischen beiden eine neue erhebliche Misstimmung, als Anna (vielleicht aus Ueberzeugung, wahrscheinlicher aus Gehorsam gegen ihren Gemahl) katholisch ward. Ihr Sohn starb früh. Sie gebar später zwei Töchter, Maria (10. Nov. 1662) und Anna (6. Febr. 1664), welche beide nach König Karl's Weisung protestantisch erzogen und dereinst Königinnen von England wurden. Anna erlebte den Sturz ihres Vaters (Herbst 1667), aber nicht den ihres thörichten Gemahls. Sie starb den 10. April 1671, ihr Vater den 7. Dec. 1674 zu Rouen in der Verbannung.

Man ist fast gezwungen, von dieser merkwürdigen Familiengeschichte, auf das gesammte Herrschergeschlecht der Stuarts hinzublicken. Oft zeigt sich in ihnen Einsicht und Charakterkraft, und doch gibt es wol keine Reihe von Königen und Fürsten, die, alles zu allem gerechnet, so beharrlich gegen ihr eigenes Interesse handelten, so wenig den begründeten Forderungen ihrer Völker genügten, so wenig

den mächtigen Gang der Weltgeschichte begriffen, so eigensinnig oberflächliche, unbrauchbare Theorien vertheidigten. Die natürliche Folge war eine Unzahl tragischer Ereignisse, welche, schon in der kürzesten Aufzählung, einerseits zu mitleidiger Theilnahme bewegen, andererseits aber auch zu den herbesten Vorwürfen berechtigen.

Der Ahnherr von Maria Stuart, im sechsten Geschlecht aufwärts, König Robert III., hatte einen Neffen Alexander Stuart, welcher den Bruder der Königin, Malcolm Drummond, ermordete und dessen Witwe Isabella mit ihrer Zustimmung heirathete (ein Gegenstück oder Vorbild der Geschichte Darnley's, Bothwell's und Maria's). Der Herzog von Albanien, König Robert's Bruder, warf dessen Sohn, seinen Neffen Rothsay, ins Gefängniß und ließ ihn hungern, bis er sich das Fleisch von den Gliedern nagte und endlich starb. Sobald Rothsay's Bruder, Jakob I., den Thron bestiegen hatte, suchte und fand er Gelegenheit, alle Söhne Albaniens enthaupten zu lassen, wofür er von andern seiner Verwandten überfallen und mit 16 Wunden getödtet wurde. Jakob's Witwe opferte die Thäter den Manen ihres Gemahls in einer Weise, welche an die Blutrache der Königin Agnes für König Albrecht von Deutschland erinnert. Jakob II. ließ zwei seiner Söhne enthaupten, ermordete den dritten mit eigener Hand und kam bei der Belagerung von Roxburg gewaltsam ums Leben. Sein Sohn Jakob III., Maria Stuart's Großvater, gerieth zuerst in blutige Fehde mit seinem Bruder dem Herzoge von Albanien, und dann mit seinem eigenen Sohne. Er verlor gegen diesen die Schlacht bei Fauchieburn und ward auf der Flucht meuchlings ermordet. Jakob IV., Maria's Großvater, fand in der rechtswidrig gewonnenen Herrschaft nicht das gehoffte Glück und ward in der Schlacht bei Flodden erschlagen. Jakob V., Maria's Vater, verfiel aus Schmerz

über Ungehorsam des Adels und getäuschte Plane in Wahnsinn und starb acht Tage nach der Geburt seiner Tochter. Deren Nachkommen: Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., vier Könige, von denen schwer zu sagen ist, ob sie unglücklicher waren oder unwürdiger. Der letzte ließ, bevor die Stuarts zum zweiten mal und für immer die Herrschaft verloren, seinen Neffen, den Herzog von Monmouth, hinrichten und schloß hiermit die dreihundertjährige Reihe blutiger Thaten und Schicksale des unseligen Geschlechts.

Wie soll man, diese Frage drängt sich hier auf, Geschichten vorstehender Art, wie soll man überhaupt Geschichte schreiben? In neuester Zeit hört man gewöhnlich die Antwort: man schreibe objectiv. Uebersetze ich dies sachgemäß, so fragt sich weiter: was ist sachgemäß? Fasse ich die Antwort allgemeiner und sage: schreibe der Wahrheit gemäß, so fragt sich wiederum: was ist Wahrheit? Gewiß gehört zu dem Objectiven ein Subject, eine Person, die da erkennt, was sachgemäß, was die Wahrheit sei. Wie kommt man nun zu dieser Erkenntniß? Zunächst ohne Zweifel, wenn man unleugbare Hindernisse, Vorurtheile, Leidenschaften, Unwissenheit u. dgl. fern hält, oder überwindet. Für dies löbliche Bestreben gibt es gar viel nützliche Regeln, welche aber hier nicht im einzelnen zu erörtern sind. Nur auf ein paar Punkte will ich aufmerksam machen.

Alle Geschichte liegt in der Vergangenheit. Ich kann sie betrachten, wie sie zu der Zeit betrachtet ward, wo sie noch Gegenwart, oder sehr kurz vergangen war. Soll ich nun Perikles, Alexander, Karl den Großen, Gregor VII. darstellen, wie sie in ihrer Zeit aufgefaßt und beurtheilt wurden, oder soll ich berichten, wie sie unserer Zeit erscheinen? Beide Methoden haben ihre Berechtigung, keine

soll allein herrschen, sie lassen sich in billiger Weise verbinden.

Mithin erscheint das angeblich ganz einfache Objective schon vermöge einer verschiedenen zeitlichen Auffassung so verschieden, daß dieselben Thatsachen deshalb keineswegs dieselbe Darstellung und Beurtheilung erfahren.

Hat man sich hierüber belehrt und verständigt, so treten neue Zweifel und Schwierigkeiten in den Vordergrund. Die oft ausgesprochene Forderung: man solle die Person des Geschichtschreibers in seiner Darstellung gar nicht erkennen, die Thatsachen sollten durch ihn ganz unverändert, wie durch einen Trichter hindurchlaufen, diese Forderung ist unnatürlich, es ist ihr nie vollkommen genügt worden. Vielmehr zeigen gerade die besten Geschichtschreiber eine eigenthümliche, leicht zu erkennende Auffassung und Behandlung. Dies ist ebenso löblich, als daß große Maler denselben Gegenstand verschieden auffaßten und behandelten, daß große Tonkünstler zu denselben Worten verschiedene Melodien setzten.

Einige Geschichtschreiber halten indeß mit eigenen Urtheilen zurück, lassen sich auf Lob und Tadel fast gar nicht ein, scheinen über den sittlichen Werth des Erzählten ganz gleichgültig zu sein; oder sie zeigen neben dem Guten so viel angeblich natürlichen Schatten, neben dem Bösen so viel Rechtfertigungen oder doch Entschuldigungen desselben, daß alles auf eins hinausläuft und, nach dem Sprichworte, mit einer weißen Salbe überstrichen wird.

Ein ganz entgegengesetztes Verfahren beobachten diejenigen, welche gar nicht müde werden, stolz und von oben herab zu urtheilen und den Weltrichter zu spielen, welche ihre allzu kurze Elle als das allein richtige Maß für die größten Männer und Ereignisse selbstgefällig anlegen. Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, will ich zum Schlusse

nur ein kurzes persönliches Glaubensbekenntniß wiederholen: „Sollte man in meinen geschichtlichen Schriften die höchste Höhe der kalten, politischen Gleichgültigkeit vermissen, oder tadeln, daß ich dem Erfolge, der Nothwendigkeit, dem Zufalle oder, wie die Götzen sonst heißen, nicht unbedingte Ehrfurcht erweise, denen entgegne ich mit Godwin («History of the commonwealth of England», I, preface VII): Ich mag nicht, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereignisse von hoher Güte oder großer Schuld vor meinem Auge vorübergehen. Ich wünsche vielmehr, daß man mich für so fühlend, als denkend halte. Nennt man aber Unparteilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln, als sei dazwischen gar kein wesentlicher Unterschied, so weise ich derlei Unparteilichkeit von mir und verleugne sie.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

